NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

28. JAHRGANG

1927

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1967

Reprinted by permission of the
Modern Language Society, Helsinki

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/neuphilologische-mitteilungen_1927_28

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

Ferretti, Andrea, Domenico Comparetti in memoriam 65
Jeanroy, Alfred, Études sur l'ancienne poésie provençale, II 129
Katara, Pekka, Bruchstücke eines mnd. Buches der Altväter 89
Krogmann, Willy, Die Anfangsstrophen des Ezzoliedes..... 16
Långfors, Arthur, Trois Dits de Notre Dame, tirés du manuscrit français 24432 de la Bibliothèque nationale 232
Morawski, Joseph, Deux poèmes en quatrains monorimes..... 32
— » —, Le manuscrit 25418 de la Bibliothèque nationale et les Vers sur les quatre tempéraments humains 195
Öhmann, Emil, Sprachentwicklung und Milieu..... 75
Scheludko, D., Orientalisches im Abendlande vor Dante 209
— » —, Über *Parise la duchesse* 146
Schoppe, Georg, Beiträge zur deutschen Wortgeschichte 1
Sjögren, Albert, Notes d'étymologie française 157
Söderhjelm, Werner, Eine zweite Uppsala-Handschrift der *Disciplina clericalis* 193
Spargo, J. W., The Basket Incident in *Floire et Blanceflor* 69
Streng, Walter O., Une estampie du chansonnier d'Oxford..... 152
Suolahti, Hugo, Wilhelm Braune in memoriam 37

II. Besprechungen.

Ackermann, R., Percy Bysshe Shelley, Select Poetry and Prose *(U. Lindelöf)*..... 119
Alcover y Sureda, A. M.ª, & Moll y Casasnovas, Fr. de B., Diccionari català-valencià-balear *(O. J. Tallgren)* 248
Baesecke, G., Lichtdrucke nach althochdeutschen Handschriften *(H. Suolahti)*..... 237
v. Bahder, K., Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache *(H. Suolahti)* 108
Behaghel, O., Deutsche Syntax *(H. Suolahti)* 48
Bergmann, K., Deutsches Wörterbuch *(E. Öhmann)* 238
Brinkmann, H., Entstehungsgeschichte des Minnesangs *(A. Wallensköld)* 182
Brunot, F., Histoire de la langue française, VII *(A. Wallensköld)* 115
Dibelius, W., Charles Dickens *(B. Solitander)* 120
Flasdieck, H. M., Mittelenglische Originalurkunden (1405—1430) *(U. Lindelöf)*..... 117
— » —, John Brown und seine Dissertation on Poetry and Music *(U. Lindelöf)*..... 118
Germanica. Eduard Sievers zum 75. Geburtstage *(H. Suolahti)* 170
Gierach, E., Der arme Heinrich von Hartmann von Aue *(H. Suolahti)* 106
Hartmann von Aue, s. *Gierach.*

Seite

Hennig, J., Die französische Sprache im Munde der Belgier *(A. Långfors)* 184
Hilka, A., Sammlung romanischer Übungstexte, IX *(A. Wallensköld)* 114
Histoire littéraire de la France, XXXVI *(A. Långfors)* 242
Holmberg, J., Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'Amour *(G. Lozinski)* 51
Instituttet for sammenlignende Kulturforskning *(A. Wallensköld)* 43
Jeanroy, A., Anthologie des troubadours *(A. Långfors)* 245
Jespersen, O., s. Instituttet.
Kellerers französische Ausgaben, 2—4 *(Ewald Müller)* .. 115
Kluge, F., Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte *(H. Suolahti)* 107
Labande-Jeanroy, Thérèse, La Question de la langue en Italie *(A. Wallensköld)* 183
Leopold, W., Die religiöse Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit *(U. Lindelöf)* 118
Lips, Marguerite, Le style indirect libre *(A. Wallensköld, G. Weöres)* 239
Lokotsch, K., Etymologisches Wörterbuch der amerikanischen (indianischen) Wörter im Deutschen *(H. Suolahti)* 111
Meillet, A., s. Instituttet.
Methode Gaspey—Otto—Sauer *(A. Wallensköld)* 245
Meyer-Lübke, W., Das Katalanische *(O. J. Tallgren)* 54
Moll y Casasnovas, Fr. de B., s. *Alcover.*
Morsbach, L., Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucer-Zeit *(U. Lindelöf)* 117
Müller, Max, Die französische Philosophie der Gegenwart *(E. Ahlman)* 116
Saule, L., Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt *(H. Suolahti)* 176
Schirmer, W. F., Antike, Renaissance und Puritanismus *(U. Lindelöf)* 119
Schürr, F., Das altfranzösische Epos *(A. Wallensköld)* 113
Shelley, Percy Bysshe, s. *Ackermann.*
Thalmann, K., Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach *(H. Suolahti)* 176
Titz, K., La substitution des cas dans les pronoms français *(A. Wallensköld)* 112
Urtel, H., Guy de Maupassant *(A. v. Kraemer)* 244
Volckmann, E., Die deutsche Stadt im Spiegel alter Gassennamen *(R. Riegler)* 177
Vossler, K., Geist und Kultur in der Sprache *(A. Bussenius)* 40
Warnke, K., Aus dem Esope der Marie de France *(A. Wallensköld)* 114
Wendt, G., Grammatik des heutigen Englisch *(U. Lindelöf)* 119
Wilke, E., Deutsche Wortkunde *(E. Öhmann)* 111

III. Eingesandte Literatur.

Zur Besprechung eingesandte Arbeiten 60, 121, 185, 252
Schriftenaustausch 62, 126, 189, 254

IV. **Mitteilungen** .. 64, 127, 192, 255

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Långfors
ao. Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti
Professor der germanischen Philologie

XXVIII. Jahrgang	Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 20 bei der Redaktion, Fmk 25 durch die Buchhandlungen. Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. Långfors (Myntgatan 3 C), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früherer Jahrgänge an den Schriftführer der Redaktion, mag. phil. Åke Furuhjelm (Rödbärgsgatan 1 B) einzusenden.	1927

Beiträge zur deutschen Wortgeschichte.

Die folgenden Bemerkungen sind eine Auswahl aus den Sammlungen, die bei der Durchforschung der Archivalien des Breslauer Stadtarchivs angelegt wurden. Beabsichtigt ist zunächst ein Wörterbuch der schlesischen Urkundensprache bis auf Steinbach ungefähr. Es zeigte sich aber bald, dass von hieraus leicht Nachträge zum DWB, zu Weigand-Hirt und zu Kluge gegeben werden können. Vgl. Neuphil. Mitt. XXVII (1926) 8 ff. Das DWB berücksichtigt gedruckte Quellen; nur Wülcker hat aus den Weimarer Archiven einiges beigesteuert. Zu wünschen wäre freilich, dass seine Art Nachfolge gefunden hätte. Denn in diesen Urkunden tritt die Sprache des täglichen Lebens frisch entgegen; von diesen Urkunden kann leicht Licht fallen auf die Geschichte unserer Schriftsprache, die in ihren Anfängen bis weit über Luther hinaus *nicht* in den Kanzleien und am grünen Tisch ausgeklügelt worden ist, wie man heut hier und da lesen kann, sondern in der lebendiges Wort pulst. Das ist leicht zu beweisen, wenn die Zwei- oder Dreigliederigkeit einmal genau untersucht wird, wo überall die einzelnen Worte verstanden

worden sind. Denn diese Ausdrucksweise hatte doch wohl auch einen praktischen Wert. Ich denke, darüber bald ausführlich zu berichten.

Abfreimarkten (im freien Markte kaufen, umtauschen) fehlt im DWB; doch vgl. Deutsches Rechtswb. I, 80 und Brinkmeier, gloss. diplom I, 6 c; Lexer III, 519. 'die andern zwe (Pferde) habe er en *abgefreimargt.*' Hs. I. 116, 235 a; 177 b: 'einen sattel abfreimarken'.

Freimarkt (DWB IV, 1, 1, 118; Brinkmeier, gloss. diplom I, 854). 'das eyne (Pferd) habe er noch, das sey brawn, und wer em eyns wurden am freymargte'. Hs. I. 115, 230 b; 'eine halbe marg (habe er) zugegebin zu einem *freymargthe*'. Hs. I. 116, 13 b.

Freimarkten (fehlt im DWB). 'ein swert genomen ... vnd *gefreimarckt* mit eynem reyter zur Ölsz wff ein ander swert'. Hs. I, 115, 139 a.

Verfreimarkten (fehlt bei Lexer im DWB u. auch sonst, vgl. Brinkmeier II, 678). 'das ander (Pferd) hat er *vorfreymargkt* vmb eyn ander pfert'. Hs. I. 115, 29 b; ebenso 81 b: 'vnd haben die (zwei Pferde) *vorfreimargkt* vmb eyn pffert'; ähnlich 161 a. Hs. I. 116, 163 b: 'seinen rogk hat her *vorfreymargkt*, das her nicht kentlich wer'. Acheldemach (ed. Jecht Görlitz 1909) S. 152: 'dem Swartz Cristoffe habe er eyn pferdt *vorfreymarckt*'.

Abgedinge (fehlt bei Lexer und DWB, Deutsches Rechtswb. I, 87. — Abkommen, Übereinkommen). 'Item (bekannte er), zu Coberwicz habe er mit den von Glocz ein *abgedinge* gemachet vor xiiij gulden.' Hs. I. 116, 46 b; dazu gehört '*abdingen*' — ein Übereinkommen treffen, versichern: 'auch met jm abgedinget vor xiiij gulden, davon ist jm nichts worden'. Hs. I. 116, 46 b; 108 b: 'hatte mit dem börner *abgedinget*, das er yn nicht bornen solde'.

Abgleichen (DWB I, 50). 'dornoch habe sie ihr die Zeppfe selbst abgeschnitten vndt was sie im Spigell ersehen, das es vngleiche gewesen, habe sie *abgegleichet*, bis es einer kolben ehnlich oder gleiche worden'. Hs. I. 124, 11, 184 (1592).

Abhändig (Lexer, Nachtrag 8; Deutsches Rechtswb. I, 103). 'vnd vnserm herren konige *abhendig* sein wurden'. Hs. I. 115, 1 b (sich entfernen, flüchten). 163 a: 'das sie den leutten das yr entwand vnd *abhendigk* bracht' (bei Seite bringen).

Antreten (Lexer I, 64). 'also was eynem *antreten* wurde, das sol den andren ouch *antreten*. I. 115, 34 a (zustoszen).

Anzeckern (DWB I, 526; Schmeller II, 1081, hat «*anzeck*» verliebt). 'hernachmols, als er beim Hentschell kretzschmer auf der oder-gassen in arbeit gestanden, vnd die Anna in die stadt gangen, habe sie Ihnn allemahl *angezeckertt*, dz er mit Ir also in kundtlschafft kommen'. I. 123, 10, 106 (1590).

Arnfeln (Müller-Fraureuth I, 50 a). 'weiln sie sich mit einander *gearnfeltt*, der schleicher Immer oben gelegen'. I. 123, 12, 183 (1620).

Aufbringen. 'hernacher wer die Susanna auch zu ihm auf die Streu kommen, ihn gekützelt vnd sich bemühet, das sie ihn *auffgebracht*, und gleichfals mit ihr die Unzucht begangen'. I. 124, 12, 42 a (1616).

Aufheben (das ausgedroschene Getreide auf der Tenne abmessen und den Dreschern abnehmen). 'er wollte Ihm ein scheffel weisse, wan er *auffheben* wurde, einsacken'. I. 124, 1, 55; 66: 'wan sie wurden *auffheben* oder geworfft haben, So soltten sie Ihr In das secklin ... ein stampfell weisse Sacken'. I. 124, 16, 298 (1607): 'habe ihm ... als sie auf den Sonnabendt worffen vnd *auffheben* sollen, Jemandt ... Im fülle stahl ... vngeworfft weizen eingesaczt'; Schweinichen 34: 'so muszte ich auch ... alles Futter ausgeben, auch mit den Dreschern *aufheben*, vnd sonsten verrichten, was möglich'. — Ein anderes *aufheben* ist ein Kunstwort der Fechtersprache (DWB I, 653, 667; Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten [1925] 26). 'dasz gestriges Tages auf der Fechtschul beim guldenen Adler, als der Schneider der Fechter die Fechtschul auszgeruffen, vnd vnder des der Trummelschläger stille gehalten, der Edelman zum Trummelschlager getreten, vnd ihnen vormannet, dasz er vnderm auszruffen die Trummel schlagen tete: Der Trummelschläger aber sich deszen gewiedert. Nach diesem habe der Edelman ein fechter schwert genommen vnd *aufgehoben*, als aber der Hemmerle vnd die andern fechter gesehen, dasz er weder aus Kunst noch auch fechters brauch nach *aufgehoben*, hatte er ihn daruber abgemahnet.' Hs. I. 136, 7 (13. II. 1609).

Auflaufen (sich herumtreiben). 'vnd bei ir (seinem Weibe) nicht gewest Im acht Jaren, sunder Im lande *vffgelouffen*'. I. 115, 227 a.

Ausgeläufter (DWB IV, I, II, 2875; Fischer I, 472). 'der halben wer der Caspar Schwann mit einem flescher gesellen von der Schweinnitz zun Ihr In die bulschafft kommen Ihn ehr vnd freundschafft. Sonst wuste er von keinem grossen *ausgelauffter*, das bein Ihnen wer gewesen'. I. 123, 5, 121 (1572); '... das sie Ihnn Ihres mannes abwesen grosz *ausgeläffter* gehalden hott'. I. 123, 7, 189 (1575); 'ein grosz *ausz* vnnd ein *geleuffter* gewesen'. I. 123, 12, 60 (1616).

Aushosen (nirgends belegt). '... das er seinem Herrn N. ein Silbernen dollich *ausgehost* hatt'. I. 120, 1 (13. IX. 1580); '... das er hat Schweine *ausgehost* vnd vnbezalt weggetrieben'. a. a. O. (28. III. 1580).

Austun (kirchlich aufbieten). 'ehe den er sich habe lassen *austhun*, habe er ir solches offenborett, das er noch Ein weib hette'. I. 124, 10, 59 (1590).

Bäumen (DWB I, 619. 1191; Fischer I, 716; Schwz. Id. IV, 1251). '... hat noch garn, das da *gebawmt* ist, bej vj stücken'. I. 151, 138 b (1491); daneben '*anbäumen*': 'Wo Ihrer gesellen einer ein werg *ange-*

beumet, das er davon nicht orlaub nehmen vnd wandren solt, bis derselbe solches wergk volliglich abgewurcht vnd vorbracht hett.' Hs. O. 144, 1, 125 a (1529); bei Czepko III, 289: 'jenes Theil das *bäumt* er *an*'. Im übertragenen Sinne bei Schweinichen II, 10: 'ich weder bei der Jungfrau zu Hermsdorff *angebäumet*'. *Aufbäumen* steht bei Scherffer. Ged. 543.

Bekechen (Über kech, käch für keck vgl. DWB V, 376, 2 b und Schwz. Id. III, 120). (Wird aus der Stadt gewiesen), 'dar ehr Im birhausz eynes Andern alden Mannes vorlebtes weib betast vnd *bekechenn* wollen'. I. 120, 1 (24. III. 1557).

Bierlich (besonders in der Wendung, in bierlicher Weise d. h. trunken) 'mit dem (Gesellen) wer sie czu vnnfall kommen, vnd auch vnvorschlossenn auff einem soller gelegenn; czu der der obgemelte geselle in *birlicher weise* kommen und sie eczlich mol beschloffen'. I. 123, 183 b; 'ferner hot er bekannt, das er solches in *birlicher weise* vorgenomen'. I. 123, 1, 130 a. Auch Säuferlisten kannte das 16. Jahrhundert: 'gestehet woll zue, das er Inn der *biehrtoffel* stehett, aber seine elsten hetten Ihnn zue vnschult alls ein armen mahn hienein gebracht'. I. 124, 4, 6 (1575).

Bierweg. (Häufig in der Wendung '*seines Bierweges gehen*' für seine Notdurft verrichten.) 'Lucas Wolff von der Bernstat hat bekant, dasz er zu hern Gremel *gegangen sey* Inn hoff seines *byrwegs*, da habe er geseen einen Rogk.' I. 115, 191 b; 'als er nochmals im hoff seines *bierweges gehen* wollen, sei er etwan nicht in stall gelaufen'. I. 124, 8, 101 (1587); I. 124, 12, 98 (1596) 'welcher (mit Reuerenz zue melden) *seines Biehrweges gangen*'.

Blössel (Schmeller I, 331; in diesen Belegen bedeutet das Wort Landstreicher, Vagabund). 'Hans Hofman ein *Blossel* Ist der Stadt vnd haubtmanschaft vorwisen.' I. 120, 1 (20. V. 1562); 'das am sonnabent vorschinen 8 tage ein *blossel* oder holuncke auf die oder gasse czu im kommen'. Hs. I. 123, 1, 195 a; 'sind fier *blössel*, die sich zum taille vor landsknecht ausgeben, gefenglich angenommen wurden'. Zs. f. Gesch. Schlesiens XX, 293 (1553). Neben *Blössel* erscheint die Form *Blöszlich*, z. B. I. 120, 1 (28. VIII. 1559): 'Martin Schiebell ein *blösligk* aus der Zigelscheune jst gleichfals aus der Stadt vorweist.'

Brackenfelder, *Bracksfelder* (eine Art Dolch; das Wort kommt sehr häufig vor; vgl. Zs. f. Gesch. Schles. XXXII, 369. XLIII, 272; Neue Provinzialblätter II, 425; aber wie ist es zu erklären?). '... die weren von seinem tolch oder *prakkfelder* gefallen'. Hs. I. 120, 7, 303; 'habe der steller den Moysei mit dem *praxfelder* auf einen Arm gestossen'. I. 120, 10, 289 b; 'auch eine *praxfelder* ausgezogen vnd auf ihn geseczt'. I. 123, 10, 289 a; 'ein mit silber beschlagenen *praxfelder*'. I. 120, 2 (22. I. 1594); 'das er abgekaufft hette ein *prachtsfelder* mit

bestecke czugericht'. I. 123, 1, 133 b (26. II. 1564); *Prachtsfelder* steht auch I. 123, 1, 116 b, 105 b.

Bristeln (Rheinisches WB I, 991: britscheln). 'da hört ichs, dasz es anfing zu *bristeln*, da erschrack ich vnd sprangk bald herausz vnd sach, dasz es feuer wohr'. I. 136, 9 (9. XI. 1618).

Brühen (DWB II, 425 c). 'er solle sich rausz *prüen*, er woll sich mit Ihm rauffen'. I. 136, 8, 285 b (1617).

Brunzen. (Das Wort ist also auch im Schlesischen gebräuchlich.) 'des Weiszkopffs Junge vnter wehrender Trewung gantz offentlich in wehrender Vorsamblung aussm Saal *geprunczt*, vngeschewt des Frawenzimmers'. I. 136, 8, 184 b.

Budel, Pudel (DWB VII, 2203, 6; Lexer II, 304; Schwz. Id. IV, 1039). 'wo er die Blechen Brieff *Pudelln* bekommen'. I. 124, 8, 269 (1588); 'aus was vhrsachen er ein feuer oder licht in ein holtzern *Pudell* gethan, domit er balt ein grosz feuer het ahnrichten sollen'. I. 124, 8, 252; 'sonst sej noch eine *Pudell* vorhanden, die er etwa vmb Pfingsten den Reuttern auffzuheben geben hett'. I. 124, 10, 269 (1591); 'daraus (aus der Baude) er eine *budell* mit lichten genommen. I. 124, 16, 211 (1620); v. Bergmann bei Buchholz 102 schreibt: «In Livland sagt man *Speisepaudel* (man versteht darunter einen reichlich ausgestatteten Speisekorb); ist sich aber über die Etymologie des Wortes, eines aus Rinde oder Bart geflochtenen Gefäszes nicht klar.» — Daneben erscheint nicht selten die Form *Bauder, Pauder*, z. B. I. 161, 93 b (1490): 'eine grosze tzenen p*awder*; I. 151, 154 b (1491), diese befand sich in einer Almer im Hause; in einem Inventar I. 151, 142 a (1491): '*Bawder*'.

Daumen (für penis. DWB III, 110; Fischer II, 114). 'er der Schramm hette zwene *Daumen* eingehangen. Er wehre ein Ehebrecher, vnd hette eine Hure, vndt hette auch noch auss allen Städten Huren'. I. 136, 7 (27. XI. 1617).

Drückel (Kretschmer, Wortgeographie 290). 'der Lenert ihr Mahn den *Drückell* aus der thuer gezogen, das sie die einfallende klincke nicht auffheben konnen'. I. 124, 10, 276 (1591).

Echzeit? 'der wagen ist ainer gewest by Adelnaw, auch iiij wagen by der Ölssen, vnd iiij by Trachenberg jn eim *echzeit*'. I. 115, 133 b (1493).

Eiszen? (vielleicht zu DWB III, 383). 'do hott er ein hor In der schussel funden, do hott Im for dem essen *geest*; derhalben hat er die schessel ... vnder die brewpfanne geworffen'. I. 124, 3, 67 a (1574).

Farbe? 'vnd hatt ein *farbe* dorausz genummen, vnd 3 meczen leim'. I. 123, 5, 291 (1573); '2 schurztucher vnd Eine *farbe* (gestohlen)'. I. 124, 9, 257 (1590); 'er seine bekombene *farbe* vmb einen halben Thaler vorkaufft'. I. 120, 3, 93 (1614); 'dasz er den 27. November:

bey nacht in seiner Meisterin *farbe,* bey der innern Schweidnitschen Brücken, über die Dühle unter den Brücken in hoff kommen, und doselbst vier stück Mersolan gestohlen'. I. 120, 4 (13. XII. 1657); 'die *farbe* einer Magdt geschenket'. I. 120, 3, 94 (1614).

Faude (Weinhold, Beiträge 19 a; DWB III, 1317; doch vgl. auch Fischer II, 984). 'einen Jungen dirslagen vnd mit *fawden* czu gedacket'. I. 115, 287 a.

Firlefanz (DWB III, 1672). 'zeugen bewust und war, nachdem Caspar Milde hingangen, Inn meinung die sache zu versuchen, das der Schuster in der Stockgassen, welcher etwas truncken gewesen, den Milden bei einem Schenkel erwischt und gesagtt, da tanzen wir den *Virlefanz* von Schwaben'. I. 136, 5 (10. II. 1596).

Firrichen machen? zu fergeln DWB III, 1672? 'sie sol seines willens pflegen, er wil ir ein *firrichen* machen auch geldt geben'. I. 123, 2, 227.

Fispe (Schmeller I, 772; Schwz. Id. I, 1111). 'sie mitt bösen worten angefochten, Eine *vispe* gescholten'. I. 124, 9, 164 (1589).

Fläscheln (DWB III, 1726; Schmeller I, 590; Müller-Fraureuth I, 343). 'dem andern Reuter hette er solches zwar nicht zue getrawet, In dehm er immer *gefleschelt*; Sondern der Dauidt hette es ihm befohlen'. I. 123, 13, 84 (1632).

Flasern (DWB III, 1768 unter Flader). 'yn der almer hat er funden funff silbereyn loffel, sechs *flesseren* loffel mit silbereyn styelen'. I. 115, 109 b; 'genomen eyne czynyne kanne vnd *flassene* loffil'. I. 115, 226 b (1503). Im Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit XVIII (1871) 44 werden 'XX *fledern* leffil mit Sylberyn beyworffchen' genannt; vlâder ist geäȩertes Holz, Maserholz (vom Ahorn, der Eibe, Eiche); vlederîn ist das Adj. dazu. Für Flader kommt auch Flaser vor nach Sanders I, 456 a.

Flennen (DWB III, 1769, 1). 'die (Tochter) solle auf Zeugefurers weib, do sie zum fenster hinaus gesehen, das maul *geflennet* haben'. I. 136, 2 (23. VI. 1581).

Flieszäugeln (Schmeller I, 50 naszäugeln, wasseräugeln). 'gesehen, das er *geflüszäugelt*; was er mit seinem Weibe mag geredet haben, wisse sie nicht'. I. 136, 8, 314 a (1628).

Fopp m. (Das Wort ist mir an dieser einzigen Stelle begegnet. DWB IV, 1, 1, 617 kennt nur die *Fuppe* aus dem ostpreussischen und holländischen; Adelung II (1775) 238 erwähnt *Fuppe* nur als preussisch.) 'habe Sauberschwartz Ihm einen grossen *Vopp* mit Gelde, darinner vber 100 Thaler gewesen, zum auszklauben gegeben'. I. 136, 8, 143 (1624); 'wan er nun ein Theil auszgeklaubet, den hatte er in einen *Vopp* gerofft'. a. a. 'welch *Vopplein* S. an seinen Ort geseczt'. 142.

Fotzenhut (DWB III, 45; Fischer III, 1692). 'ihm ... einen *fotzenhut* vnd bernheuter gescholten'. I. 136, 8, 116 b.

Freiheit (Verlobung). 'dasz Er Zeuge bey der *Freiheit* (wie mans nennet) nit gewesen were, allein bey der hochzeit'. I. 136, 5 (23. VI. 1598).

Füllwein (DWB IV, 1, 1, 524). 'vnnd habe gesehen, das in seinem Beiwehsen die Weine richtig visiret, auch aus allen Faszen, wie auch von dem *Fillwein* getrunken worden'. I. 136, 7 (19. IV. 1613).

Gängler (DWB IV, 1, 1, 1251). 'vnd sey Sonst noch einer bej ihm gewesen, hette sich vor *gängler* ausgegeben'. I. 124, 11, 84 (1592).

Gänglein: 'es were meines herczens lust, wan ich nurt mit den schelmen alle beiden ein *genglein* gehen solle'. I. 136, 2 (27. X. 1581); 'wenn ich were dazu kommen, ich wolde mit ihm ein *genglen* gangen sein, das es einem besser den dem andern gefallen hette'. I. 124, 11, 100 (1592).

Garkost (DWB IV, 1, 1, 1313, II, 1 a). 'vnd schuldig synt bleben vor *garkost*'. I. 151, 60 (1489); 'Petir Paucke arrestavit yn seyme höfe fwmff pferde vnde eyn wagen vnd all geschirre dorczu gehorende, welche pferde vnde wagen Schele Jorgen des furmans seint, uff newntczin marg *garkösthe*'. I. 151, 8 (1487). S. 9: '*garkosthe* vnde ein teil schult'. I. 123, 5, 317 (1573): '(sie hat) die leichen bestatten lassen auf Ihr eigene darkost'. Hier ist wol ein Schreibfehler.

Geegelt? 'Mehr stehet das Medlein zue, dz sie der Mutter eine *geegelte* Öberziche genommen.' I. 124, 13, 34 (1589); a. a. O. 'eine *geegelte* haubtziche'; auf derselben Seite: 'zwo heubtzichen eine *geegelt* gewurffte, die ander auf einer Seite mit Zwillich, auf der Andern mit leimeth'. Hängt das Wort mit Agen, Egel (DWB III, 33) zusammen?

Geissel f. (DWB IV, 1, 11, 2607/8; IV, 1, 1, 1546. 1587 unter Gäuschel; Schmeller I, 947. Das Wort bedeutet eine Handvoll). 'daven weren em wurden czwei *geissel* vol des geldes'. I. 116, 183 b.

Gele f.? 'eime schreiber in dem Seidenbewtil eine *gele* (gestohlen) vnd hatte sie gegeben vor acht gr'. Hs. I. 115, 117 a (1489); auf derselben Seite: 'das er hat genohmen eyne boze *gele* vnd eine lade mit weissem gerathe'.

Gepage (mhd. bâgen). 'sie hetten zwar beide ein *gepage* Kegen einander gehabt'. I. 136, 9 (3. II. 1617); etwas später: 'hette er ein *gepöge* gehört'.

Gepleke (DWB IV, 1, 1, 1789 erst aus Steinbach belegt). 'das Gesindlein hette im Hauze ein geschrey vnd *geplecke* gehalten'. I. 136, 8, 285 a (1627).

Gräbel (Schmeller I, 982). 'darauff ihn dieselbe (magd) hat mit einem *gräbell* geschlagen; er sich aber mit einem besem entsetzet'. I. 124, 7, 126 (1583); '... habe sie die (eben geborene Frucht) in ein Tüchlein gewickelt, mit einem Riebe *grebell* neben der Schwellen in der Cammer ein grublein gemacht, die frucht hinein geleget und zu-

geschurreth'. I. 127, 14 (7. V. 1600). Davon ist gebildet *gräbeln*; z. B. Czepko, Satyr. III, 18:

'die bauern *grebeln* sehr und schrein auf offner bahn:
der kommissarius, der kommissarius, der kommt uns sauer an'.

Grägeln (Schmeller, 1, 992; Weinhold, Beiträge 29; Drechsler, Germ. Abh. 11, 121). 'als er mit dem lamp omgangen hat, sey her mit der brust doruff gelegen vnd mit den peynen *gegregelt*'. I. 115, 24 b.

Grampeln (Fischer IV, 678 krampen). 'alsz sie sich angefangen wegen des tanzes zu *grampeln*, were er gleich erst darzu kommen'. I. 136, 5 (30. V. 1598).

Grumseln (DWB IV, 1, 6, 639 grumsen; Schmeller I, 998). 'er kniffet vndt *grunselt* immer an mir'. I. 123, 13, 326 a (1645); *grunselt* ist verschrieben für *grumselt*. Fischer III, 867 belegt zwar *Grunser*, möchte aber *Grumser* lesen.

Hess (DWB IV, II, 1269; Fischer III, 1538, wo noch andere Literatur). 'arrestavit ... ein *hessin* mit silber beschlagen'. I, 153, 2, 149 a (1544).

Hundeloch. 'als er aber zum thore durchs *hundesloch* hinein gesehen, ob auch Imandt im hofe were, vndt sie sehen möcht'. I. 124, 10, 294 (1591). Hier ist eine Öffnung im Torweg gemeint für der Hunde freien Ein- und Auslauf.

Hutfasz (DWB IV, II, 1990 erst aus Adelung belegt; ein durchlöchertes Gefäss, Fische darin aufzubewahren). 'das er hab fische gestolen uff der Ole aus den *hutfessen*'. I. 115, 219 a; ebenso I. 124, 1, 102: 'es habe jhm ein fischer ... 2 *hutt fasser* vordinget' (1572); 101: *hut fasse*.

Hutgabe (Schmiergeld). 'hot bekant ... das der probist obgenant den Stritzen geherbergit hot mit sechsz pferden vnd ouch die *hotgab* von ym genomen'. I. 115, 113 b.

Hutschen (DWB IV, II, 1993; Fischer III, 1934). 'dz der D. den M. beym Rechten Schenckel erwüscht, vnd den M. genötiget, dz Er mit dem andern *nachhutschen* muszen'. I. 136, 5 (10. II. 1596).

Kalamare (Lexer I, 1494; DWB V, 70; Götze 130 b). 'darynne (in dem Schrein) ist gewest ein *kalamare*, ein schreibtaffil und ein betebuch'. I. 115, 2 a. — Sollte von hier aus nicht das bislang unerklärte Kalmäuser gedeutet werden können? Weigand-Hirt führt als alte Belegstellen an aus dem Jahre 1571 Rot und Mathesius, Luther 186 b aus dem Jahre 1583. Schmeller bucht aus dem Jahre 1618: *calmeiser-trivialis magister, grammatista, abcdarius*. Die bisher versuchten Erklärungen stehen bei Schröder, Streckformen 143 ff. Seine eigene aus 'klüsen, utklüsen' ist abzulehnen. Einig ist man nur darin, dass der zweite Bestandteil des Wortes von Duckmäuser beeinflusst worden ist. — Neulich fiel mir eine sehr alte Notiz in die Hand (leider hatte ich verabsäumt, die Quelle zu bemerken); ich hatte da ein aus der Schulsprache

stammendes 'Dintenclamor' aufgeschrieben mit einem Hinweis auf Du Cange II, 20 a *calamarium* und ital. calamajo. *Dintenclamor* ist nun fraglos entstanden aus Dintencalamajor. Aus calamajor konnte nun sehr leicht werden kalameier, kalmeier. Durch Anlehnung an Duckmäuser hätten wir dann Kalmäuser.

Kalete (aus dem polnischen Kaleta=Beutel). 'das er mit synem gesellen genomen hat fünff new *kaleten* uf der Reusecschen gassen'. I. 115, 11 b.

Klimpke? 'sich zugetragen, das sie ihre frau, die Kuenin, zum Schreiber ins Breuhaus nach der Kanne *Klimpke*, die sie ihr eingedinget, geschickt'. I. 123, 3, 145 b (1568); 'do hette sie (die Magd) die *Klimpke* von ym gefordert'. a. a. O. 'vndt weil er ein Kranckes weib habe, so alle stunde hoffet, ihr *Klimpke* gehollet'. I. 124, 16,- 34 (1604); 'vngefehr nach diesem Zwo stunden sey ehr in den Keller gangen, den *Klimpken* abzukühlen'. I. 123, 11, 366 a (1604). — Das Wort bedeutet wahrscheinlich Bierwürze; aber wie ist es zu erklären?

Klinke schlagen (betteln) (aus der Stadt verwiesen) 'causa, das sie *klincke schlahen* herumer gezogen'. I. 120, 1 (17. VI. 1579)

Knappsack (DWB V, 1350; Weigand=Hirt belegt das Wort in der Bedeutung Warensack erst später). 'die partirer, die mit den *knopsecken* vmbgehen, jnn den Steten vnd vff dem Lande, die sein derselben Rewtter ausspeer'. I. 115, 271 b; 257 b (1506) 'haben einem *Knapsack* ... etlich gelt vnnd wurtze genomen'. Im zweiten Beleg bedeutet das Wort Krämer, Hausierer.

Knautsche (Päckchen). 'alldo hatten sie bein dem ehnem eine *knaucze* taller funden'. I. 123, 8, 116 b (1577); 122: 'noçhmollen hatte ehr ein *knauczsche* taller Ihnn ein tuch gebunden darinnen funden'. I. 123, 12, 209 (1622): 'Ingleichen (genommen) eine *knautzsche* gelt alsz 2 gebaldte feuste grosz.' 'ein *Kneutschlein* Saffran gestolen'. I. 120, 4 (2. X. 1638).

Knoten (DWB V, 1508, 17; die Bedeutung Lunte, Zündschnur nicht bei Götze). 'Melcher Rochlitz hett em den *knothen* selbst gemacht vnd gegeben, den hette er hinden Jnn das dach gestossen, ... danoch obir eyn virtel stunden wer das fewer vffgangen'. I. 115, 243 b; und I. 116, 70 a: 'Cristoff huttergeselle obgenant hat Ine angehalden vnd *Knotten* gehabt vnd den Canth ausbrennen wöllen.' 'Er habe wellen einen *knotten* anzünden zu der büchse.' I. 116, 79 a.

Koppenteil (Kluge, Rotwelsch I, 30). 'haben obiral *koppenteil* mette gehabt'. I. 115, 34 a; 'der hat auch selbir *koppeteil* mit en'. 129 a; 'das er koppenteil gehabt hat zu dem gelder.' 160 a; 'sie haben beide *Coppeteil* gehabt'. 159 b; 'ab er *koppenteil* mit em gehabt, wüste er nicht'. 240 b; 'Schendeler alleczeit *koppenteil* mit en gehabt'. I. 116, 61 b; 'soviel aber den Marczin Ziganicke anreicht, Sagt er, das er wol wiste,

das yn die leute ziehen, er wer sein gesell vnd er hette *koppenteil* mit ym gehabt'. I. 123, 3, 159 a. — Neben dieser Form begegnen andere: Knoppeteil, Kuppeteil, auch Kuppelteil. Kuppeteil ist natürlich dasselbe wie Koppe(n)teil: 'das er aber mit dem fuerman sollte *kuppeteill* gehabt haben, ... das wiel er nicht gestehen'. I. 123, 5, 208 (1573). — 'Und ob er (der Hirt) nicht *knoppeteill* mit Ihnen (den Dieben) hette.' I. 123, 5, 103; mit Umlaut '*knöppeteil*' auf derselben Seite. — 'Auch kein *Kuppelltheill* mit ihnen niehenals gehabt.' I. 124, 12, 261 (1597); 'er wuste von keinem gehabten *Kuppeltheile*'. I. 123, 13, 92 a (1631). Vgl. DWB V, 2779. Die Bedeutung ist klar: teil haben am Gewinn aus einem Einbruch, Überfall, irgend einem anderen heimlichen Geschäft. Bei der Erklärung wird man am ehesten ausgehen von Koppenteil, Kuppeteil — Kopfteil; nicht aber an Kappenteil denken dürfen nach dem Sprichwort: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Kuppelteil als die am spätesten auftretende Bildung ist nach Kuppeln, Kuppelei gebildet, als man das ursprüngliche Wort nicht mehr verstand.

Kredeln. 'hot sich mit etlichem hausrat gefast vnd wollen *kredeln*'. I. 120, 1 (10. X. 1531); 'vorweist, Causa, das er hatt *Krediln* vnd spannen wollen'. I. 120, 1 (18. VI. 1577); '... das er *gekredilt* vnd mitgenommen, was nicht hat gehen wollen'. I. 120, 1 (13. IV. 1586). Das Wort ist gleich dem DWB V, 2491 behandelten *kroten*, krotten, nur erweitert durch das im Schlesischen sehr häufige l-Suffix. Im DWB ist auch ein alter schlesischer Beleg angegeben.

Krepel (Kluge, Rotwelsch I, 30; zusammenhängend mit Krape- Haken. Götze 141 a; DWB V, 2062; Schmeller I, 983. 1377. 1379; Fischer IV, 691). 'das her sein Cammer mit den *Creppiln* hat vffgeschlossen'. I. 115, 19 a; 'item bey jm ist funden *crepil*, domit man uffbricht, vnd böse slossil'. I. 115, 79 a. Später tritt die Form '*Krüppel(t)*' auf. 'Ferner ist er auch auf den *Krüppel* gefraget, der bein Ihm funden ist worden.' I. 124, 1, 73 (1571); 'die *krüpel* oder nochschlüssel habe er selber gefeilet'. I. 120, 10, 312 b; (gestehet), 'das er einen (Schlüssel) mit eim hocken gehabt, oder wie mans nennet, ein *kruep-pel*'. I. 124, 8, 157 (1587); 'den *krueppelt* habe er mit seines weibes schlüsseln bekommen'. 'I. 123, 10, 268 b (1593); 271 b steht wieder '*kruepel*'. Von diesem Wort *Krepel* ist gebildet *auskrepeln*; z. B. I. 115, 38 b: 'das er Sigmund Nase ij frawen rocke hat aws *gekrepilt*'. Es wird nun öfter erwähnt, dass von offenen Fenstern aus allerlei Hausgerät — Kleidungstücke, zinnene Kannen u.s.w. — ausgekrepelt worden seien. Dazu bediente man sich natürlich nicht eines Nachschlüssels, sondern gewiss eines mit einem Greifhaken versehenen Stabes oder Stockes. Dazu stimmt sehr gut, dass Schmeller I, 981 *crepil* erwähnt in der Bedeutung paxillum, Pfahl, Pflock. Ein solcher Krepel diente gewiss zum Türverschluss. In meiner Jugend habe ich solche einfache Türverschlüsse

in den armen polnischen Dörfern in den Kreisen Wreschen und Schroda oft genug gesehen und später bei Homer mich dieser erinnert. Als nun die eisernen Schlösser mit eisernen Schlüsseln aufkamen, bewahrte die Gaunersprache für den Nachschlüssel das alte Wort, während in *auskrepeln* die alte echte Bedeutung weiter lebte.

Kümlich? (Gehört das Wort zu kimmen, mit dem Stemmeisen arbeiten? DWB V, 706.) 'ferner gefraget, wo ehr den *Kümlich,* so neben dem Tuchlen bey Ime gefunden worden, genohmen undt was er damitte schaffe'. I. 124, 12, 307 (1597); 'den *Kümlig,* damitte ehr die Lade auffmachen mochtte, vorwichenen tage gefeihlett'. a. a. O. Gemeint ist ein Werkzeug zum Öffnen verschlossener Räume oder Geräte.

Mundmär (nicht belegt). 'das her die Ratman an manchen enden sündelichen in den kretczem hewseren zu *muntmeren* getragen vnd Jn bose rede nachgesagit hat vnd er es amecht halbin usgericht offinberlichen der moncze halben'. I. 115, 44 a (1470).

Nippern (Weinhold, Beiträge unter Nippel, Schmeller I, 1751). (er habe) 'mit den peynen gegregilt, sam er *genippert* hette, adir her hette das nicht vorbrocht'. I. 115, 24 a.

Nossidel. 'mit einer Noszidel vorseczlich geschlagen'. I. 120, 3, 110; 'da hette eine *Nosziedell* neben dem Mantel gelegen'. I. 123, 12, 66 (1617); 'bald aber darauff wehre der Michel wieder auszm hause komen vnd eine weisze *Noszsidell* gehabt'. I. 136, 9 (3. II. 1617). Das Wort stammt aus dem Polnischen: nosidło — Trage, Tragbahre.

Pampe (Frisch II, 63 a). 'Hannsz Gierge (zieht) eine Breithe *Pampe.*' I. 124, 17, 123 (1618); 'auff disz habe er seine *Pampe* oder kurcze seitenwehre In der Stuben abgegürtet'. I. 124, 17, 27 (1608); 'vnd er, der Grauert, den dritten mit der *Pampen* gehauen, das er baldt todt nieder gefallen'. I. 120, 3, 27; 'eine *Pampe* gestolen'. I. 120, 3, 12 (1609); 'mit der *Pampen* Ihr den Kopf abgehawen'. I. 120, 3, 48 (1612).

Paschkaler. 'an seiner Sprache erkandt, das er kein *Paszkaler* sei'. I. 124, 8, 281 (1588). Über diese Leute handelt Ernst Schwarz, Zs. f. Ortsnamenforschung I, 96 ff.

Patschen. '... vnd dem Soldaten einen Schlagk, welchen sie zimlich *patschen* hören, geschlagen'. I. 136, 8, 315 (1628). *Gepatsche*: 'vnd der Zeuge gehört, das sie einander geschlagen, dasz es *gepotsche* hette gehabt'. I. 136, 9 (17. XII. 1618). Vgl. Schmeller I, 415; Els. WB II, 123: *Gepatsche,* nicht im DWB.

Pech. 'ich bin so weit in das *pech* gesaczt, das ichs nyme achte'. I. 115, 85 a. Vgl. Kluge, DWB unter Pech und Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten (1925) unter Pech.

Perzeln. (Vgl. Fischer I, 1302 *borzen*-unruhig sich hin und her bewegen.) 'zeugin hette vnder des, wie die N. N. nach Uberreichung

des Oblats sich hinumb gedrehet und *geperzelt*, das Oblat wieder aus-zen munde genommen'. I. 136, 8 (17. IX. 1616). Zu erinnern wäre auch an das gleichbedeutende *färzeln, ferzeln*; vgl. Müller-Fraureuth I, 315.

Pilepackin f. 'der (Schweine) hat sie ij vorkaufft einer *pilepakin* vnder den toppern'. I. 115, 27 b. — Bill, Pill f. ist ein Steinpickel, Scharfhaue, womit Bau- und Mühlsteine scharf, rauh gemacht werden. In *pakin* steckt das Wort *packen-picken-becken*. Es bedeutet nach Schmidt, Schwäb. WB mühsam mit stumpfen Werkzeugen klopfen, hauen, hacken, schneiden. Vgl. auch Fischer I, 743; Schmeller I, 2, 31; Diefenbach 246; Lexer, Kärnt. WB 26; Schwz. Id. IV, 1168. Die *Pile-packin* ist also die Frau eines Mühlsteinschärfers oder Steinhauers.

Poder. (Vgl. PBB 50.) A. a. O. war übersehen worden, dass Jecht, Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Görlitz im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts (1916) 12 die Spitz- und *Pudritzkrämer* erwähnt. Dort ist noch weitere Literatur angegeben; im N. Laus. Mag. 70 (1894) 236 Anm. 6 ist ein Beleg aus dem Jahre 1422 beigebracht. Ich trage noch nach: 'in der *Podert* vndt in der Küchen'. I. 124, 13, 281 (1599).

Popke. (In Breslau Bezeichnung des Schinders und Abdeckers.) '... das her dem *popken* seyme hern hat gestolen eyne lade'. I. 115, 49 a; 90 a: 'Jacob von Welen aus Polen des *popken* knecht hat becant'; 279 a: 'vnd zu dem *poppken* auch eyne hasuke' (hat er gestohlen); I. 116, 212 a: 'den *popken* dirslagin'; I. 115, 152 b (1495): 'Gardlo ein *poppke*, hat in eym Cretschem hause, do man das heilig Sacrament, den leichnam xpr. furgetragen hatte, got mit worten gelestert.' Vgl. Markgraf, Straszen Breslaus 45, wo Popke der Pferdeschinder ist. Weitere Belege bei Wendt, Die Breslauer Stadt- u. Hospitalgüter 131 u. Anm. 221. — Das Wort ist aus dem Slavischen entlehnt: *bobak* oder bubak. Es bedeutet Schreckgestalt, Gespenst, Kinderschreck. Übrigens leiten Kluge und Müller-Fraureuth unser Popanz auf dasselbe slavische Wort zurück.

Preuschen? 'der Schuster hatte sich mit der Buxse, so er bein sich gehabt kegen dem gutschen *gepreuschet*'. Hs. I. 136, 2 (29. VII. 1579). Vielleicht zu *Braus*. DWB II, 327.

Püscheln. 'Wann Sie (die Leinwandstücke) aber auf die Schau nicht haben kommen sollen, so hat er Sie vber 12. mit Zwifachen wöllenen fademen *püscheln* lassen.' I. 136, 7 (6. VIII. 1612); 'es habe der Weiss lauter *gepischelte* Arbeit die Zeit vber machen lassen'. a. a. O. — Vgl. Schmeller I, 412: 'allerlei kleine Mittel gebrauchen, um in Handel und Wandel zu etwas zu kommen'; Fischer I, 732: '*bauscheln* — ungeschickt arbeiten'; ähnlich Schwz. Id. IV, 1761.

Radewelschen. 'ob sie gleich ein wenig Polnisch *rahdewelczen* könne'. I. 124, 17, 257 (1613).

Ruhesiedel: 'hernach eine *Ruhesiedell* erwischt vndt seinen Bruder in eine seitte damit geschlagen'. I. 124, 15, 63 (1602); ebenso S. 67.

Sackern (aus sacramentum). 'aus was Ursachen ehr am gedachten Sontage zue Hennsdorff einen Thuemuldt angefangen, *gesackert*, gott gelestertt, ...' I. 124, 14 (15. IV. 1600).

Schäkern (Kluge, DWB, Weigand-Hirt belegen das Wort erst später). 'das die Barbara der pfeifferin furgeworffen, das sie Ire schwester zu sich neme vnd darauf hielte, das sie ihmmer hinüber *tschegerte* vnd lachte'. I. 136, 2 (23. VI. 1581); 'sonsten habe Sie gesehen, das die Schwarczin mit dem Barthel gegeszen vnd getrunken, auch einander *angeschekert*, geherczet'. I. 136, 7 (17. IV. 1613). Die Bedeutung ist hier anlachen (auch höhnisch).

Schalksgroschen (nicht im DWB). 'ob er etwa einen *schalckes groschen* genohmen, das er ihn also verteidige'. I. 124, 10, 289 (1591).

Schilgen (schlagen, prügeln). 'darnach wiederumb wehre er hingerum gegangen, do sie *geschilgt* hetten, vnd in die mitte nein gegangen'. I. 124, 17, 18 (1615).

Schüppen (das vb. nicht im DWB). 'das er aber .mit dem maule *geschüppet*, wisze Zeuge nicht'. I. 136, 7 (23. VIII. 1610).

Schute (DWB IX, 2103). 'weil er, der Michel Melhose, aber kranck wehre worden, dasz er den gemeinen hauffen nicht gleich nachfolgen können, hette er den gedachten Bruder Godfried Melhosen, als einen Knaben ... auf der Weixel auf einer *Schutte*, darauff man getreide pflegt zu laden, ... auffgedinget'. I. 136, 9 (1. XII, 1625).

Schwarzmann (Schwärzer, Pascher). 'vnd haben das (Kirchengerät) verkoufft eynem gebawer Merten genant Im Newdorff gelegen jen halben der Bernstat eyn *Swarczman*'. I. 115, 15 a (1546). Also bereits im 15. Jahrhundert besteht der Ausdruck «*schwärzen*» für schmuggeln.

Schwirren (DWB IX, 2716 und Weigand-Hirt II, 827 erst später belegt). 'als die becher inn seinem hutte *geschwirret*, der her, so im begegnet, gemercket, ihn angeredt was bei im *schwirrete*'. I. 123, 1, 129 b (1563).

Sensenwurf (DWB X, 1, 612). 'do hat er eine Linden kloft, welche er zu einem *Sehnsenwurf* gedöcht hinweg getragen'. I. 124, 7, 153 (1583).

Siedel (DWB X, 1, 8607). 'hott er sie mit gewaltt auf eine *siedell* gelegett, vnd die vncucht ein Mahl mitt Ihr getriebenn'. I. 124, 2, 90 (1573); ebenso 91 a: *die siedell*, auf der *siedel*.

Siedelbank (DWB X, 1, 863). 'Michel H. das kindt eines Meurers so jemmerlichenn in eine Cammer wieder eine *Siedelbank* geschleudert.' I. 124, 1 (12. VI. 1599).

Sinde (Lexer I, 928 — Gesinde). '... hat vnser *Sinde* geherbergit vorholen wol by dreien tagen'. I. 115, 46 a (1470); 'hat becant, das her zu dreimalen mitgewest ist mit den *sinden* vnd hat die ouch hengefurtt, do man den lewten das ere genomen hat'. a. a. O.

Sitzhäuslein (Schmeller II, 346 Abtritt). 'wie sie aber keine herberge vberkommen können, hat sie sich auf dem. Salzringe in ein *Siczheuslein* gelegett'. I. 124, 12, 94 (1596).

Spiesz. 'eyn vireteil salcz, eyn *spies* salcz vff beiden wagen'. I. 115, 276 b. Das Wort bedeutet hier ein Salzmass. In der ältesten Zollrolle Stettins (1291) steht, vermutlich meist für Lüneburger Salz: 'de *sputh* salis 1 denar'. (Krause, Nd. Jahrbuch V, 151). Ebenso bezeichnet auch nd. *spit* ein Mass, z. B. 'ein *spit* ale; III stücke in islich *spit*'.

Stoppe, Stuppe? 'ohngefehr Sex *stoppen,* zwey Tüchlein vndt einen Pelcz genommen'. I. 120, 3, 64; 'etliche *stuppen* vndt Weiber hemdlein herausz gegeben'. 65; 'sechczchen stoppen vmb 20 gr. ... verkaufft'. 87; 'wo sie denn der Frauen kolnische *Stoppe* vndt Stirntüchlen hingethan'. I. 124, 11, 289 (1593); 'das sie mehr aus der Stueben schwarcz geweschte genommen, als ... zwey Tischtücher, zwo *Stuppen,* eine alte Fazschhaube'. I. 124, 14 (10. V. 1650); 'do sie in dan zum offtern wochendlich sehenn Fische Inn Einer *stupffen* bringen'. I. 124, 9, 181 (1579).

Strippe (Kretschmer, Wortgeographie 120. 504). (gekauft) 'ein par leimet *strippe* vmb 2 gr.' I. 123, 1, 116 b (1563).

Stumpf (als Massbezeichnung bei Fischer V, 1914). 'aus demselben nohm hat er einen *stompff* Saffran gefurt'. I. 116, 57 b; 283 b: 'In Polen uff den mergten angericht 111 *stompp* margt saffran.'

Stürlen (Müller-Fraureuth II, 584). 'Sie solten ihme eine Stange bringen, er wolte ihn (den Obstdieb) herunter *stürlen.*' I. 136, 9 (4. IX. 1620).

Suppan. 'sei Ime eine Person, so ein Polack gewesenn, in einem grauen *Suppan* begegnett'. I. 124, 12, 233 (1597). Vgl. polnisch '*szuba*' — Pelzwerk, Schaube (Schaube = poln. 'szuba').

Tacke (DWB II, 670). 'die Ursula herrunter bracht 7 tichlein, Ein halb stücke Rho garn, Eine *Tacke* vnndt ein Treugetuch'. I. 124, 13, 154 (1598).

Tatze (DWB IV, II, 428 unter Handtätzlein, belegt aus Stieler). 'als aber noch vbrig blieben (von der Leinwand) het sie auch 6 Pahr *handttaczen* zugeschnitten'. I. 124, 10, 268 (1591); 'sie wisse auch nicht, wo es hinkommen, So wohl von den andern stücken, als hembden, Kragen, tüchlen, *tatzen,* vndt ander leingerethe, so ihr zum theill vnther henden gegeben wurden'. I. 124, II, 32 (1592); 'gestehet, das sie einem Seller gesellen ein Pahr *tatzen* machen lassen'. 33; 'ein Mannes hemmedt mit *Taczen*'. I. 124, 13, 34 (1598).

Topfel f. (zu Tüppel? Vgl. Fischer II, 475; DWB II, 1198. 1567). 'esz hette der schencke vnter einer *Topffel,* da da Bier pflegte drauff zu stehen, In einem Mestlein Heller'. I. 124, 16, 246 (1621); 'unter

der *Topffel* In das stecket gekrochen'. a. a. O. und: 'krauch baltt vnter die *Topffel*'.

Trenter? 'das sie beim gelen Manlin vom *Trenter* vorm halben Thaler Fleisch abgenohmen'. I. 124, 7, 132 (1583); 'darauff Sie in das haus gegangen vnd vom *drendter* genummen 2 vierttl kalbfleisch, einen schrut rindt fleisch'. I. 124, 7, 180 (1583); 'von einem *Trendler* abgenommen ein hinder firtel kalbfleisch'. I. 123, 1, 134 (1564); 'von einem *trandel* ein halb kalp genumen'. I. 124, 6, 164 (1582); 'von einem *Trendell* fünff Schrott Rindfleisch genommen'. I. 124, 16, 301 (1599); 'weil aber die Knechte gleich dieselbe Nacht dz Biehr gefasset, vnd ehr den *Trendell* herunter gelassen, geknarret, Sein dieselben knechte herauff gegangen'. a. a. O.

Trippeln (Kluge, erst bei Stieler gebucht). 'vnd *trippelt* mit den füszen'. I. 136, 9 (1618).

Turba. 'das geldt in seine *turba*, so er bey jm gehabt, gethan'. I. 123, 3, 172 b (aus polnisch '*Turba*' — Tasche, Sack).

Überlegen (übervorteilen). 'aber als er gemerckt, das en die Iuden mit grossem gewicht haben *ubirlegen* wollen, hat er Jn das silber nicht wullen verkauffen'. I. 116, 54 b; I. 115, 64 a: 'mit unwarheit *oberlegen*'. Dieselbe Stelle im Acheldemach ed. Jecht (Görlitz 1909) 188.

Umkommen (Fischer VI, 94 fertig werden). 'Jnn das landt gen Lawsitz geritten, doselbest geselschafft auffzubrengen, vnd wol wissen mit den pfaffen *vmbzukhommen*.' I. 116, 140 b.

Verkugeln, sich (vermummen, verkleiden). 'hat becant, das her sich *vorkugilt* hatte'. I. 115, 72 a; 96 a: 'dornoch furthen sy sie in den wald; und do sy die weg furhten von dem Slosse, do *vorkogelten* sy sy'.

Vermuten (DWB XI, 1, 899). 'er *vormuttit* sich, das Sie der fürste daselbst vorhawsit'. I. 115, 120 a (1490); 'dorauss wol czu *vormutten*, das sie dem grauen die czeit nichts gutes vorgunst haben'. I. 115, 261 a (1506). *Vermutung*: 'vnd hette keine andre *vormuttung*, dann uff Treckewicz, das her die cleider furder sull genomen haben'. I. 115, 204 b. Vgl. DWB und Weigand-Hirt, die das Wort viel später belegen.

Überfolgen (überholen; nicht im DWB; Lexer II, 1676). 'vnd wie er vonn Linden vmb die vesperzeit nach der Ollaw gehen wiell, So *oberfollget* Inn ein pollack, vnd sticht en Inn trunckener Weise in die brust'. I. 123, 5, 382 (1573).

Wagenbäckerin[1]. 'der *waenbeckerynne* doselbist j tuch vmb rj gr. (verkauft)'. I. 115, 102 a (1483); 'item bekante, das sie einer *wagenbeckeryn* vff der Smidebrucke . . . genommen hatte sechs marg'. I. 116, 207 a.

[1] Der Gegensatz zu 'Wagenbäckerin' ist 'Lidbeckerin'. Darüber später.

Wagenfolger (Wagenausspäher). 'bey Siben jarn vngeuerlich hat Peter Schellendorff mit Jurgen, ... dieser herrenn *Waynfolger* gewest, genomen bey Reichenaw czwe pferde'. I. 116, 156 a (1516).

Wannlein (DWB XIII, 1892 e; Fischer VI, 419). 'habin den von Glogaw genomen ij pferde in eynem *wenlyn* nohe bey dem naw Stettlen'. I. 116, 71 a (1512).

Wappenvoll? 'sehet, ist er doch Stückende *wappenvoll*'. I. 124, 16, 10 (1604).

Wind halten (Schmiere stehen). 'wan ander hetten den leutten das geltt aus den stoslen genummen, So wer er vorgetretten, vndt hette *windtt gehaltten*; nochmollen hatten sie Ihm ausbeutt davon geben'. I. 120, 3, 178.

Züchtiger (Götze 237 b). 'vnd zu der stat auszgeweist von dem *zcochtiger*'. I. 115, 153 b. Vgl. Ackermann von Böhmen II, 20 (Bernt Burdach) und die Anm. dazu.

Züger (in Breslau die Fuhrknechte des städtischen Marstalles, nicht im DWB). 'Balczer Hüscher, *Zieger* im Marstalle.' I. 124, 17, 254 (1612); 'eines *Groszzügers* sohn'. I. 124, 17, 32 (1606); 'zu welcher Zeit Casper Untherlauffer, der gewesene *Groszziger*, zum Herden zu ihm kommen'. I. 124, 11, 66 (1592); 'das der entlauffen *grosz Züger* dem klein *Züger* $^1/_2$ malder haber gegeben habe'. 67; 'habe ieczo $^1/_2$ Jahr beim Juncker Cristoff Gäller zur Strache vor *Klein Züger* gedienet'. I. 124, 17, 269 (1613).

Zumpich (Fischer VI, 1336 zumpet). 'dasz sie doch vorhin *zumpich* vnnd vnsauber gegangen wehre'. I. 123, 12, 34 (1615).

Zweifelsknoten (Fischer VI, 1429 Zweifelstrick). 'bekommen 2 gebundt schnüre, dabei gutt gelt, Silber vndt Seyde, daraus man *zweiffelsknotten* macht'. I. 124, 16, 312 (1607); 'in welcher (Weste) gewesen, Gutt gelt *Zweifelsknotten*, schnüre zu Crenzen, *Zweifelsknotten* vber Crenze zu legen'. 310 (1607); '12 seidene *Zweifelsknoten* ... genommen'. I. 120, 3, 2 (1609); 'zeugin hatte hierauf die Schnur zum *Zweifelsknotenkranz* fertig gemacht'. I. 136, 9 (20. III. 1618).

Breslau. *Georg Schoppe.*

Die Anfangsstrophen des Ezzoliedes.

Das Ezzolied nimmt in der geistlichen lehrhaften Literatur der frühmittelhochdeutschen Zeit eine bedeutende Stellung ein. In straffer Komposition gibt Ezzo die christliche Heilslehre wieder. Er schöpft dabei aus dem geistlichen Wissen seiner Zeit. Nach der Eingangsstrophe der Vorauer Hs. wurde

das Gedicht auf Veranlassung des Bischofs Gunter von Bamberg (1057—1065) verfasst. In den Bamberger Urkunden und Kalendarien findet sich der Name «Ezzo» häufiger. Wahrscheinlich ist jedoch der dominus Ezzo canonicus S. Petri et S. Georgii et prepositus ecclesie S. Jacobi i. J. 1100 der Verfasser des Liedes.[1]

Das Gedicht ist in zwei Handschriften, der Vorauer und der Strassburger Hs. überliefert. Die erste stammt aus dem Chorherrnstift zu Vorau in Steiermark und wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts geschrieben. Verse und Strophen sind nicht abgesetzt, doch ist der Strophenanfang durch grosse Initialen bezeichnet. Die Hs. bringt ausser einer Anzahl anderer Gedichte das Ezzolied vollständig. Demgegenüber enthält die ältere, aus dem 11.—12. Jahrhundert stammende Strassburger Hs. aus dem Kloster Ochsenhausen bei Memmingen nur ein Bruchstück in folgender Fassung:[2]

I. Nû wil ih iu herron
heina wâr reda vor tuon
von dem angenge,
von alem manchunne,
von dem wîstuom alse manicvalt,
ter an dien bûchin stêt gezalt,
ûzer genesi unde ûser libro regum,
tirre werlte al ze dien êron.

II. Lux in tenebris,
daz sament uns ist:
der uns sîn lieht gibit,
neheiner untriwon er ne fligit.
in principio erat verbum,
daz ist wâro gotes sun,
von einimo worte er bechom
dire werlte al ze dien gnâdon.

III. Wâre got, ih lobin dih,
dîn anegenge gihen ih.

[1] Vgl. Diemer, Wiener Sitzungsberichte 55. S. 315 f.

[2] Vgl. Albert Waag, Kleinere deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Zweite Auflage 1916.

taz anagenge bistû, trehten, ein.
ih negiho in anderz nehein:
der got tes himilis,
wâges unde luftes
unde tes in dien viern ist
ligentes unde lebentes.
das geskuofe dû allez eino,
dû ne bedorftost helfo darzuo.
ih wil dih ze anegenge haben
in worten unde in werchen.

IV. Got tû gescuofe al daz ter ist,
âne dih ne ist nieht,
ze aller jungest gescuofe dû den man
nâh tînem bilde gtân,
nâh tîner getâte,
taz er gewalt habete.
dû bliesimo dînen geist în,
taz er êwic mahti sîn.
noh er ne vortha imo den tôt,
ub er gehielte dîn gebot.
ze allen êron gescuofe dû den man:
dû wissôs wol sînen val.

V. Wie der man getâte,
tes gehugen wir leider nôte.
turh tes tiufeles rât
wie skier er ellende wart!
vil harto gie diu sîn scult
uber alle sîn afterchumft:
sie wurden allo gezalt
in des tiuveles gewalt.
vil mihil was tiu unser nôt:
tô begonda rîchesôn der tôt,
ter hello wos ter ir gewin,
manchunne al daz fuor darîn.

VI. Dô sih Adam dô bevîl,
dô was naht unde vinster.
dô skinen her in welte
die sternen be ir zîten,
die vil luzel liehtes pâren,
sô berhte sô sie wâren:

wanda sie beskatwota
diu nebilvinster naht,
tiu von demo tievele chom,
in des gewalt wir wâren,
unz uns erskein der gotis sun,
wâre sunno von den himelen.

VII. Der sternen aller ielîch,
ter teilet uns daz sîn leth.
sîn lieht taz cab uns Abel,
taz wir durh reht ersterben.
dô lêrta uns Enoch,
daz unseriu werh sîn al in got.
ûzer der archo gab uns Noe
ze himile rent gedinge.
dô lêrt uns Abraham,
daz wir gote sîn gehôrsam,
der vil guote David,
daz wir wider ubele .....

Diesen 76 Versen entsprechen in der Vorauer Hs. folgende 132 Verse:[1]

Der guote biscoph Guntere vone Babenberch
der hiez machen ein vil guot werch:
er hiez dî sîne phaphen
ein guot liet machen.
eines liedes si begunden,
want si dî buoch chunden.
Ezzo begunde scrîben,
Wille vant die wîse.
duo er die wîse duo gewan,
duo îlten si sich alle munechen.
von êwen zuo den êwen
got guâde ir aller sêle

Ich wil iu eben allen
eine vil wâre rede vor tuon
von dem mînem sinne,
von dem rehten anegenge,
von den genâden alsô manechvalt,

[1] Vgl. Albert Waag, Kleinere deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Zweite Auflage 1916.

dî uns ûz den buochen sint gezalt,
ûzzer genesi unt ûz libro regum,
der werlt al ze genâden.

Die rede dî ich nû sol tuon,
daz sint die vier ewangelia.
in principio erat verbum,
daz was der wâre gotes sun:
von dem einem worte
er bequam ze trôste aller dirre werlte.

O lux in tenebris,
dû herre dû der mit samet uns bist,
dû uns daz wâre lieht gibest,
neheiner untriwe dû ne phligist.
dû gêbe uns einen herren,
den scholte wir vil wol êren.
daz was der guote suntach,
necheines werches er ne phlach;
dû sprêche, ube wir
paradyses gewîlten.

Got mit sîner gewalt
der wurchet zeichen vil manecvalt.
der worhte den mennischen einen
ûzzen von aht teilen:
von dem leime gab er ime daz fleisch,
der tow bezêchenit den sweihc,
von dem steine gab er ime daz pein
des nist swîvil nehein,
von den wurzen gab er ime dî âdren,
von dem grase gab er ime daz hâr,
von dem mere gab er ime daz pluot,
von den wolchen daz muot.
duo habet er ime begunnen
der ougen von der sunnen.
er verlêh ime sînen âtem,
daz wir ime den behîlten,
unte sînen gesin,
daz wir ime îmer wuocherente sîn.

Wârer got, ich lobe dich,
ein anegenge gih ich an dich.

daz anegenge bistû, trehtîn, ein:
ja ne gih ich anderez nehèin
der erde joch des himeles,
wages unte lustes
unt alles des vieren ist
lebentes unte ligentes.
daz geschophe dû allez eine,
dû ne bedorftest helfene dar zuo.
ich wil dich ze anegenge haben
in worten unt in werchen.

Got dû geschuofe allez daz ter ist,
âne dih nist nieweht.
ze aller jungest gescuofe dû den man
nâh dînem bilde getân,
nâh dîner getân nâh dîner getête,
sô dû gewalt hête.
dû blîse im dînen geist în,
daz er êwîch mohte sîn.
noh er ne vorhte den tôt,
ub er behielte dîn gebot.
zallen êren gescuofe dû den man:
du wessest wol den sînen val.

Duo gescuof er ein wîp,
si wâren beidiu ein lîp.
duo hiez er si wîsen
zuo dem vrônem paradyse,
daz si dâ inne wêren
des sînen obscez phlêgen,
unt ub siu daz behielten,
vil maneger gnâden si gewîlten.
dî genâde sint sô mancvalt,
sô si an den buochen stânt gezalt,
von den brunnen,
die in paradyse springent:
honeges rinnet Geon,
milche rinnet Vison,
wînes rinnet Tigris,
oles Eufrates.
daz scuof er den zwein ze genâden,
dî in paradyse wâren.

Wie der man getête,
des gehuge wir leider nôte.
dur des tiefelles rât
wî schîr er ellente wart!
vil harte gie diu sîn scult
uber alle sîne afterchunft:
duo wurde wir alle gezalt
in des tiefelles gewalt.
vil michel was diu unser nôt:
duo begunde rîschesen der tôt,
der helle wosch der ir gewin,
manchunne allez vuor în.

Duo sih Adam geviel,
duo was naht unte vinster.
duo irscinen an dirre werlte
dî sternen bire zîten,
dî der vil luzzel liehtes beren
sô si wâren:
wante siu beschatewôte
diu nebelvinster naht,
diu von dem tiefel bechom,
in des gewelte wir alle wâren,
unze uns erscein der gotes sun,
wârer sunno von den himelen.

Der sternen aller iegelîch,
der teilet uns daz sîn lieht.
sîn lieht daz gab uns Abel,
daz wir durch reht ersterben.
duo lêrt unsih Enoch,
daz unsriu werch sîn elliu guot.
ûz der archa gab uns Noe
ze himele rehten gedingen.
duo lêrt unsih Abraham,
daz wir gote sîn gehôrsam,
der vil guote David,
daz wir wider ubele sîn gnâdich.

Die Vorauer Fassung des Ezzoliedes weist demnach gegenüber der Strassburger mehrere Einschaltungen auf, die sich aber leicht aus dem Gesetz erklären lassen, dass der Bearbeiter das hinzufügte, was ihm nicht genau genug erschien. Als

solche Zusätze sind zunächst die Verse 1—12, 21—22, 31—54 und 79—96 zu erkennen. Dann aber scheinen auch in dem Teil des Gedichtes, in dem eine Kontrolle durch die Strassburger Hs. nicht möglich ist, mehrere Verse — 205—206, 221—222, 239—240, 243—244, 255—256, 411—412 und wahrscheinlich auch 347—358 — nicht ursprünglich zu sein.[1]

Das Bestreben des Bearbeiters, möglichst genau zu sein, dort, wo seiner Ansicht nach Lücken waren, hinzuzufügen, erklärt uns diese ungleiche Verteilung der eingeschobenen Verse. Ezzo hatte, da er sein Hauptaugenmerk auf die Erlösung richtete, die Schöpfung nur kurz gestreift. Dies konnte dem Einschalter nicht genügen. Hier erweiterte er; im folgenden aber, wo der Dichter selbst sehr ausführlich wird, war zu Zusätzen keine oder nur an wenigen Stellen Veranlassung. Bedenken wir jetzt, dass die Verse 167—168 u. 179—180, wie sich aus ihrem Inhalt ergibt, zu der jeweiligen vorhergehenden Strophe gehören,[1] also nur durch ein Versehen des Abschreibers versetzt wurden, was ja, da die Verse wie Prosa geschrieben wurden, sehr leicht geschehen konnte, so ergibt sich, dass mit zwei Ausnahmen das Ezzolied aus zwölfzeiligen Strophen besteht.

Nur die beiden ersten Strophen scheinen, da sie auch in der Strassburger Hs. je 8 Verse umfassen, sich dem so gefundenen Strophenbau nicht zu fügen. Doch geben uns hier die Verse 15 f. den Schlüssel, die Schwierigkeit zu beheben. Die Verse lauten in der Strassburger Hs.:

von dem angenge,
von alem manchunne,

in der Voraurer Hs.:

von dem mînem sinne,
von dem rehten anegenge,

[1] Vgl. K. Müllenhoff u. W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert, 3, 1892; Giske, Germania, 28, 89—98; Wilmanns, Bonner Festschrift 1889; Diemer, Wiener Sitzungsberichte 55, 271—328; Schade, Altdeutsches Lesebuch 1862.

Weidling glaubt, die abweichende Lesart dadurch erklären zu können,[1] dass der Schreiber der Vorauer Hs. bezw. der nächsten Vorlage dieser Hs. eine Reimänderung im Auge gehabt habe oder aber, dass wir in jener Vorlage eine Dittographie anzunehmen hätten:

von dem angenge,
von dem angenge,

was der dreimal ziemlich gleichlautende Anfang der Verse 15—17 sehr wahrscheinlich mache. Der Schreiber habe dann dem Mangel einer Reimzeile, der sich nach Beseitigung der Dittographie einstellte, durch Einfügung des Verses

von dem mînem sinne

abgeholfen.

Ich halte beide Wege für verfehlt und nehme eine absichtliche Änderung an. Der Einschalter bemerkte, dass in dem Liede über das «manchunne» als solches nichts gesagt war und ersetzte daher den Vers durch einen anderen. Ezzo erzählt nichts von der Menschheit; wohl aber ist sein Hauptaugenmerk auf die Menschwerdung und die damit verbundene Erlösung gerichtet. Da daher das Wort «manchunne» so dem Inhalt des Werkes widerspricht, lese ich die Verse ihm entsprechend:

von dem anegenge,
von der maniskunge.

Da die Feminina auf — ûnga nun, obgleich sie schon ahd. vorkommen, doch der mhd. poetischen Sprache entschieden unangenehm waren,[2] änderte ein Abschreiber dies Wort um und ersetzte es durch das gleichklingende «manchunne», ohne sich darüber klar zu werden, dass er damit keine Rücksicht auf den Aufbau des Ezzoliedes nehme.

Für eine solche Änderung sprechen ausser dem Inhalt des Werkes noch mehrere Tatsachen. Es klafft zwischen den

[1] Germania, 37, 69—74.

[2] Vgl. Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik, § 259.

Strophen 13 ff. u. 21 ff. sowohl in der Strassburger als auch in der Vorauer Hs. eine Lücke, die auch der Einschalter bemerkte und durch die Verse:

die rede dî ich nû sol tuon,
daz sint die vier ewangelia.

zu überbrücken suchte. Lesen wir aber «maniskunge», so ist der Gedankensprung nicht vorhanden, denn dann gehören die Verse 23—26 noch zur ersten Strophe, was auch dadurch bewiesen wird, dass der Anfang der zweiten Strophe in der Vorauer Hs. erst bei Vers 27 mit einem grossen Anfangsbuchstaben bezeichnet worden ist.[1] Die Verse 23—26 aber stellen nun eine kurze Inhaltsangabe des ganzen Liedes dar. Sie geben kurz an, was der Dichter von dem anegenge und von der maniskunge später ausführlicher berichten will:

in principio (anegenge) erat verbum,
daz ist wâro gotes sun.
von einimo worte er bechom (maniskunge)
dire werlte al ze dien gnâdon.

[1] Giske versucht, diesen Umstand anders zu erklären. Er nimmt an, dass die Hs. des Originals zertrennt worden sei und der Schreiber der Strassburger Hs. den ersten Teil, Strophe 1—7, der der Vorauer Hs. aber nur den zweiten Teil vor sich gehabt und wiedergegeben habe. Der Letzte habe, woraus die Einschaltungen zu erklären seien, den ersten Teil aus dem Kopf ergänzt. Er habe nun, da er schriftkundig war und wusste, dass der Vers «in principio erat verbum» aus Kap. I, 1 des Johannisevangeliums entnommen sei, die Verse «O, lux in tenebris» ff. aber erst auf dem fünften Verse dieses Kap. beruhten, die acht Verse mit der biblischen Reihenfolge in Einklang gebracht. Nun wusste aber der Einschalter, «dass er zu Anfang des Verses — O, lux in tenebris — einen grossen Anfangsbuchstaben gesehen, unwillkürlich kam ihm derselbe hier in den Sinn, und aus seiner Aufzeichnung ging er in V. über».

Diese Erklärung ist aber, wie überhaupt die ganze Auffassung Giskes, deren Unwahrscheinlichkeit John Meier, Beitr. 16, 69—71 darlegte, unhaltbar. Wenn der Bearbeiter schon einmal ordnete, was aber nicht anzunehmen ist, so hätte er es doch wenigstens bewusst getan und nicht mechanisch den grossen Anfangsbuchstaben an seiner früheren Stelle stehen lassen.

Halten wir nun an dieser Angliederung fest, so sind zwar die Verse 27—30 störend und ohne Beziehung. Sie würden der Zusatz einer dritten Hand sein, die vor der Trennung der Strassburger und Voraurer Fassung läge und wohl mit der Änderung maniskunge zu manchunne gleichzeitig wäre. Vielleicht fand sich in der Urschrift, was ja durchaus möglich ist, neben Vers 25 f. die Randglosse

lux in tenebris,

die dann der Abschreiber dem Liede einfügte.

Für die Auffassung, dass die Verse 27—30 später eingeschoben worden sind, spricht zunächst der Umstand, dass sie der Strophe 55 ff. widersprechen. Ezzo fasst nämlich Christus als von Anfang an mit Gott vereint auf. Er ist Gott, der später Mensch wurde. Bei einer solchen Vorstellung ist es aber unverständlich, dass vor der Lobpreisung Gottes, also auch Christi, in der Strophe 55 ff. dieser noch besonders vorher gepriesen und gerühmt wird, als der, der «uns sament ist», umsomehr, als von der Menschwerdung überhaupt erst in Strophe 145 ff. die Rede ist. Begreiflich sind die Verse eben nur so, dass wir annehmen, der Abschreiber habe, angeregt durch die Randglosse, sie im Sinne der letzten Verse der ersten Strophe, mit denen er allein, da sie nach seiner Änderung maniskunge zu manchunne ja beziehungslos geworden waren, nichts anzufangen wusste, hinzugefügt, um so wenigstens ein wenn auch nur äusserlich zusammengehörendes Ganzes zu schaffen. Einen inneren Zusammenhang mit den umgebenden Versen konnte er aber nicht herstellen. Diese Tatsache ist ein weiterer Beweis dafür, dass die vier Verse nur eine äussere Anreihung sind und nicht ursprünglich im Liede standen.

Im übrigen sind in der betr. Hs. zweifellos Vers 27—30 auf Vers 23—26 gefolgt, so dass die Vorauer Hs. die richtige Reihenfolge der Verse überliefert hat. Beim Gleichklang der Verse 20:

tirre werlte al ze dien êron

und 26:

dire werlte al ze dien gnâdon

ist wahrscheinlich das Auge des Schreibers der Strassburger Hs. oder der Vorlage abgeirrt. Er hat zunächst die auf Vers 26 folgenden Verse abgeschrieben und dann, als er sein Versehen bemerkte, die ausgelassenen Verse hinzugefügt.

Vers 19 widerspricht der Angliederung der Verse 23—26 nicht, da «genesi» und «libro regum» nur als Beispiele der «bûchin» angeführt sind, in denen das «wîstuom» aufgezeichnet ist.

Somit erweist sich auch die erste Strophe als Zwölfzeiler, so dass das ganze Lied aus gleichlangen Strophen besteht. Während nun aber die meisten Zusätze erst später hinzugefügt wurden, sind die vier Verse 27—30 schon sehr früh, wahrscheinlich schon, wie die Wörter gibit, fligit, gibest, phligist andeuten, in einer fränkischen Hs. eingeschoben worden. Diese Feststellung führt uns zur Handschriftenfrage überhaupt.

Vom Ezzolied (A), das selbst in den Sprachformen noch einen älteren Charakter aufwies, noch volle Endungen hatte, wurde etwas später eine noch fränkische Abschrift (B) genommen, deren Sprache schon mehr zum mittelhochdeutschen neigte. Sie wies schon das Wort «manchunne» auf und enthielt die Einschaltungsverse 27—30 sowie den Inhalt der Eingangsstrophe der Vorauer Hs. in wohl lateinischer Prosa. Der Unterschied der beiden Hs. in den Sprachformen ist aus Vers 58 zu erweisen. In der Urschrift lautete der Vers:

ih negiho anderz nehein.

B setzte — wie auch vorher lobin, gihen — negihin seinem Sprachgebrauch entsprechend ein. Da er aber schon negiho abgeschrieben hatte, setzte er unter das *O* einen Deletionspunkt, der dann wohl später übersehen wurde, so dass die Lesart

ih negiho in anderz nehein

entstand. Dieses Versehen geschah in der nächsten Abschrift (C), von der aus dann die Vorlagen der beiden erhaltenen

Hs. gehen. Dass beide auf eine Quelle zurückgehen, die wohl mehr alemanischen als bairisch-österreichischen Einschlag hatte, also der Strassburger Hs. näher stand, ergibt sich aus Vers 67:

(Str. Hs.) Got tû gescuofe al daz ter ist.
(V. Hs.) Got dû geschuofe allez daz ter ist.

In diesem Verse ist also auch in der Vorauer Hs. das Notkersche Anlautsgesetz gewahrt, das sich sonst nur in der Strassburger Hs. durchgeführt findet und der fränkischen Vorlage fremd war. Zudem weisen beide Hs. in Vers 110 einen gemeinsamen Fehler auf, der auf einen Fehler in der gleichen Vorlage schliessen lässt. Der Vers lautet in der Strassburger Hs.:

dô sih Adam dô bevîl,
dô was naht unde vinster.

in der Vorauer Hs.:

duo sih Adam geviel,
duo was naht unte vinster.

Es fehlt somit der Reim zu bevîl bezw. geviel. Müllenhoff—Scherer schreiben daher vinstri. Ich lese mit Braune, Ahd. Lesebuch:

dô sih Adam dô bewal (von biwellan beflecken, das sich auch in Vers 178 findet) und stelle dann um:

dô was vinster unde naht.

Die Strassburger Hs. geht dann auf eine Vorlage (D) zurück, deren Vorhandensein sich aus Vers 59 f. ergibt, die zu Vers 61 im Widerspruch stehen. Der Schreiber hatte wohl in dem ursprünglichen Vers:

der erde joh des himilis

das Wort «erde» ausgelassen, so dass die Strassburger Hs. (S) dann das ihr unverständliche «joh» in «got» änderte.[1] Sie ergibt sich aus D. als Abschrift. Die andere von C. aus-

[1] Müllenhoff—Scherer, Denkmäler. 3. Aufl.

gehende Handschriftengruppe führt zunächst auf den Bearbeiter (E), der im grossen und ganzen dem Lied die Vorauer Fassung in bairisch-österreichischer Sprachform gab. Er setzte die einleitende Prosa, die der Schreiber von D. absichtlich oder zufällig fortliess, in Verse um und schob die übrigen Mehrverse ein. Aus E. ging das Lied dann in die Vorauer Sammelhandschrift (V) über. Wir erhalten demnach für das Handschriftenverhältnis folgende Anordnung:

Steinmeyer[1] hat nun aus den beiden erhaltenen Hs. einen Text gestaltet, der den sprachlichen Charakter der Vorauer Hs. auch in den Strophen beibehielt, deren Wortlaut mit Hilfe der Strassburger Hs. hergestellt wurde. Er glaubt, so zwar nicht die Urform, aber eine auf dem Wege zwischen dieser und der Vorauer Hs. liegende Gestalt erreicht zu haben. Wie wir sahen, war aber eine solche Fassung nie vorhanden. Das Lied ist also in dieser Form eine irreale Konstruktion.

Die folgende kritische Ausgabe der in beiden Hs. überlieferten Strophen sucht daher, besonders was die Sprache betrifft, B. wieder herzustellen. Nur wo zwingende Gründe vorlagen, wurde auf A. zurückgegangen. A. auch in der Sprachform wiederzugewinnen wäre in Einzelheiten wohl möglich gewesen, nicht aber, in allen Fällen Sicherheit zu erlangen.

[1] Müllenhoff–Scherer, Denkmäler. 3. Aufl.

I. Nû wil ih û herron
eine wâr rede vor dôn
von dem anegenge,
von der maniskunge,
von dem wîstûm alse manicvalt,
der an den bûchin stêt gezalt,
ûzer genesi unde ûzer libro regum
deser werlte al ze den êron:
in principio erat verbum,
daz ist wâro gotis sun,
von einimo worte er bequam
deser werlte al ze den gnâdon.

II. Wâre got ih lobin dih,
dîn anegenge gihin ih.
daz anegenge bistû, trohtin, ein.
ih negihin anderz nehem:
der erde joh des himilis,
wâgis unde luftis
unde des in den viern ist
ligentis unde lebentis.
daz geskôfe dû allez eino,
dû ne bedorftest helfe darzô
ih wil dih ze anegenge hân
in worten unde in werkon.

III. Got dû geskôfe al daz der ist,
âne dih ne ist niewiht,
ze aller jungest geskôfe dû den man
nâh dînem bilde getân,
nâh dîner getête,
daz er gewalt hête.
dû blies imo dînen geist în,
daz er êwic mohte sîn.
noh er ne vorhte imo den tôt,
ab er behîlte dîn gebot.
ze allen êren geskôfe dû den man
du wessest wol sînen val.

IV. Wî der man getête,
des gehugen wir leider nôte.
dur des tiefelles rât
wî skîr er ellende wart!

vil harto gie dû sîn scult
ober alle sîn afterkunft:
sî wurden allo gezalt
in des tiefelles gewalt.
vil mihil was dû unser nôt:
dô begunde rîchesôn der tôt,
der helle wôhs der ir gewin,
mankunne al daz fûr darîn.

V. Do sih Adam dô bewal,
dô was vinster unde naht.
dô skinen her in werlte
dî sternen be ir zîten,
dî vil luzel lîhtes bâren
so berhte sô sî wâren:
wante sî beskatwota
dû nebilvinster naht,
dû von demo tiefel quam,
in des gewalt wir wâron,
unz uns erskein der gotis son
wâre sunno von den himilon.

VI. Der sternen aller ielîch,
der teilet uns daz sîn lîht.
sîn lîht daz gab uns Abel,
daz wir durh reht ersterben.
dô lêrt unsih Enoch,
daz unserû werk sîn al in got.
ûzer der archo gab uns Noe
ze himile reht gedinge.
dô lêrt unsih Abraham,
daz wir gote sîn gehôrsam,
der vil gôte David,
daz wir wider ubele sîn gnâdih.

Wismar. *Willy Krogmann.*

Deux poèmes en quatrains monorimes.

I

Le poème intitulé *De la fauceté du monde*[1] a été signalé dès 1896 par P. Meyer.[2] Il se compose de dix quatrains en vers alexandrins et renferme des réflexions générales sur la vanité du monde. Ces réflexions me semblent avoir été inspirées par la lecture du fameux *De contemptu mundi*, poème latin longtemps attribué à saint Bernard. Ainsi, l'on peut rapprocher des deux dernières strophes du poème français ces vers latins:[3]

> Regia maiestas, omnis terrena potestas,
> Prosperitas rerum, series longinqua dierum
> Transiet absque mora dum mortis venerit hora.

L'idée exprimée dans la str. V rappelle:

> Nec tibi sint cure res ad nihilum rediture,
> Que cito labuntur magnoque labore petuntur.

Il en est de même pour certaines expressions et métaphores communes aux deux poèmes. Aux épithètes *folx* et *faulx* (v. 6) correspondent dans le poème latin les mots *fragilis* et *fallax*,[4] et l'opposition du *venin* et du *miel* (v. 26) revient fréquemment sous la plume de l'auteur latin, par ex.

> Fel latet in melle, nec mel bibitur sine felle...
> Prebens sub mellis dulcedine[5] pocula fellis.

Enfin, l'allusion au *boute en courroie*[6] (v. 6—7) a pu être suggérée à l'auteur français par le vers:

---

[1] A. Långfors, *Incipit*, I, 199.

[2] *Romania*, XXV, 418.

[3] Je cite d'après une édition des *Auctores octo*, impr. à Lyon, en 1494. Le poème y figure sous le titre: *Cartule, alias de contemptu mundi.*

[4] Aspice quam fragilis quam fallax et quam inanis
Mundùs et illius gloria quam cupimus.

[5] Le mot *dulcedo* (cf. *douceur* aux v. 23, 25) apparaît encore ailleurs.

[6] Sur cette expression, voir *Romania*, XXI, 407, et XXII, 64. Elle est aussi employée par Hélinant (*Vers de la mort*, str. VI, v. 11) et par Gautier de Coinci (éd. Poquet, col. 36, v. 295).

Effunde iocundi *laqueos* et *rethia* mundi.

Je n'ai relevé que les analogies qui m'ont frappé lors d'une lecture rapide du poème latin; un examen plus attentif permettrait sans doute d'en découvrir de nouvelles.[1]

Le poème français a été conservé dans deux manuscrits: Paris, Bibl. nat., fr. 957, et Cambridge, Magdalene Coll., Pepys 1938.[2] La parenté de ces deux manuscrits ressort de quelques fautes communes, notamment aux v. 6, 9, 24, 29, 31, 37, 39. Le v. 8 est trop long et le v. 26 est corrompu dans les deux mss. Nous avons pris pour base le ms. de Paris *(A)*.

De la fauceté du monde.

I Le monde ses amis par trayson honneure,
Mais quant il cuident estre seür et a desseure,
Adonc leur fault le corps et la mort leur court seure,
Segneurie et haultesse perdent en petit d'eure. 4

II Mont est sos qui s'amour en ce monde emploie;
Le monde est folx et faulx, c'est un boute en couroie:
Qui joue a lui il pert par un ploy qu'i lui ploie;
Folx est qui bon avoir change a mauvaise monnoie. 8

III L'on voit souvent qu'un homme en richesse, [si] monte,
Et puis aprés un pou si dechiet et demonte,
Or est sus, or jus est, or trebuche et or monte;
Truffles est de ce monde et quanqu'en lui habunde. 12

---

[1] Je n'ai pas trouvé dans le poème latin l'allégorie de la mer (str. VIII). Mais outre que la comparaison du monde à la mer était banale (voir mon édition des *Diz et prov. des sages*, p. 94 et 149), elle a pu être suggérée à l'auteur français par le vers:

Huius amor mundi putei parat yma profundi...

[2] Je dois à l'obligeance de M. H. O. Prior, professeur à Cambridge, le collationnement de ce dernier manuscrit.

Ci apres sensuit de la fausete du monde *B*.
I, 1 par raison *B* — 3 Donc *A*; cuert deure *B* — 4 de heure *A*.
II, 5 M'lt est folz qi *B* — 6 bout *AB* — 7 Qui se ioue a li *B*.
III, 9 On *B*; si *manque AB*. *Faut-il lire* [a]monte?

IV Cilz monde est tout faulx et de fausse maniere,
Il fait a ses amis par devant belle chierre,
En la fin les desçoit et traït par derrierre,
Vie leur fait de mort, de tenebres lumiere.

V Folz est qui pour lez biens de ce monde a lïesse:
Grant peinne a en aquerre et travail et apresse,
Grant paour a garder, au perdre grant destrece;
La joie n'est pas bonne qui fine par tristesse.

VI Bien est cil en tenebres qui le monde enlumine:
Il emple tous les cuers de vent et de bruyne,
Et point plus sa douceur qu'ortie ne espine;
Cil pou la doit amer qui congnoist sa couvine.

VII En la douceur du monde est amertume enclose,
Venin fait sambler miel, ortie sambler rose,
Tantost fait un prelat, tantost si le despose;
N'est mie sanz travail qui en lui se repose.

VIII Cilz monde est [une] mer orrible et parfunde,
Ou venin et pueur et poureture habunde,
Nus hons n'y met son cuer, si net [soit] ne si monde,
Qu'i ne soit corrumpu et qu'i ne se confunde.

IX Hé las, que vault richesse, honneur et segneurie,
Lignage et beauté, proësse et courtoisie,
Sagesce [et] orguel, couvoitise et envie,
Quant en cy pou de temps trespasse nostre vie?

X Hé las, des biens del monde ce n'est que un trespas,
Quant on vient a la mort, n'y a point de repas;
Qu'il est bien verité, mais nous nel creons pas,
Que la mort nous aqueurt assés plus que le pas.

IV, 13 Cil ml't si est faux *(sic)* *B* — 15 desriere *B*.

V, 17 pour le bien *B*; a point de lieesse *B* — 18 a preste *A*; et treuail apresse *B* — 19 a agarder et *B* — 20 t'tesse *A*.

VI, 21 cil *manque* *B* — 22 Il emplie *B* — 24 Cy *A*; Si poy le *B*.

VII, 25 Et *A* — 26 V. f. fauoier *A*, sauorer *B*; ortie fait fauoier *A*, sauorer *B* — 27 ausi tost le d. *B* — 28 repouse *A*.

VIII, 29 Ce monde *B*; une *manque* *AB* — 30 pourriture *B* — 31 si nest *B*; soit *manque* *AB* — 32 Quil *A*.

IX, 33 h. ne s. *B* — 34 Linages ne b. pr. ne c. *B* — 35 S. ne o. c. ne e. *B* — 36 en cy petit *A*, si pou *B*.

X, 37 de biens *B*; de ce monde *AB* — 38 len v. *B* — 39 Il est *B*; ne le *AB* — 40 *lire* aqueut, *accueille*?

II

La pièce dévote qui occupe la fin du manuscrit fr. 2095 (XIV^e^ siècle) de la Bibl. nationale a une portée moins générale. Composée de douze quatrains de vers décasyllabes, elle renferme des conseils adressés à une religieuse (v. 33; cf. v. 4). L'auteur, opposant à l'orgueil de Vasthi[1] (v. 8) et à l'envie de Caïn (v. 16) l'humilité de Madeleine (v. 39) et la soumission d'Esther (v. 41), exhorte la novice à suivre l'exemple de celles-ci et à persévérer dans son vœu (v. 35).

L'auteur, sans doute un prêtre, peut-être le directeur spirituel de la religieuse, n'est pas rompu à l'art d'écrire en vers. Il ne sait même pas que la césure, dans le vers épique de 10 syllabes, se place après la quatrième accentuée (cf. les vers 7, 10, 25, 29, 37, 46, qui offrent la césure «lyrique»), et qu'un vers comme *Envie qui a tout coeur devot nuit* (v. 9) est détestable. Néanmoins, cette pièce de circonstance prouve un certain talent, et il est regrettable qu'elle nous soit parvenue dans une copie si défectueuse.

Le poème semble avoir été écrit dans la région Nord de la France. Les formes contractées *peussent* (v. 26) et *nient* (v. 29) comptant l'une pour deux syllabes, l'autre pour une seule syllabe indiquent, tout au moins la première, le début du XIV^e^ siècle.

Dans le manuscrit, l'initiale de chaque strophe a été enluminée.

(Bibl. nat., fr. 2095, fol. 82 v°)

I En coeur devot ou est religion
Doibt on parler de grant devocion
Et anonchier toudis salvacion,
Comme requiert le congregacion. 4

---

[1] L'histoire de Vasthi est racontée dans le livre *Esther*, I, 9 et sqq.

I, 1 *Lire* A coeur?

II Humilité i(l) doibt toudis reluire,
Pais et amour, biaux mos pour tous instruire,
Le maniere de tout orgueil destruire,
Tesmoing Vasti qu'orgueil aida a nuire.

III Envie qui a tout coeur devot nuit
Et murmure qui fraternité fuit
Rendent le coeur de toute grace vuit,
Et soupechon qui veille jour et nuit.

IV Langages fauls, ou maint cuer sont enclin, *(fol. 83)*
Courrous du bien de sen frere et voisin
Font envieux venir a male fin,
Commë apert de l'envieux Caÿn.

V Ou est le tamps que chascun bien jugoit
De sen prochain et qu'on le deportoit
Et ses deffauls douchement excusoit?
Adonc le tamps de boine amour regnoit.

VI Maintenant sont les langues besagües,
A peu ose on aler par my les rues;
Il fault les boins aler com bestes mues,
Sans dire mot, enclins comme tortues.

VII E encore, se les boins par souffrir
Peussent a pais leur estat maintenir,
Che leur seroit en bien vivant plaisir;
Més meilleurs sont et plus ont a oïr.

VIII Je conseille nient mains a gens devos
Que plus orront dire de divers mos
Plus aient Dieu en leur ferme propos,
Se se [te]ront durs langages plus tos.

IX Entens chi dont, qui es religieuse,
De volenté soye bien vertueuse,
Deduy a fin l'opcion curieuse
Et d'arme tien le coietté songneuse.

II, 7 Le mamere; *lire* Et maniere?
VI, 22 A peu *a ici le sens de «à peine».*
VII, 27 *Peut-être*: un bien v. pl.?
VIII, 29 Li *avec* L *enluminé* — 32 Se seront.
IX, 35 Dedyna fin (*sic*) — 36 Et daime. — *Je comprends: «Mène à bonne fin ton vœu ardent et maintiens soigneusement la tranquillité de l'âme»; mais on attendrait, dans ce cas:* De l'arme tien ...

X Abaisse te au[s] piés de Jhesu Christ,
De fauls parler ne fay compte n'escrit, *(fol. 83 v°)*
Le Magdalene avise et son esprit,
Fay et te tais comme Jhesus l'apri(n)t.

XI Si te vient grief, prië avec Hester,
Ten coeur a Dieu di sans ti tempester
Et sans aultruy de ten mal infester:
Dieux est dessus qui fera tout oster.

XII Pais et amours, douls parlers et biaux dis
En te bouquë et simplesche toudis
Maintien de fait, pour bien je le te dis,
S'aras enfin de Dieu le paradis.
Amen. Ainsy soit il.

J. Morawski.

X, 37 Xprist — 40 la print.
XI, 42 disans.
XII, 45 *Cf. str.* II, 6 — 47 pour bien, *pour ton bien.*

Wilhelm Braune.

In memoriam.

Die alte Germanistengeneration hat im vergangenen Jahre zwei von ihren Koryphäen verloren. Kaum war unser Nachruf in der Herbstnummer auf Friedrich Kluge in die Presse gegangen, als uns die Nachricht ereilte, dass Wilhelm Braune am 10. November, in einem Alter von 76 Jahren, gestorben war. Die Todesnachricht kam nicht unerwartet. In den Fachkreisen wusste man, dass die Gesundheit des alten Heidelberger Gelehrten schon seit einigen Jahren gebrochen war und dass er kaum mehr im Stande war, eine flüchtige Stunde täglich seiner geliebten Wissenschaft zu widmen. Jetzt, wo der Tod das Ende des Arbeitstages besiegelt hat, erübrigt es nur, einen wehmütigen und dankbaren Überblick auf die Ernte des reichen Lebens zu werfen.

Wilhelm Braunes Jugend fiel in eine für die germanische Sprachwissenschaft bedeutungsvolle Zeit, in die gärende Zeit der 70er Jahre, wo die junggrammatischen Ideen einen heftigen Kampf zwischen der jungen und der alten Generation hervorriefen. Es galt für die erstere vor allem, die Kardinalthese von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu begründen. Ein wichtiger Teil dieser letzteren Aufgabe fiel Braune zu, der mit Hermann Paul, dem theoretischen Führer der junggrammatischen Bewegung, und dessen Arbeits- und Gesinnungsgenossen Eduard Sievers einen engen Freundschaftsbund geschlossen hatte.

Um die neuen Anschauungen und Methoden in die Praxis umzusetzen, gründeten Paul und der damals 24-jährige Braune im Jahre 1874 ein eigenes Organ, «Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur», in dessen Redaktionsmühen sie und Sievers sich im Laufe der Zeit treu geteilt haben, so dass jeder von ihnen als Hauptredakteur eine Reihe von Bänden herausgegeben hat.

Bereits im ersten Bande der neuen Zeitschrift erschienen aus Braunes Feder einige ausführliche Abhandlungen, von denen besonders eine mit dem Titel «Zur Kenntnis des Fränkischen und der hochdeutschen Lautverschiebung» von grundlegender Bedeutung war. Hier wurden die einzelnen Vorgänge der Verschiebungserscheinung in den verschiedenen Mundarten genau analysiert und mit Hülfe der neuen Methode unter bestimmte Regeln gebracht. — Von grosser Bedeutung war ferner der von Braune im zweiten Bande der «Beiträge» veröffentlichte Aufsatz «Über die Quantität der althochdeutschen Endsilben», der auf die Lautverhältnisse der ältesten deutschen Sprachperiode neues Licht warf und teilweise auch in das Gebiet der Flexionslehre hinübergriff.

Diese Aufsätze, ebenso wie viele andere besonders von Paul und Sievers vorgenommene Einzelforschungen, förderten die Kenntnis der altgermanischen Dialekte derart, dass man an zusammenfassende Darstellungen denken konnte. Braune

stellte sich an die Spitze des gewagten Unternehmens und eröffnete im Jahre 1880 die «Sammlung kurzer Grammatiken der germanischen Dialekte» mit seiner Gotischen Grammatik, die in gedrängter Form eine ausgezeichnete Darstellung der gotischen Laut- und Flexionslehre lieferte. Sechs Jahre später erschien seine Althochdeutsche Grammatik, in welcher die reichen Resultate der eigenen Arbeit und der einschlägigen Forschung verwertet und in bewundernswert übersichtlicher Form dargestellt worden waren.

Diese Grammatiken, zu denen sich die ungefähr zu gleicher Zeit erschienenen Darstellungen des Mittelhochdeutschen durch Paul und des Angelsächsischen durch Sievers gesellten, waren für die Forschungstätigkeit der Fachleute ebenso wichtig wie für Unterrichtszwecke. Für diese letzteren wurde auch noch durch geeignete Texte und Lesebücher gesorgt. Bereits im Jahre 1875 hatte Braune als Resultat seiner althochdeutschen Studien ein Althochdeutsches Lesebuch veröffentlicht; im darauf folgenden Jahre hatte er die Leitung der notwendig gewordenen Serie von Neudrucken deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts übernommen, welche heute schon 250 Nummern zählt.

Von Braunes Interesse für ältere Texte und Textkritik zeugen auch mehrere vorwiegend in den «Beiträgen» veröffentlichte Aufsätze über althochdeutsche und mittelhochdeutsche Textstellen. Das bedeutendste Ergebnis seiner Forschungen auf diesem Gebiete bildet aber die ebenda im Jahre 1900 erschienene grosse Abhandlung «Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes», wo die schwierige und umstrittene Handschriftenfrage eine Lösung erhalten hat, die noch heute sich allgemeiner Anerkennung und Zustimmung erfreut.

Braunes bedeutungsvolle wissenschaftliche Produktion, welche sich innerhalb des Rahmens altdeutscher (einschliesslich gotischer) Grammatik und Textbehandlung bewegt, überrascht nicht dermassen durch Vielseitigkeit und Quantität, wie die seiner beiden Arbeitsgenossen in dem berühmten germa-

nistischen Kleeblatt, sie wird aber, wie diese, gekennzeichnet durch die Züge der Genialität.

Alles, was Braune veröffentlicht hat, ist in vollendeter, reifer Gestalt erschienen; man ist fast geneigt, die Form seiner Publikationen klassisch zu nennen. Dies gilt besonders von der Althochdeutschen Grammatik, welche durch die klare und prägnante Darstellung eines äusserst schwer zu bewältigenden Stoffes wirklich vorbildlich geworden ist. Im Zusammenhang mit Braunes Stärke als Systematiker stand seine hervorragende pädagogische Begabung, welche den vielen Schülern, die das Glück hatten, seinen Unterricht zu geniessen, zu Gute kam. Die Kraft und Lebendigkeit des Vortrags, dessen Wirkung noch durch die imponierende Reckengestalt des Vortragenden erhöht wurde, kam besonders in dem Seminar zum Ausdruck, wo das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler eine freiere, persönlichere Form annahm.

Sonst lag über dem Wesen Braunes etwas Zurückhaltendes, Vornehmes und Feines, was unwillkürlich zum Respekt mahnte. Derselbe Zug ist auch für seine ganze schriftstellerische Tätigkeit charakteristisch und hat wohl auch dazu beigetragen, dass sein Name überall in den Fachkreisen mit besonderer Achtung genannt wurde. Diese Verehrung wird auch nach dem Tode bestehen bleiben, denn sein Lebenswerk trägt den unverkennbaren Stempel des Bestehenden.

Hugo Suolahti.

Besprechungen.

Karl Vossler, *Geist und Kultur in der Sprache.* Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1925. VII + 267 S. 8:o. Preis: geh. M. 8.—, geb. M. 10.50.

In diesem Werke stellt Vossler ähnlich wie in seiner «Sprachphilosophie» eine Reihe von Arbeiten, die er im Laufe der sieben vorausgehenden Jahre in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, unter Hinzufügung einiger Kapitel zusammen. V. sagt, dass er das Ganze zu einer systematischen Einheit gerundet habe.

Weiter heisst es in der Widmung an J. E. Spingarn, dass es in den Aufsätzen um die Verflechtungen der Sprache mit den übrigen Tätigkeiten des Geistes gehe. Dieses Programm wird aber nicht im entferntesten eingehalten. Auch in anderer Beziehung, vor allem in terminologischer Hinsicht, verletzt V. die Anforderungen, die man an eine «geschlossene» und «systematische» Darstellungsweise zu stellen gewöhnt ist. Gerade dies dürfte jedoch den Stimulus erhöhen, durch den die V.'schen Werke neben ihrer stark persönlichen Note zur Stellungnahme herausfordern. War doch V. von den heutigen Sprachphilosophen eine zeitlang vielleicht der am meisten bewunderte und am schärfsten verurteilte.

In dem vorliegenden Werke schwingt sich V. zu noch höheren philosophischen Regionen empor als je zuvor, und zwar scheint er sich diesmal Hegels Führung mehr als je anvertraut zu haben. Freilich der Begriff der metaphysischen Sprachgemeinschaft, an der die ganze Natur beteiligt ist, oder der des metaphysischen Gesprächs, in dem der Weltgeist durch die Jahrtausende hindurch, in Milliarden von Rollen sich zerlegend, mit sich selbst begriffen ist, begegnet uns bei V. schon früher; dieses Werk aber ist sozusagen ganz auf das Metaphysische zugeschnitten. Dadurch gewinnt die Darstellung einen gewissen Höhenflug, bei dem es freilich dem Leser manchmal schwindlig werden kann. Dies umsomehr, als V., die Hegelsche Auslegung des Satzes vom Widerspruch sich zu eigen machend, eine Reihe philosophischer Gleichungen aufstellt, mit denen sich schwer etwas anfangen lässt und die oft wie eine blosse Spielerei mit Worten anmuten.[1] So führt V. beispielsweise im Kapitel «Sprache und Natur» aus, dass die Natur einer Sprache dasselbe sei wie der Sprachgebrauch, um dann festzustellen, dass es sich um keine statistische, keine mathematische Identität handle, sondern um die begrifflich philosophische, «die etwas ganz anderes ist».[2] Er meint: «Eben deshalb, weil der Gebrauch und die Natur einer Sprache ihrem Begriffe, d. h. ihrem gedachten und idealen Wesen nach völlig identisch miteinander sind, haben sie das Prinzip oder Streben in sich, auch in Wirklichkeit und praktisch zusammenzukommen» usw. Die Formel der Identität von sprachlicher Natur und sprachlichem Gebrauch will sonach nichts anderes besagen als «die geistige Energie, kraft deren eine Sprache sich entwickelt d. h. zu einer immer mannigfaltigeren Harmonie empor-

[1] Vgl. z. B. die «Definition» der Sprache p. 22: «Die Sprache erscheint uns sonach als Medium eines Mediums, in dem sich beliebig viele Medien zusammenfinden.»

[2] P. 96.

wächst».[1] Wer der Meinung ist, dass die Sprachphilosophie dem Sprachforscher neue Ziele und Wege weisen, ihm also neue praktische Arbeitsmöglichkeiten eröffnen und seine Arbeit vertiefen helfen soll, dürfte kaum mit einer solchen Feststellung etwas anzufangen wissen. Schon der «schillernde Begriff» Natur, den V. p. 87 umreisst, ist eine metaphysische Allgemeinheit, die einem stets wieder unter den Händen zerrinnt, wenn man glaubt, sie bereits fest gepackt zu haben. Oder was haben wir mit einer Feststellung gewonnen wie derjenigen, dass die Gegenwart der Ort sei, wo Sprache und Leben zusammentreffen, und dass der jeweils lebendige Sprachgebrauch der jeweils gegenwärtige sei?[2] Entweder handelt es sich dabei um eine Selbstverständlichkeit oder um ein dem gesunden Menschenverstande unbegreifliches Rätsel.

Auch in diesem Werke verficht V. seine alte Lehre, dass die Sprache poetischer Ausdruck sei, und so sagt er, dass alle grammatischen Kategorien ihrem geistigen Werte und seelischen Ursprung nach poetisch seien. «Wie könnten die Präpositionen als Mittel der zeiträumlichen Orientierung dazu kommen, allerhand geistige und innerliche Beziehungen und Abhängigkeiten zu bezeichnen, wenn ihre topo- und chronologischen Funktionen nicht traumhafter, phantastischer und poetischer Art wären, wenn sie nur logisch gedacht und nicht seelisch erlebt würden?»[3] Zweifellos sind die grammatischen Formkategorien nicht ohne weiteres logischen Bedeutungskategorien gleichzusetzen, und ebenso zweifellos ist es, dass mit dem Mechanismus von Assoziationen, äusserlichen Analogien usw., der bei der Erklärung syntaktischer Erscheinungen meist in Bewegung gesetzt wird, nicht auszukommen ist, dass vielmehr geistige Erscheinungen, und mit solchen haben wir es in der Sprache zu tun, auch geistig zu deuten, nicht nur naturwissenschaftlich zu erklären sind, aber diese Deutungen müssen Hand und Fuss haben, d. h. es müssen klare, scharf herausgemeisselte Begriffe dabei zur Anwendung kommen, und keine traumhaften, phantastischen und poetischen Kategorien.

Im Ganzen betrachtet scheint es Ref., dass V., rein wissenschaftlich genommen, in diesem Werke kein so glücklicher Wurf gelungen ist wie in einigen Kapiteln seiner «Sprachphilosophie», wie z. B. im Kap. vom System der Grammatik oder von den grammatischen und psychologischen Kategorien. Immerhin ist auch dieses Werk — trotz allem — gedankenreich und gibt viele Anregungen und Anlass zum Nachdenken, mag man nun gleicher

[1] P. 97.
[2] P. 116.
[3] P. 249 Anm.

Meinung sein mit dem Verf. oder nicht. Die Kap. «Religion und Sprache» und «Sprache und Wissenschaft» sowie die Betrachtungen über sprachliche Gemeinschaften erschienen Ref. als diejenigen, die am meisten zu fruchtbarem Nachdenken anregen. Dazu kommt, dass V. einen glänzenden Stil schreibt, der den Leser formell durch seinen flüssigen Rhythmus und inhaltlich mit seinen künstlerisch eindrucksvollen Bildern und seinen unerwarteten, erfindungsreichen Wendungen, nicht zum letzten aber durch sein hohes Ethos (vgl. z. B. das Kap. «Sprache und Nationalgefühl» p. 130 ff.) in seinen Bann zwingt und mit fortreisst. Überhaupt — im Künstlerischen liegt der Wert, und zwar der hohe Wert dieses Buches, weniger in positiv wissenschaftlichen Feststellungen. Das Werk stellt somit für Philologen und Linguisten eine Art sonntäglicher Betrachtung dar, die im wesentlichen nur von mittelbarem Nutzen für die nüchterne Werktagsarbeit der Wissenschaft sein kann. *Arno Bussenius.*

Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning: Serie A: Forelesninger. II. **A. Meillet,** *La méthode comparative en linguistique historique.* VIII + 117 p. in-8°. — IV. **Otto Jespersen,** *Mankind, nation and individual from a linguistic point of view.* 222 p. in-8°. — IV a. **Otto Jespersen,** *Menneskehed, nasjon og individ i sproget.* 208 p. in-8°. Oslo, H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) — Leipzig, Otto Harrassowitz — Paris, Honoré Champion — London, Williams & Norgate, Ltd. — Cambridge, Mass., Harvard University Press, 1925.

Nous avons affaire ici à des échantillons excellents des productions scientifico-populaires de la grande institution savante nouvellement créée à Oslo: deux séries de conférences faites par deux des plus éminents linguistes vivants, MM. A. Meillet et O. Jespersen.

L'ouvrage de M. Meillet se divise en dix chapitres: I. Définition de la méthode comparative. — II. Les langues communes. — III. Des preuves employées. — IV. Du développement linguistique entre l'époque de communauté et l'époque historique. — V. Les dialectes. — VI. La géographie linguistique. — VII. La notion de langue mixte. — VIII. Les formules générales de changement. — IX. Les innovations spécifiques. — X. Nécessité de précisions nouvelles. Comme on peut voir par cette énumération des différents chapitres, la contribution de M. Meillet touche aux questions vitales de la linguistique: les moyens d'établir la parenté des langues, la reconstruction des «langues communes»

(«die Ursprachen»), la question des «dialectes» et des langues «mixtes», la valeur de la «géographie linguistique», etc. Tout cela est exposé par M. Meillet dans un langage sobre et limpide, qui fait qu'on suit son raisonnement, pourtant tellement savant, avec la plus grande facilité.

Pour qui connaît un peu l'œuvre antérieure de M. Meillet, il n'y a pas beaucoup de nouveau dans ces conférences. Un examen de détails semble donc superflu. Je ne relèverai ici que quelques affirmations qui me semblent contestables.

A la page 46 M. Meillet dit: «Un des principaux faits auxquels est dû le passage du type indo-européen ancien au type moderne des langues de la famille est la perte de l'accent de hauteur et du rythme quantitatif», et par la suite il décrit comme quoi l'accent de hauteur cède la place à l'accent d'intensité. La pensée de M. Meillet est naturellement juste: la partie dominante du mot était d'abord la syllabe la plus haute, plus tard la syllabe la plus forte. Mais peut-on vraiment, sans être mal compris par des auditeurs ou des lecteurs non prévenus, dire que l'accent de hauteur se soit «perdu»? Il n'y a pas «perte» ou disparition de l'accent de hauteur, puisque le langage est impossible sans intonations musicales de la voix. Ce qui a eu lieu, c'est un renforcement de l'accent d'intensité sur certaines syllabes et son affaiblissement sur d'autres, avec conservation plus ou moins intacte des anciennes intonations musicales.

En parlant, aux pp. 47—48, du remplacement de la flexion casuelle par d'autres procédés d'expression, M. Meillet dit que, quand, en latin, l'emploi des prépositions fut devenu obligatoire pour indiquer les relations locales *(eo in urbem, uenio ex urbe)*, «la flexion casuelle devenait une complication superflue» et qu'«il n'est pas surprenant que la langue l'ait ou restreinte ou supprimée partout». Ces mots ont l'air de vouloir dire que la *réflexion* a joué un certain rôle dans la disparition des désinences casuelles. Mais, sans doute, cela n'est pas l'avis de M. Meillet. Il faut bien admettre que les désinences casuelles ont subi les mêmes altérations phonétiques que d'autres phonèmes finals pareils. Mais ce qu'on est forcé de constater, c'est un *choix* entre des expressions existantes, plus ou moins aptes à rendre la pensée de celui qui parle. Si, par exemple, le génitif possessif latin pouvait être rendu en a. fr. aussi bien par une locution prépositionnelle que par le simple cas régime, il est assez naturel qu'on ait plus tard abandonné le dernier procédé d'expression (à l'exception de certaines locutions figées), parce qu'il était moins expressif et clair que l'autre.

A la p. 88, M. Meillet dit, en parlant de l'affaiblissement et de la disparition des voyelles inaccentuées, «*i* et *u*, qui sont déjà par nature des voyelles plus brèves que *e* et *o*, ne peuvent s'abréger davantage qu'en disparaissant». En disant que *i* et *u* sont *par nature* plus brèves que *e* et *o*, M. Meillet a probablement pensé à quelque cas spécial de l'histoire des langues où *ē* et *ō* étaient devenus d'abord *ĭ* et *ŭ*, car *e* et *o* peuvent certainement être prononcés en aussi peu de temps que *i* et *u*.

En parlant, à la p. 89, de la probabilité d'un accent de force peu intense du latin vulgaire, M. Meillet dit: «si *camera* est devenu *chambre*, ce n'est pas parce que *ca-* était accentué avec beaucoup plus de force que *me* et *ra*». Je ne comprends pas ce raisonnement («beaucoup» est bien vague), qui ne touche aucunement au fait qu'en a. fr. les voyelles latines finales, sauf *a*, avaient disparu. Chacun sait que la syllabe la plus forte du latin s'est conservée telle en français, et cela suffit.

Une des théories chères à M. Meillet, à laquelle il revient à différents endroits (pp. 48 ss., 80, 98, 100, 110), est celle de l'hérédité des habitudes acquises (le *substrat*), qui expliquerait l'apparition parallèle et indépendante de certains faits linguistiques. Cette théorie de la survivance latente du *substrat* m'a toujours paru obscure. Je crois que, dans la plupart des cas, on peut parfaitement se tirer d'affaire sans un tel *substrat* en accordant une plus grande importance aux extensions analogiques et à l'influence des relations sociales.[1]

* *
*

L'ouvrage de M. Jespersen est divisé en onze chapitres, dont voici les rubriques de l'édition anglaise: I. Speech and Language. — II. Influence on the Individual. — III—IV. Dialect and Common Language. — V. Standards of Correctness. — VI. Correct and Good Language. — VII. The Stratification of Language. — VIII. Slang. — IX. Mysticism of Language. — X. Other Eccentricities of Language. — XI. Conclusion Universal Human Elements. L'on connaît les théories générales de M. Jespersen sur le langage et son développement, consignées dernièrement dans son remarquable ouvrage intitulé *Language, its Nature, Development, and Origin* (Londres, 1922; éd. allemande, Heidelberg, 1925).[2] Je ne donnerai ici que quelques commentaires aux rubriques précitées. En ce qui concerne la distinction entre *speech* (la pa-

[1] Corriger, à la p. 3, l'esp. *dies* en *diez*.
[2] V. *Neuph. Mitt.*, 1925, pp. 240—243.

role) et *language* (la langue), M. Jespersen (chap. I), après avoir critiqué les théories proclamées par F. de Saussure, Charles Bally et Harold Palmer, conclut que, tandis que la *parole* est le parler de l'individu comme tel, la *langue* est la compréhension de tous les parlers individuels d'une communauté, la nation. Il s'oppose avec raison à l'idée d'une mentalité collective indépendante des mentalités individuelles. Au chap. II, M. Jespersen combat la théorie selon laquelle, par suite d'une espèce d'évolution collective inexpliquée, les changements phonétiques auraient lieu simultanément et indépendamment chez les différents individus d'une communauté linguistique. Il est d'avis, et je partage sa manière de voir, que tout changement linguistique tire son origine d'un parler individuel et se répand par imitation plus ou moins inconsciente. Aux chap. III—IV, M. Jespersen commente les différentes causes qui amènent, au milieu des nombreux dialectes, la naissance d'une langue commune, la *κοινή*. Quant à la définition de la langue «correcte» (chap. V—VI), M. Jespersen, après avoir passé en revue les différents points de vue, conclut (p. 123) que la langue que demande la communauté linguistique en question est aussi linguistiquement correcte, et il ajoute (p. 137) que la meilleure langue est celle qui, par les moyens les plus simples, exprime la pensée de celui qui parle (ou écrit) de la façon la plus complète et est comprise par l'auditeur (ou le lecteur) avec le plus de facilité. Dans le chapitre (VII) intitulé «The Stratification of Language», l'auteur fait ressortir combien peut varier la langue d'une communauté linguistique par rapport aux différentes couches sociales. Le «Slang» (chap. VIII) est défini par M. Jespersen comme le résultat du désir de l'homme de donner libre cours à son sens humoristique en remplaçant arbitrairement un mot ou une locution usés par des termes plus expressifs. En connexion étroite avec le «slang» sont aussi les euphémismes, dont traite l'auteur au chap. IX («Mysticism of Language»). Mais, tandis que le «slang» évite par plaisanterie des mots usés, l'euphémisme tâche d'éviter certains mots par scrupule superstitieux ou pour ne pas blesser la décence. Parmi les excentricités du langage (chap. X) M. Jespersen place aussi l'*argot* des malfaiteurs, etc. (à ne pas confondre avec le «slang»), dont le but est de rendre la langue en question inintelligible aux non-initiés. Dans le dernier chapitre (XI), M. Jespersen démontre comme quoi les traits communs de l'évolution des langues peuvent résulter de la constitution physiologique et psychologique de l'homme comme tel.

Dans ce bref résumé de l'ouvrage du célèbre savant danois, je n'ai pu mentionner que quelques points de vue généraux.

Mais ce livre fourmille de détails intéressants et d'aperçus ingénieux, dignes d'être lus par tous ceux qui portent quelque intérêt aux études linguistiques. *A. Wallensköld.*

Otto Behaghel, *Deutsche Syntax.* Eine geschichtliche Darstellung (= Germanische Bibliothek, hrsg. von Wilhelm Streitberg, 1. Abteilung; Elementar- und Handbücher, 1. Reihe: Grammatiken, 10. Band). Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Band I. Die Wortklassen und Wortformen. A Nomen. Pronomen. 1923. XXI + 740 S. Preis: RM. 15.—, geb. RM. 17.80. — Band II. Die Wortklassen und Wortformen. B. Adverbium. C. Verbum. 1924. XII — 444 S. Preis: RM. 10.—, geb. RM. 12.—.

An Darstellungen der deutschen Syntax hat es nicht gefehlt, aber eine erschöpfende Gesamtdarstellung auf geschichtlicher Grundlage haben wir vor dem Erscheinen der Syntax von Behaghel eigentlich nicht gehabt. Von den hier eventuell in Betracht kommenden Arbeiten der späteren Zeit ist die Syntax von Vernaleken sehr lückenhaft und genügt keinen höheren wissenschaftlichen Ansprüchen, die von Erdmann und Mensing schildert die Entwicklung in grossen allgemeinen Zügen, und die vortreffliche Darstellung der Syntax in der Deutschen Grammatik von Paul umfasst ja nur die neuere Sprachperiode. Am ehesten dürfte Wunderlichs grosse syntaktische Darstellung «Der deutsche Satzbau», von dem im vorigen Jahre die dritte von Hans Reis keineswegs einwandfrei umgearbeitete Auflage erschien, auf den Namen 'geschichtliche Gesamtdarstellung' Anspruch machen können.

Von Wunderlichs Satzbau unterscheidet sich die vorliegende neue Syntax schon äusserlich durch ihren grösseren Umfang, sehr wesentlich aber auch ihrer ganzen Anlage gemäss. Während Wunderlich die Entwicklung der syntaktischen Erscheinungen breit beschreibt und seine Darstellung mit einigen für die betreffende Phase typischen Belegen illustriert, lässt Behaghel das ausserordentlich umfangreiche Belegmaterial, welches er gesammelt, in seiner ganzen Breite hervortreten und beschränkt die begleitende Beschreibung der Entwicklung auf das notwendige Minimum. Der Unterschied zeigt sich weiter darin, dass Wunderlich die Verschiedenheiten der einzelnen Fälle möglichst viel zusammenzufassen und in grossen Linien darzustellen versucht, während Behaghel gerade bestrebt ist, die Erscheinungen von einander zu trennen und die Verschiedenheiten, welche er bis in die kleinsten Nüancen zerlegt, neben einander zu stellen. Durch diese Methode

erhält die geschichtliche Syntax Behaghels das Aussehen eines systematischen Lehrbuchs, in dem der Stoff in die betreffenden Hauptteile, Kategorien, Abteilungen und Unterabteilungen geordnet erscheint, welche alle mit einander verglichen und durch scharf formulierte Definitionen auseinandergehalten werden.

Diese Methode ist natürlich geeignet, die Buntheit und die wechselseitigen Beziehungen der syntaktischen Erscheinungen in scharfer Beleuchtung zu zeigen und die mannigfaltigen Einzelheiten deutlich hervorzuheben. Allerdings ist es dem Leser, der durch die Räume dieses weitverzweigten Gebäudes wandert, nicht immer so bequem, sich an der Hand der vielen wegweisenden Ziffern und grossen und kleinen, lateinischen und griechischen, Buchstaben zurechtzufinden. Auch folgt aus der weitgehenden Systematisierung, dass die Definitionen der Erscheinungen eine wichtige Rolle spielen, und diese erhalten manchmal eine recht abstrakte Formulierung. So z. B. wenn eine Kategorie von Adjektiven, welche steigerungsfähig sind, in folgender Weise definiert wird: «Adjektive von bedingtem Begriffswert, d. h. solche, deren Verwendung von den besonderen Umständen des Falls bedingt wird, von den Anschauungen des Aussagenden, von der Gattung der von der Aussage betroffenen Grösse, von der Möglichkeit, Grössen verschiedener Art zur Vergleichung heranzuziehen — —.» Aber diese kleinen Unbequemlichkeiten nimmt der Leser wohl doch ohne grössere Unzufriedenheit mit in den Kauf und freut sich darüber, dass er endlich eine erschöpfende Darstellung der Syntax erhalten hat, in welcher er über die verschiedensten Erscheinungen bei dem bewährtesten Meister Auskunft holen kann.

Behaghel legt der ganzen Anlage seiner Arbeit gemäss nicht ein solches Gewicht auf das chronologische Moment, dass er die Entwicklung der Einzelerscheinungen durch alle Phasen verfolgen würde, aber er versucht überall zum Ursprung der Erscheinungen zu dringen und die Entstehung derselben zu erklären. Er bietet hier nicht allein, wie es in Gesamtdarstellungen dieser Art der Fall zu sein pflegt, Resultate der einschlägigen Forschung, sondern vor allem Resultate eigenen Denkens. Oft kann er sich auf eigene frühere Spezialforschungen stützen, aber auch da, wo dies nicht der Fall ist, nimmt er immer Stellung zu den verschiedenen Ansichten, verwirft von anderen Forschern aufgestellte Theorien und gibt neue Erklärungen an deren Stelle.

Eine ganze Menge von den gegebenen Erklärungen sind psychologischer Art. So wird in einleuchtender Weise gezeigt, dass manche auffällige syntaktische Erscheinung ihre Entstehung einer Konstruktionsmischung verdankt. In vielen Fällen wird die

Erscheinung auf fremden, vor allem lateinischen und französischen Einfluss zurückgeführt.

Dass der sogenannte ‹generische Singular› (in Ausdrücken wie *das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen* oder *der Holländer, der um die Sümpfe wohnet*) im wesentlichen auf lateinischem Einfluss beruhte, möchte ich vorläufig bezweifeln. Die Frage müsste auf breiterer Grundlage untersucht werden. Der «generische Singular» erscheint in den verschiedensten, auch nichtindogermanischen Sprachen. — Ebenso bedürfte die Frage, inwieweit in der Entstehung von Ausdrücken wie *sie schonen uns nicht, uns andre Laien* französischer Einfluss (*nous autres Français*) mitbestimmend gewesen ist, genauerer Untersuchung. Auch diese Erscheinung, die Behaghel natürlich richtig durch Konstruktionsmischung erklärt, ist in vielen Sprachen zu belegen und psychologisch leicht begreiflich.

Den Gebrauch des Singulars statt des Plurals in Benennungen von Körperteilen, wie *ihrem Auge glaub' ich,* erklärt Behaghel (I, 465 f.) aus der Abneigung, Teile verschiedener Körper zu addieren. Diese Erklärung ist nicht überzeugend. Eher könnte man als Grund für den Gebrauch an den Einfluss von Benennungen solcher Körperteile denken, die nur einfach vorhanden sind (Nase, Mund, Brust usw.). Aber die Frage ist überhaupt eine ziemlich komplizierte. Der Gebrauch der Singularform von Benennungen zweifach vorhandener Körperteile da, wo man einen Plural erwartete, ist in vielen Sprachen sehr allgemein, und zwar sind die Fälle keineswegs analog. Der Singular scheint u. a. da vorzukommen, wo sich an die Benennung des betreffenden Körperteils keine scharf bestimmte individuelle Vorstellung knüpft, wo also diese Benennung mehr in bezug auf eine dem Begriff innewohnende Eigenschaft (*das Auge lächelt*) oder im Gegensatz zu der Bezeichnung eines anderen Körperteils (*die Hand — der Fuss*) verwendet wird, oder wo der betreffende Begriff sonst sich gleichsam verallgemeinert und an seinem deutlichen Inhalt eingebüsst hat, wie in Redensarten: *zu Fuss, auf der Lippe.* Besonders gern wird der Singular in der Poesie gebraucht.

Es mögen hier noch einige flüchtige Reflexionen mitgeteilt werden, welche sich bei der Lektüre der Behaghelschen Syntax ergeben haben. — I, 38 wird der Ausdruck *gemeingermanisch* in chronologischem Sinne gebraucht. Wäre es nicht besser, hier den Ausdruck *urgermanisch* zu gebrauchen und die Benennung *gemeingermanisch* nur als Bezeichnung dafür zu verwenden, dass eine Erscheinung allen germanischen Sprachen gemeinsam ist? In den meisten Fällen sind die gemeingermanischen Erschei-

nungen natürlich auch urgermanisch. — I, 137. Unter den Belegen für den Gebrauch des unbestimmten Artikels statt des zu erwartenden bestimmten vor Bezeichnungen von Ämtern und Behörden vermisst man die noch heute allgemein vorkommenden Fälle: *an ein hohes Ministerium, an eine hohe Fakultät.* — I, 200. Zu dem Literaturverzeichnis ist noch hinzuzufügen: Johannes Öhquist, Über einige Schwankungen im deutschen Sprachgebrauch, in Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors I, 167—208. — I, 208. Kann man den einzigen Beleg aus Heinr. Julius als sicheren Beweis dafür betrachten, dass schwache und starke Flexion des Adjektivs nebeneinander stehen? — I, 274. Die Ausdrucksweise «Ich unterscheide — —» in der sonst unpersönlichen Darstellung erscheint etwas auffällig. — I, 317 f. Die Einteilung des Stoffes nach chronologischen Gesichtspunkten in verschiedene Kategorien: a) «schon im Altdeutschen» und b) «erst nhd.» stimmt nicht recht überein mit dem sonst beobachteten Einteilungssystem. — I, 318. Die Erklärung des unpersönlichen *es* im Anschluss an die bekannte, oft wiederholte Theorie von einer mythischen, im Hintergrunde stehenden Vorstellung dürfte kaum richtig sein. — I, 411. Das Fehlen der Endung beim Zahlwort *ein* in Ausdrücken wie *ein und zwanzig, ein und ein halbes Pfund* ist wohl, wie vermutet wird, das jüngere. Die Ursache dazu dürfte dem analogischen Einfluss der anderen Zahlworte (*zwei und ein halbes Pfund* usw.) zuzuschreiben sein. — I, 456. Von den Belegen für den «generischen Singular» bei Sachbezeichnungen ist wohl *ein phunt mandels* auszuscheiden, denn hier handelt es sich kaum um einen «generischen Singular» in dem Sinne wie z. B. in dem Beleg *die Thräne stand im Auge.* Der Singular *mandel* ist wohl als Stoffbezeichnung aufzufassen; das Wort hat sich an andere Stoffbezeichnungen wie *Zucker, Salz* angeschlossen und in bezug auf den Numerus sich nach diesen gerichtet, weil Mandel oft als Ingredienz von Speisen vorkommt. — I, 462 f. Dass der scheinbare Plural in dem Ausdruck *wir sind mit ihm spazieren gegangen* für Norddeutschland charakteristisch ist, dürfte richtig sein; es ist aber zu beachten, dass Wendungen dieser Art ausserhalb des deutschen Sprachgebiets in verschiedenen Sprachen recht häufig vorkommen. — I, 513. Der Beleg *das Scherflein der Witwe* kann nicht ohne weiteres den anderen, wie etwa *das Brot des Bäckers Müller,* gleichgestellt werden, da ja in jenem ursprünglich ein reiner possessiver Genitiv vorliegt. — I, 531. Mir scheinen die Belege, welche die Ellipse einer Zeitbezeichnung in *nach ezzens* beweisen sollen, doch zu unsicher. — I, 645. Der Beleg *do was diu din wambe ein*

chrippe deme lande enthält nicht ein Abstraktum, wie in der Definition der betreffenden Dativ-Gruppe angegeben ist.

Es sei noch auf einige der im Buche vorkommenden Druckfehler hingewiesen. I, 16. *3 Komparative* statt *2 Komparative.* — I, 60. Z. 2 u. 4 v. o. *unhulpa* statt *unhulþa* (2 mal), *unhulpo* statt *unhulþo.* — I, 89. Z. 12 v. u. *B* pro *b.* — I, 102. Z. 2 v. u. *Niedeck* statt *Neideck.* — I, 179. Der Druck der Rubrik stimmt nicht überein mit dem der folgenden Parallelrubriken S. 190. 197. 200. 203. 204. 205. — I, 212. Z. 17 v. o. *wære* statt *mâl.* — I, 325. Z. 5 v. o. *B* statt *b*, Z. 23 v. o. *C* statt *c.* — I, 513. 515. Als laufende Rubrik oben auf den Seiten *Genitiv des Besitzers* statt *Genitiv der Zugehörigkeit.*

Zu den vorliegenden zwei Bänden der Deutschen Syntax wird sich ein dritter gesellen, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt ist. Das damit vollendete Werk wird das ersehnte standard work der deutschen Syntax sein, welches seine Vorgänger weit überragt. *Hugo Suolahti.*

Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'Amour, sprachlich untersucht und mit altfranzösischem paralleltext herausgegeben von **John Holmberg.** Uppsala, A.-B. Lundequistska bokhandeln, 1925. XVI + 253 + 3 pages in-8° (Uppsala Universitets Årsskrift, 1925. Filosofi, Språkvetenskap och Historiska vetenskaper. 2).

Les germanistes et les romanisants seront reconnaissants à M. John Holmberg d'avoir publié une excellente édition de la version moyen-bas-francique du *Bestiaire d'Amour* de Richard de Fournival. Le livre de M. Holmberg est intéressant à plusieurs égards. Après d'utiles préliminaires bibliographiques, il débute par une étude, poussée à fond, du dialecte de l'unique ms. qui a conservé le texte du *Bestiaire* moyen-bas-francique (Hanovre 369, fin du XIII^{e} siècle). M. H. le compare à ceux des monuments de la Gueldre et du duché de Clèves, auxquels il est apparenté, mais sur lesquels il a l'avantage de l'ancienneté, au dialecte du Limbourg (version d'*Aiol,* XIII^{e} s.), ainsi qu'aux parlers moyen-franciques qui sont beaucoup plus riches en textes littéraires. Une étude minutieuse et qui constitue une grammaire complète de la langue du ms. de Hanovre (pages 18 à 128) conduit M. H. aux conclusions suivantes sur le lieu d'origine du *Bestiaire*: l'orthographe présente des traits qui sont particuliers au bas-rhénan (*niederrheinisch*) et elle est influencée par le moyen-francique; la morphologie confirme les données fournies par

l'écriture; la langue du ms. de Hanovre est un dialecte bas-francique, ou plus exactement, celui de la Gueldre allemande. Le ms. lui-même est une copie d'un autre ms. plus ancien.

L'établissement du texte bas-francique a amené M. H. à examiner son modèle français. La seule édition du *Bestiaire d'amour* qui existe (éd. C. Hippeau, Paris, 1860) et qui reproduit d'une façon très imparfaite un des mss. les moins satisfaisants de l'œuvre de Richard (Paris, Bibl. Nat., fr. 412) ne pouvait pas servir de base à une étude de ce genre. M. H. a donc entrepris l'analyse de l'ensemble des mss. du *Bestiaire d'Amour* français, et il est arrivé à un classement qui, dans ses grandes lignes, ne laisse subsister aucun doute quant à l'existence de trois groupes principaux de mss. Ces familles, bien délimitées, ne diffèrent pas les unes des autres par des «fautes communes» isolées, sur la valeur probante desquelles il est souvent difficile de tomber d'accord; elles nous mettent en présence de trois types de développement, de trois rédactions ou remaniements, de longueur inégale.[1]

En outre, M. H. a eu l'excellente idée de confronter le *Bestiaire d'Amour* de Richard avec le *Bestiaire* plus ancien de Pierre le Picard et il a constaté, grâce à des rapprochements convaincants, que le texte de Pierre, tel qu'il est reproduit dans l'édition Cahier, a le plus d'affinités avec la famille α, la plus nombreuse, des mss. du *Bestiaire d'Amour.* Cette famille contient les mêmes répétitions et les mêmes amplifications qu'on trouve chez Pierre le Picard et qui sont supprimées dans β (mss. *FG,* ou *EF,* d'après ma désignation, *Romania,* art. cité).

C'est le ms. *L* du groupe α (anglo-normand, British Museum, Harley 273) qui se rapproche le plus du texte bas-francique; ce n'est que lui, notamment, qui contient un paragraphe sur le Scorpion. Dans certains passages du *Bestiaire* bas-francique, c'est *L* qui permet de comprendre les contresens du traducteur.

Pourtant, les deux textes ne se recouvrent pas entièrement. La version ignore certaines mauvaises leçons de *L*, mais elle en contient d'autres qu'on ne peut pas imputer au copiste anglo-normand. D'autre part, la version bas-francique est apparentée, par quelques-unes de ces leçons, à d'autres mss. du groupe α.

---

[1] Dans une courte notice consacrée à un fragment du *Bestiaire d'Amour* découvert à Pétrograd (*Romania,* t. LI, p. 561 et suiv.), j'ai eu l'occasion de m'occuper du classement des mss. de Paris et des fragments de celui de Vienne que je connaissais d'après les extraits publiés par F. Wolf. J'ai la satisfaction de voir que M. H., ayant à sa disposition une documentation plus vaste, arrive à un classement analogue à celui qui m'a paru s'imposer.

Par conséquent, M. H. a renoncé à prendre *L* comme base de comparaison, d'autant plus que, par sa graphie, *L* est un des mss. les moins typiques du *Bestiaire d'Amour* et qu'il est déformé par de nombreuses lacunes. Le choix de M. H. s'est finalement arrêté sur le ms. *E* (que j'appelle *B*, Bibl. Nat., fr. 1444). Il en publie le texte en regard du texte bas-francique et supplée les lacunes de *E* par des leçons de *L* ou de *I* (que j'appelle *G*, Sainte Geneviève 2200). En outre, dans le choix des variantes, M. H. accorde une place spéciale à *L* et à ceux des autres mss. qui contiennent des leçons susceptibles d'expliquer celles de la version germanique.[1]

L'édition des deux textes est accompagnée d'une étude de la langue de *EIL*, de notes dont la plupart concernent le texte bas-francique, d'un glossaire sommaire pour ce dernier, d'une carte et du fac-simile d'une page du ms. de Hanovre.

Les germanistes porteront un jugement plus compétent sur la partie germanique du beau travail de M. Holmberg. Quant aux romanistes, ils ne manqueront pas d'apprécier les résultats importants auxquels le savant suédois est arrivé dans ses recherches sur les rapports qui existent entre les différents mss. du *Bestiaire d'Amour*. Mais, tout en admettant le bien-fondé des raisons qui ont déterminé M. H. à choisir, pour constituer son texte français, un ms. qui, de l'aveu de l'éditeur même, n'a pu servir de modèle au traducteur bas-francique, ils regretteront que M. H. n'ait pas entrepris une édition critique et définitive du curieux traité de Richard de Fournival. Les variantes que M. H. reproduit dans son appareil critique ne nous permettent pas toujours de former une idée exacte de l'état du texte, tel qu'il est représenté par les divers manuscrits français, car son choix était dicté par le but principal de son étude, qui était l'établissement du texte bas-francique.[2]

---

[1] Voici quelques observations sur le texte français que M. Holmberg a établi avec un soin extrême:

P. 168, l. 1. L'addition de l'adverbe *i* ne paraît pas indispensable. — P. 172, l. 18. Lire *esforciement*, et non pas *eff*—; même remarque pour p. 174, l. 2, *s'esforce*.. — P. 196, l. 5. Lire *par fuisse* (simple erratum). — P. 206, l. 13. Le ms. (*E*) a: *dont est c h o u apte cose* ... — P. 212, l. 23. Il n'est pas nécessaire de lire *depulijer*, car le copiste n'a pas achevé le jambage du *j*; le verbe est *depulïer* (cf. les rimes dans les exemples cités par Godefroy).

[2] Par exemple, la note au sujet du mot *bricoart, bric*, p. 210, l. 13, omet de signaler l'existence de la variante de *V, bricemusart*, avec le développement intéressant auquel ce mot rarissime donne lieu, et celle de *I, billewart*.

Le travail de M. H. est donc à refaire en partie. Espérons que M. Holmberg, qui dispose de toutes les données du problème et qui s'est montré un si fin connaisseur du vieux-français, ne tardera pas à mener à bonne fin cette nouvelle édition critique qui sera le couronnement nécessaire de l'étude remarquable qu'il vient de publier.

Il serait bon de reproduire, à cette occasion, l'iconographie du *Bestiaire d'Amour,* c'est-à-dire toutes les miniatures qui sont conservées dans les différents mss., car «cis escris est de tel sentence k'il desire painture». Et on se conformerait en cela à la volonté de Richard qui envoyait à sa dame «painture et parole» «pour che ke, quant je ne serai presens, — disait-il —, ke cis escris par painture et par parole me rende a vostre memoire comme presens». *G. Lozinski.*

W. Meyer-Lübke, *Das Katalanische. Seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen, sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt* (Samml. roman. Elementar- u. Handbücher, hrsg. v. Meyer-Lübke, V. Reihe, 7). Heidelberg, Winter, 1925. XII + 191 S. 8°. Preis: Gmk 6.50, geb. 8.—.

Vollständigkeit erstrebende Zusammenstellung zugänglicherer sprachlicher und historischer Materialien zwecks Revision der Frage, ob das Katalanische dem hispanischen oder dem gallo-romanischen Typus sprachgeschichtlich angehört; Beantwortung der Frage zugunsten der letztgenannten Alternative. — Wenn man auch alle diejenigen Bedenken, die Antoni Griera vom sprachgeographischen, also von einem wenigst möglich abstrahierenden Standpunkte aus gegen die Arbeit Meyer-Lübkes geltend zu machen sucht,[1] nicht gutheissen kann, so kann man sich doch des Eindruckes nicht leicht erwehren, dass die grob abstrahierenden Begriffe «das Katalanische», «das Provenzalische», welche sprachgeographische Dinge in Flächenkolorit vorführen, dem Synthetiker hier stark die Hände bindet. Und Meyer-Lübke selbst ist sich bewusst, wie schwierig es ist, das traditionnell gegebene hispanische Sprachmaterial einer durchgehenden philologischen Sichtung zu unterziehen; dies, sowie eine gewisse Impräzision bezw. Fehlerhaftigkeit in der Wiedergabe des tatsächlich Gefun-

[1] Castellà—Català—Provençal. Observacions sobre el llibre W. Meyer-Lübke, Das Katalanische, in Zeitschr. f. rom. Philol. 1925, XLV, 198—254. — [Korrekturnote: Über die methodische Schwäche der Arbeitsweise Grieras siehe eine während der Drucklegung erschienene Auseinandersetzung Meyer-Lübkes, Afroromanisch und Iberoromanisch, in derselben Zeitschrift, 1926, S. 116—128. Ich habe keine Gelegenheit gefunden, die Schrift Grieras gründlich durchzulesen.]

denen (Formen und Bedeutungen), wirkt, da die ganze Art und Weise Meyer-Lübkes doch eine ausgesprochen linguistische ist, hier sehr beunruhigend. Die Frage an sich musste aber, da sie gerade linguistisch eine sehr reich gegliederte und fein zu bearbeitende Struktur hat, gerade Meyer-Lübke locken; und so begreift man denn auch, dass ein Denker, der den Mut gehabt hat, synthetische Konstruktionen wie seine Rom. Grammatik und sein Rom. Etym. Wörterbuch mit s e i n e m Material durchzuführen, sich auch an die Makrosynthese der vorliegenden Spezialuntersuchung wagen konnte.[1]

In der Zukunft wird man die Aufgabe wahrscheinlich von neuem angreifen. Als sprachwissenschaftliche Leistung wird allerdings die Meyer-Lübkesche Arbeit auch dann nur unter der Voraussetzung übertroffen werden können, dass die Materialien aus engmaschigen Sprachatlanten und aus philologisch durchgearbeiteten Lexicis mit voller Bewältigung des Hispanoarabischen von einem guten, ja praktischen Kenner der heutigen hispanischen Sprachen zusammengebracht werden und dass der Verfasser bezw. der Leiter der künftigen Synthese als Denker Meyer-Lübke wenigstens nahe kommt. Die Erfüllung der letztgenannten Bedingung wird sich wohl als die schwierigste von allen erweisen.[2]

Nachdem der obige Satz bereits während einiger Monate fertig gelegen, ist eine wichtigere spanische Besprechung des Buches erschienen: A. Alonso, La subagrupación románica del catalán, in Rev. de filol. esp. 1926, XIII. Die Lektüre dieser 37 (38) Seiten umfassenden Veröffentlichung scheint mir zu einer Reflexion Anlass zu geben, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürfte.

Auch Alonso ficht die Meyer-Lübkesche These an. Er bezweckt vor allem, die Hinfälligkeit der Beweisführung in einer Anzahl von Fällen nachzuweisen, wo wichtige Kriterien, wie er behauptet, teils widerspruchsvoll, teils lückenhaft und zwar mit Voreingenommenheit angewandt sind. Ich sehe mich genötigt, dies alles hier unbesprochen zu lassen. Daneben weist nun

---

[1] Übrigens scheint mir, was die einfache Zitatenrichtigkeit betrifft, dieses Buch unter den sonstigen Veröffentlichungen des Forschers einen verhältnismässig hohen Platz einzunehmen.

[2] An früheren Besprechungen des Buches kannte Rezens., von den *Observacions* Griera's abgesehen, die Selbstanzeige Meyer-Lübkes (Germ.-rom. Monatschrift 1925, XIII, 492) sowie J. Brüch, Die Neueren Sprachen 1926, XXXIV, 150—154, L. Spitzer, Der Dual im Katal. u. Span., mit einigen Bemerkungen zu Meyer-Lübkes «Das Katalanische», Archivum Roman. 1925.

Alonso, und zwar in diesem Falle mit Griera parallel, eine Reihe von dialektgeographischen Unzulänglichkeiten des Buches nach, die also darauf beruhen, dass das Kat. als eine gegen das Span. und gegen das Provenz. (flächenkoloristisch) abgegrenzte Einheit behandelt wird. Alonso scheint mir endgültig festzustellen, und zwar tut er dies vermittelst einer Auslese aus den heutzutage gewaltigen Materialien der einheimischen Wissenschaft, dass Vieles, was Meyer-Lübke den beiden anderen Sprachen gegenüber nur dem Span. zuteilt oder aber dem Span. abspricht, der Meyer-Lübkeschen Dreiteilung räumlich und auch historisch nicht entspricht. Besonders wird hier die Notwendigkeit hervorgehoben, Zwischenglieder, wie die navarro-aragonesischen Erscheinungen, viel öfter und durchgehender heranzuziehen, als dies bei Meyer-Lübke geschehen ist. Alonso leuchtet die Schwierigkeit sehr klar ein, bei einer derartigen vielseitigen Untersuchung die lange sprachliche Kette, die vom Norden Frankreichs bis nach Portugal führt, als aus einer kleinen Anzahl von Sprachen bestehend anzusehen und diese Sprachen dann so oder so gruppieren zu wollen. Sein Skeptizismus scheint mir berechtigt. Betreffs der Hauptthese wird schliesslich gesagt (S. 35): «... no sólo se le pueden rectificar pormenores [dem Buche Meyer-Lübkes], sino que el problema planteado sigue en pie como antes, porque la solución ofrecida se ha perseguido por caminos que no satisfacen.»[1]

Von einigen Fehlgriffen abgesehen (*obligar* als erbwörtlich; *creansa*, *mescreant*, mit *-a-* als Belege für das Provenz. gegeben, usw.), bekommt man den Eindruck, dass wir es hier mit einem tüchtig geschulten spanischen Fachmann zu tun haben,[2] der beim Extrangero gar Manches zu berichtigen hat.

Nun wird aber auch Meyer-Lübke seinerseits an der spanischen Schrift Verschiedenes zu rügen haben. Ich werde mich bemühen, möglichst kurz zu sein.

---

[1] Alonso, S. 14, Fussn. 1: der fragliche Beleg aus der Astronomie lautet in der hier einzigen Handschrift *yunc. o enclum sobre que maian el fierro*; folglich sah Alfonso X das Wort *enclum* als ein weniger bekanntes an. S. 14—15 ist es vielleicht am Platze zu 12. zu bemerken, dass das mod. *abrevar* (REW 12; vgl. RFE Anejo II 35, nº 75) in der Gaya de Segovia *abeurar* (mit *u*, jedoch mit *-ebra* u. *-ebro* gereimt) heisst und, was wichtiger, dass das mod. *labrar* daselbst sowohl mit dieser Graphie als mit *u* geschrieben unter *-abre* und *-aure* vorkommt (vgl. meine Estudios sobre la Gaya, S. 47). In diesem Punkte wäre also die span.-kat. Einheit noch ein bischen fester, als sie bei Alonso a. a. O. erscheint.

[2] Vortreffliche Leistungen Alonsos sind jedem Leser der Rev. de Filol. Esp. und der Rev. de Linguistique Romane bekannt.

In 4. (S. 9) hat Alonso den deutschen Verfasser missverstanden. Dieser betont ziemlich deutlich die Schwierigkeit, über *t'm* zu klaren Ergebnissen zu kommen, und nur um diese Schwierigkeit zu beleuchten, zitiert er, glaube ich, aus den 3 Sprachen einige Fälle, welche seiner vorher vorsichtig[1] formulierten «Regel» zu widersprechen scheinen. Ich meine, ein bei Meyer-Lübke hinzuzusetzendes *allerdings* würde dem Missverständnis besser haben vorbeugen können: «Neben ... *bizma* steht span. *semana*, das [allerdings] durch Dissimilation aus **sesmana* entstanden sein kann» [oder *könnte*]. Der ganze betreffende Abschnitt 43 bei Meyer-Lübke ist das Werk Eines, der hier gar nicht doktrinär feststellt, wie Alonso zu meinen scheint, sondern vielmehr sich selbst Fragen stellt und die Möglichkeiten vor und mit dem Leser sinnig und sehr fein abwägt. Der Abschnitt gibt sozusagen ein realistisches Bild von dem Hin und Her dieses Abwägens. Auf diese Weise aufgefasst, bedeutet der Passus bei Meyer-Lübke etwas wesentlich Anderes, als das spanische Referat besagt. So wird denn auch der spanische Angriff schief. Meistens hat natürlich Alonso den Text gerade so oder ziemlich so verstanden, wie ich selbst. Dies ist bei der schwierigen Lektüre keine Kleinigkeit. Dann haben wir es aber mit neuen Missverständnissen zu tun. Das Positive, was Alonso zum selben Abschnitt 43 bringt, beruht auf einem Missverständnis, ist daher nicht zutreffend. Meyer-Lübke selber hat wohl, was *semana* betrifft, das von Alonso gesuchte Richtige eingesehen, hat es jedoch mit einer in diesem Falle ungenügenden Durcharbeitung ausgesprochen. Meyer-Lübke sagt Folgendes, ich kommentiere, ich berichtige und füge hinzu: «... so würde sich für *pt-m* [also für *semana*] eine andere Entwicklung ergeben als für *t-t*, was ja auch leicht verständlich ist» [zu lesen: als für *t-m*; eine andere also als für *legitimus*, welches kat. *leesme*, span. *lindo* heisst]. Ich finde diese so verstandene Erklärung von *semana* zutreffend und wage es demnach, sowohl das Meyer-Lübkesche, wohl nur einfallsweise und sozusagen irreal vorgetragene **sesmana* als auch die neue betonungsmechanische Erklärung des Wortes bei Alonso als sicher hinfällig anzusehen. Der Angriff Alonsos gegen **sesmana* ist also m. E. prinzipiell berechtigt, nur in der Ausführung verfehlt. Übrigens hätte er denselben durch einen Hinweis auf Menéndez Pidal, Mio Cid I, S. 191, L. 25—29 noch etwas stützen können (*setmana* u. A.); vgl. RFE 1920, VII, 191, «Pág. 225». — Ich schreibe jetzt

[1] Vorsichtig: *im Ganzen* bedeutet hier nicht *en total*, sondern etwa *por lo general*.

die fraglichen Sätze bei Meyer-Lübke sowie deren Referatergebnis bei dem spanischen Forscher ab, damit der Leser einen möglichst klaren Einblick erhalte in das schlechte Verhältnis, in dem Text und Kommentar zu einander stehen.

Meyer-Lübke, Abschn. 43.

Über *t-m* zu klaren Ergebnissen zu kommen, ist bei der Spärlichkeit der Beispiele nicht möglich. Im Ganzen ist für das Span. *sm* die Regel, für die beiden andern Sprachen Angleichung. Neben *marisma, bizma* steht span. *semana,* das durch Dissimilation aus **sesmana* entstanden sein kann. Im Prov. stehen neben einander *setmana,* später *semana* und ... *leesme* [*legitimus*] als volkstümliche Entwicklung ... Nimmt man dazu, dass ... span. *lindo* auf *legitimus* zurückgeht, so würde sich für *pt-m* eine andere Entwicklung ergeben als für *t-t,* was ja auch leicht verständlich ist. Wohin sich das Katal. im zweiten Falle [im Falle *t-m*] stellt, ist schwer zu sagen. *Lledesme* ... ist natürlich *legitimus* ... *Semana* entspricht dem, was man erwartet. Danach wären[1] span. *marisma, bizma* jüngere Wörter.

Alonso,-S. 9, Abschn. 4.

§ 43, grupo romance *t'm.* «En total, *sm* es la regla para el español; para provenzal y catalán, asimilación.» Regla deducida en presencia de esp., cat. y prov. *semana,* de un lado, y de otro, esp. *bizma, marisma* (de epithema, maritima), prov. ... *leesme* ... y cat. *lledesme* (de legitimu). Prov. y cat. *semana* es lo que se esperaría. Esp. *semana,* en cambio disimilación de **sesmana,* y esp. *marisma, bizma,* voces recientes. — [Nach diesem Referat fährt A. fort:] Hay alguna inconveniencia entre las últimas palabras y la enunciación de la regla que opone el español a los otros dos dominios. A nuestro juicio ... las tres lenguas marchan en este caso al mismo exacto compás [es folgen ganz annehmbare Erörterungen]. Creemos que no es preciso recurrir a una disimilación de **sesmana* para explicar el esp. *semana* [es folgt die m. E. misslungene Hypothese; dann Übergang zum folgenden Punkte des Angriffs].

Das Verhältnis ist also in der Tat ein schlechtes. Meyer-Lübke wird, wie wir gesehen, Anlass haben, mit dem Referate unzufrieden zu sein. — Eine ganz andere Frage ist nun, ob denn die gegebene Vorlage des Referates eine in wichtigen Dingen unzweideutige war. Diese Frage muss m. E. verneint werden. Der Satz: «Im Ganzen ist für das Span. *sm* die Regel, für die beiden andern Sprachen Angleichung» ist, so wie er bei Meyer-Lübke steht, ein dieser Form nach prägnant irreführender, weil der Verfasser es allzusehr versäumt hat oder es deutschen Lesern gegenüber verschmäht hat, (normalen) sprachlichen Aus-

[1] Von mir gesperrt. Auch die Klammern im Texte rühren von mir her.

druck einem Unsicherheitsgefühl zu geben, das dem sachlichen Zusammenhang nach eben betreffs des vorliegenden Punktes seinen Sinn erfüllt hat. Hier wie sonst oft wagt es Meyer-Lübke, sehr Vieles, ja sagen wir praktisch Allzuvieles nur zwischen den Zeilen auszudrücken. Von anderen Punkten war oben die Rede. Wir haben es schliesslich mit einem spanischen unrichtigen Referate und einem sowieso berechtigten, aber wissenschaftlich verfehlten Angriff zu tun gegen eine Vorlage, die, auf Deutsch geschrieben und in persönlich-deutscher knapper Morphemierung einhergehend, auch unter den hier wichtigen nichtdeutschen Interessenten Leser mit deutscher Schulung voraussetzt — was mir unangemessen scheint. — Der Hauptvorwurf, der Alonso trifft, ist, dass er den tonangebenden Anfang des Meyer-Lübkeschen Absatzes ausser Acht gelassen hat; daran hat aber auch Meyer-Lübke schuld. Alonso kann m. E. mit Fug behaupten, dass der ganze Absatz die These des deutschen Romanisten schlecht oder garnicht stützt, derselbe vielmehr für die entgegengesetzten spanischen Thesen spricht.

Es mögen nun die obigen Auseinandersetzungen genügen, um zu zeigen, mit was für der Wissenschaft wesensfremden Dingen wir zu operieren haben, sobald einerseits peripheristischeres Romanisch bei einem nichteingeborenen Nichtspezialisten und andrerseits mangelnde deutsche Schulung bei dem eingeborenen Spezialisten zusammentreffen. Das führt zu einer Schriftstellerei, die in wissenschaftliche Unproduktion auszuarten droht und einem die Lust zum Lesen hinwegquält. Auch ein Leser, der bei weitem nicht Alles, was in den beiden Publikationen mit grossem Aufwand von Scharfsinn auf Deutsch und auf Spanisch erörtert wird, persönlich hat durcharbeiten können, darf wohl auf Grund des bereits Gesagten behaupten, dass sehr viele Tage am Schreibtisch und viele Druckereistunden vonnöten sein würden, um hier eine gründliche (und begründete) Zurechtstellung jedes Punktes zu erstreben. Denn die Punkte sind zahlreich. Gewiss würde es eine lehrreiche, dabei aber eine unangenehme und äusserst langweilige Arbeit sein, die Romanistik, oder sagen wir nun lieber die Katalanistik, oder aber nur die vorliegenden Publikationen, einmal ordentlich in alle dem durchzumustern, was sich darin an nur deswegen Verfehltem findet, weil die besagten zwei Dinge hier notwendig zusammentreffen. *Savoir et comprendre! Comprendre et savoir!* — Ich sagte: hier notwendig zusammentreffen. Darf ich nun daran zwei Wünsche anknüpfen? Erstens scheint es mir angemessen, dass die schwierige Romanistik künftighin weniger als heutzutage mit ausserromanischen Schwie-

rigkeiten obendrein belastet werde.[1] Zweitens besitzen die Romanen selbst ja nunmehr so tief geschulte Fachleute, dass die nichtromanische Romanistik öfter als heutzutage eine (informatorische und sonstige) Mitarbeiterschaft mit ihnen von Anfang an erstreben sollte.

Eine Erfüllung dieser zwei Desiderate würde die Wissenschaft sicher entsprechend entlasten, ein ausgesprochen persönliches und tiefsinniges Arbeiten aber wahrscheinlich nicht entsprechend verhindern. *O. J. Tallgren.*

Eingesandte Literatur.

Erik Ahlman, Das normative Moment im Bedeutungsbegriff (Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ, Ser. B, tom. XVIII, n° 2), Helsingfors, 1926. 95 S. 8:o.

Altnordische Texte, I: Gunnlaugs saga Ormstungu. Mit Einleitung und Glossar hrsg. von *E. Mogk*. 3. Auflage. Halle, Max Niemeyer, 1926. 66 S. 8:o. Preis: geh. M. 2.—.

Lichtdrucke nach althochdeutschen Handschriften (Codd. Par. Lat. 7640, S. Gall. 911, Aug. CXI, Jun. 25, Lobcow. 434), hrsg. von *G. Baesecke*. Halle, Max Niemeyer, 1926. 38 Tafeln, fol. Preis: kart. M. 12.—, geb. M. 28.—.

Matteo Bartoli, Italia linguistica. Abbozzo dell'Italia dialettale e alloglottica, estratto dalla Grammatica storica della lingua italiana del *Meyer-Luebke*, nuova edizione curata da M. Bartoli. Torino, Casa Editrice Giovanni Chiantore, Successore Ermanno Loescher, 1927. 12 p. 8:o.

Stefan Glixelli, La France et les lettres françaises, I. Wilno, J. Zawadski, éditeur, 1926. 166 p. 8:o, avec 30 gravures.

---

[1] Die meisten Romanisten Nordeuropas finden es natürlich, alle wissenschaftlich gemeinte Romanistik der Regel nach nicht auf Deutsch, sondern in irgend einer romanischen Hauptsprache zu treiben. Die Zeiten liegen fern — Gott sei Dank und Dank sei Gaston Paris, Ascoli, Menéndez Pidal — wo nur ein glorreiches Land nichtromanischer Zunge romanistisch produktiv war. Missverständnisse kommen wohl in aller Wissenschaft vor, in erster Linie aber dürfte dies die internationale, d. h. polyglotte Wissenschaft betreffen: ein französischer Philosoph wird einen deutschschreibenden Philosophen meist eben deswegen missverstehen, weil seine eigene Sprache und Ausdrucksweise so grundverschieden ist. Die Romanisten aber sind alle wenigstens des Französischen mächtig, kennen die normale französische Ausdrucksweise. Dieser Vorteil scheint mir so wertvoll, dass ich ihn mit Freude und baldigst allgemein ausgenutzt sehen möchte. Einige Anzeichen dazu sind wohl bereits sichtbar.

Hermaea, XVI: *Ernst Schröter*, Walahfrids deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern Genesis bis Regum II und der althochdeutsche Tatian. Preis: geh. M. 12.—. — XVII: *Heinrich Brauer*, Die Bücherei von St. Gallen und das althochdeutsche Schrifttum. Preis: geh. M. 5.60. Halle, Max Niemeyer, 1926.

A. Jeanroy, Les «coblas» provençales relatives à la «croisade» aragonaise de 1285 (Del Homenaje a Menéndez Pidal, tomo III, p. 77—88). Madrid, 1925.

Leo Jordan, Les idées, leurs rapports et le jugement de l'homme (Bibl. dell' «Archivum Romanicum», diretta da *Giulio Bertoni*, serie I: Storia-Letteratura-Paleografia, vol. 6°). Genève, Leo S. Olschki, 1926. X+234 pag. gr. in-8°. Prix: 20 francs suisses ou 50 lire.

Friedrich Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 3. Auflage, bearbeitet von L. Sütterlin und E. Ochs. Halle, Max Niemeyer, 1926. XI+155 S. 8:o. Preis: geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Paula Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophische Untersuchungen im Anschluss an das Kategorienproblem in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft. Halle, Max Niemeyer, 1926. 96 S. 8:o. Preis: geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Holger Petersen, Pro exercitio. Eine Auswahl deutscher Lesestücke. Helsingfors, Söderström & Co, 1927. 154 S. 8:o. Preis: FM. 30.—.

Romanische Bibliothek, Nr. 24: *Miguel de Cervantes Saavedra*, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden, besorgt von *Adalbert Hämel*, Band II. 275 S. 8:o. Preis: geh. M. 6.50. — Romanische Bibliothek, Textausgabe: Kristian von Troyes, Yvain (Der Löwenritter). Textausgabe mit Einleitung, hrsg. von *Wendelin Förster* †. Zweite unveränderte Auflage, mit einem Nachtrag von *A. Hilka*. XLVIII+185 S. 8:o. Preis: geh. M. 4.—. Halle a. S., Max Niemeyer, 1926.

Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, hrsg. von *K. Voretzsch*, IX: Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters, von *K. Glaser*. Halle, Max Niemeyer, 1926. VIII+208 S. 8:o. Preis: geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Sammlung romanischer Übungstexte, X. Band: *Gonzalo de Berceo*, Los Milagros de Nuestra Señora, I, hrsg. von *A. Hämel*. Halle, Max Niemeyer, 1926. 58 S. 8:o. Preis: kart. M. 1.60.

Hermann Spanuth, Beiträge zur französischen Verbalflexion nach Texten von 1500—1750. Dissertation (Auszug) der Universität Münster. Borna—Leipzig, Universitätsverlag von Robert Noske, 1925. 8 S. 8:o.

Leo Spitzer, Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. München, Max Hueber Verlag, 1927. 48 S. 8:o.

Studien zur englischen Philologie, LXX: Milton's «Sam-

son Agonistes», von *Chr. E. Kreipe*. Halle, Max Niemeyer, 1926. IX +70 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.40.

Gunnar Tilander, Étude sur les traductions en vieux français du traité de fauconnerie de l'empereur Frédéric II (extrait de la Zeitschrift für romanische Philologie, XLVI, 212–290. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1926.

Sp. Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle, Max Niemeyer, 1926. 97 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.60.

Zeitschrift für Ortsnamenforschung, II, Heft 2 (1927): *I. Sturm*, Genealogie und Ortsnamenkunde. — *R. E. Zachrisson*, Six Groups of English River-Names. — *A. Brückner*, Der Name «Slaven». — *E. v. Schwartz*, Der Ortsname Fidisch. — *E. Schwartz*, Mhd. *Tuonouwe* — nhd. *Donau*. — *E. Blesse*, Die Ortsnamenforschung in Lettland. — *M. Schönfeld*, Die Ortsnamenforschung in den Niederlanden. — *K. v. Ettmayer*, Bespr. A. Longnon, Les noms de lieu de la France. — München u. Berlin, R. Oldenbourg.

Schriftenaustausch.

Margarete Adam, Die intellektuelle Anschauung bei Schelling in ihrem Verhältnis zur Methode der Intuition bei Bergson. Inaugural-Dissertation der Universität Hamburg. Patschkau (Schlesien), Carl Buchal, 1926. 59 S. 8:o.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VIe Reeks Deel IV (1926), 3–4.

«*Ce fastu?*», II (1926), 9–10. — Il Strolic Furlan pal 1927. An VIII. — *Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli*, VII (1926), 2.

Elliott Monographs in the Romance Language and Literature, 19: *Edward C. Armstrong*, The Authorship of the Vengement Alexandre and of the Venjance Alixandre. 1926. XIII+55 p. — 20: *Bateman Edwards*, A Classification of the Manuscripts of Gui de Cambrai's Vengement Alixandre. 1926. VII+51 p.

W. L. G. Elmenhorst, Das Haus in Südwest-Afrika. Diss. der Universität Hamburg, 1926. 64 S. 8:o.

Giessener Beiträge zur romanischen Philologie, H. 20: *Tauba Schorr*, Über Casimir Delavigne. Giessen, im Selbstverlag des Romanischen Seminars, 1926. 104 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.75.

Iberica, VI (1926), 1–2.

Litteris, III (1926), 3.

Moderna Språk, XX (1926), 9.

Modern Language Notes, XLI (1926), 8, & XLII (1927), 1.

Museum, XXXIV (1927), 4.

Publications of the Modern Language Association of America, XL, 3 & Supplement.

Revue belge de philologie et d'histoire, V (1926), 2—3. [P. 514—19. A. Bayot, *Fragments d'un recueil de motets français.* Deux feuillets de parchemin, détachés de la reluire d'un incunable de la Bibliothèque de l'Université de Louvain, contiennent dix motets français, transcrits, avec leurs mélodies, au début du XIV^e^ siècle. Deux sont inconnus: *Quant l'aloete saut* et *Trop font vilonie.* Les autres se retrouvent dans les manuscrits reproduits par Raynaud et Stimming. Il serait intéressant de voir si les fragments de Louvain ne proviennent pas du même volume que ceux de Munich ou de Darmstadt (cf. Stimming, *Die altfranzösischen Motette der Bamberger Handschrift*, p. XXIV et suiv.). — *A. Långfors.*]

Alma Rogge, Das Problem der dramatischen Gestaltung im deutschen Lustspiel. Diss. der Universität Hamburg, 1926. 68 S. 8:o.

Romanische Forschungen, begründet von *K. Vollmöller*, hrsg. von *Rudolf Zenker*, XXXIX, 2 (1925): *W. Homut*, Vom Einfluss des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz. — *W. Esser*, Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien. — 3: *W. Fahrenheim*, Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée. — *R. Zenker*, Die Chanson d'Isembart und Joseph Bédiers Epentheorie. [M. Z. déclare qu'il maintient, à l'encontre de la théorie de M. Bédier, sur tous les points essentiels, les opinions qu'il avait émises, en 1896, dans son livre *Das Epos von Isembard und Gormund.* Il n'a pu utiliser que pour une note additionnelle l'étude de M. Wilmotte, *Les origines littéraires de Gormond et Isembart* (1925). Celles de MM. Pauphilet et Faral (*Romania*, L, 161, et LI, 481) ont paru après le travail de M. Z.] — XL, 1 (1926): *E. Merian-Genast*, Voltaire und die Entwicklung der Weltliteratur. — 2: *W. Gadola*, Die Canzun de soing Placi e soing Sigisbert. — *R. Zenker*, Nochmals Peredur — Perceval.

Scottish Gaelic Studies, I (1926), 2. Contents: *R. Flower*, Poem on the Montrose Wars. — *J. Fraser*, The Language of the Fernaig Manuscript (continued). — *F. C. Diack*, The Sloe in Scottish Gaelic. — *W. J. Watson*, Unpublished Gaelic Poetry, II. — *J. G. MacKay*, Gruagach an Eilein Uaine. — *H. C. Dieckhoff*, Notes on Scottish Gaelic Dialects. — *F. C. Diack*, The Colchester «Caledonian» of the third Century A. D. — *J. Fraser*, Etymologica.

Slavia, V (1926), 2.

University of Illinois Studies in Language and Literature, Vol. XI, No. 1 (February, 1926): *Harold Newcomb Hillebrand*, The Child Actors. A Chapter of Elizabethan Stage History 169 p. 8:o. Prize: $ 1.00.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors,* La provenance du manuscrit de la Chirurgie de Mondeville actuellement à la Bibliothèque de l'Université d'Upsal, C 804, in *Romania,* LII, S. 160–2; Bespr. von Jaume Massó Torrents, Les dames els poetes de l'escola de Barcelona, das., S. 234–5; von Julia Bastin, La Vie de saint Eleuthère, évêque de Tournai, das., S. 237–8. — *Holger Petersen,* Trois versions inédites de la Vie de saint Eustache, III (version de Bruxelles), *Romania,* LII, S. 37–74.

Ferienkurse im Auslande. — *Université de Grenoble:* il y a un cours de vacances qui dure quatre mois, du 1er juillet au 31 octobre, et un cours d'année scolaire qui dure huit mois, du 3 novembre au 30 juin. L'un et l'autre sont adaptés spécialement aux besoins des étudiants étrangers. — *Universität Heidelberg,* 27. Juni bis 6. August. Die Gebühren betragen M. 100.– für den vollen Kurs und M. 60.– für den Halbkurs. — *Université de Lausanne,* 14 juillet–24 août. Les cours sont divisés en trois séries de deux semaines chacune. Chaque série comporte: 18 heures de cours et 2 conférences ou récitals, 16 leçons de 45 minutes dans chaque classe pratique, 18 leçons de 30 minutes dans chaque classe de phonétique. Droits à payer: une série, 60 fr., deux séries, 90 fr., les trois séries 110 fr. — *London,* 15. Juli bis 11. August. — *L'Université de Toulouse* organise des cours de vacances à *Bagnères-de-Bigorre,* 20 juillet–20 septembre. Frais d'études: 15 jours, 100 fr.; un mois, 150 fr., six semaines, 190 fr., deux mois, 220 fr. — Nähere Auskunft bei der Redaktion.

Domenico Comparetti.

In memoriam.

Domenico Comparetti, professore e senatore d'Italia, s'è spento all'età di 92 anni, settanta dei quali egli aveva dedicati a un costante lavoro producendo venti volumi originali e duecento monografie minori. Nobile e venerando maestro della coltura italiana, nella storia della quale egli occupa un posto di prim'ordine, e alla pari dei grandi maestri stranieri nella storia della cultura mondiale, Domenico Comparetti ha per noi motivo ad uno speciale interesse ad un titolo particolare di gratitudine per averci rivelato, primo, il tesoro d'arte che la Finlandia possiede nel *Kalevala*. E poichè in lui il filologo s'accoppiava al poeta, non soltanto egli ci ha dischiuso la parola del *Kalevala*, ma ci ha dato modo di venire a contatto con la lingua e la storia e i costumi e l'arte tutta della Finlandia. Il che è quanto dire che quei legami che si sono ormai saldamente stabiliti tra la coltura italiana e quella di Finlandia sono in primo luogo dovuti a questo dotto.

Sebbene Domenico Comparetti non sia stato un neofilologo che in modeste proporzioni nella mole dell'opera sua, tuttavia per lui la parola non è stata mai differenziata in «cosa vieta, spenta, arcaica, oppure nuova e moderna»; è stata senz'altro materia sempre viva, plastica, evolventesi. Onde, lontano dall'anatomizzarla, egli ha invece seguito la parola nel suo filo magico, come si segue una lampada congiungente il paesaggio attuale ed assolato, col mondo sotterraneo.

Figura di scienziato perfettamente equilibrato, egli ha una fisonomia impostata su qualità latine: chiarezza, equilibrio, vastità e opportunità di comparazioni, senso d'arte, e una leonardesca incontentabilità d'indagine.

Non è maraviglia dunque se tutte le generazioni italiane, susseguitesi dopo il Risorgimento, hanno tenuto gli sguardi fissi su di lui come a maestro.

La sua attività ebbe inizio in una maniera che ha del romantico. Un giorno del 1858 una carrozza patrizia si fer-

mava dinanzi ad una vecchia farmacia in uno dei vecchi quartieri di Roma, la piazza di Sant'Agostino. Ne scendeva un vecchio signore dall'aspetto di venerando gentiluomo che fu immediatamente riconosciuto dagli astanti: «Il duca di Sermoneta.» Questi entrò e si diresse al banco, di quei tipici banchi di farmacie antiche romane, contornati da vasi in maiolica sugli scaffali, e chiese: «Il signor Domenico Comparettì è qui? — Eccomi, Eccellenza», rispose un giovine appena ventitreenne, lasciando da parte le pillole che stava manipolando. E il duca Michelangelo Caetani di Sermoneta, l'infaticabile promotore della cultura in Roma, il quale avendo sentito parlare di certi scrittarelli che, scritti in latino dal Comparetti, erano piaciuti ai dotti tedeschi dello Istituto Archeologico Internazionale cosi che erano stati pubblicati nel *Rheinische Museum* del 1858, e s'aspettava di trovarsi a conoscere chissà quale professore barbuto e occhialuto, si vide innanzi invece quel giovine commesso d'Asclepio.

Il Comparetti infatti, per voler dei parenti i quali intendevano di metterlo a guardia di certi loro interessi posti in quella bottega di farmacia, aveva dovuto compiere gli studi ed ottenere la laurea in farmacologia. Mentre però di giorno si occupava di pillole e decotti, di notte leggeva e studiava. Accesosi dell'ambizione di divenire un secondo Mezzofanti, convertendo in grammatiche e dizionari i pochi quattrinelli guadagnati a stento, infervorandosi sempre più nonostante i sacrifici di tale eroica vita, imparò prima il francese, l'inglese e il tedesco; indi da essi, attraverso le lingue orientali e i misteri dei geroglifici, pervenne alle lingue classiche. Finchè nell'apprendere la struttura meccanica e quasi direi chimica degli idiomi, il giovine farmacista fu tratto all'indagine filologica e critica.

Egli è stato quindi veramente sospinto da una vocazione.

La prima pubblicazione che gli aveva valso l'attenzione del Duca Caetani, concerneva delle osservazioni sull'orazione funebre di Iperide e una lettera sull'età in cui visse l'annalista Liciniano, diretta a Federico Ritschel, uno dei pezzi grossi della filologia a quel tempo in Germania.

Il 15 novembre 1859, su proposta del duca Caetani, fu chiamato alla cattedra di lingua e letteratura greca nell'Università di Pisa, donde poi passò all'Istituto di Studi Superiori in Firenze. E in Firenze ha poi vissuto la maggior parte della sua vita, e in Firenze è morto.

Per puro caso insegnò però nel 1889 anche all'Università di Roma durante un breve periodo. Vi tenne una quindicina di lezioni sul teatro. Ecco come lo ricorda il Bacchiani. «Entrava nell'aula a lunghi passi con piglio marziale. Sulla cattedra pontificava col solo aspetto; tanta reverenza incutèva quel lucido volto con il maschio naso e la grigia barbetta bifida e arguta. Alla sua voce baritonale e vibrante Eschilo, Sofocle, Euripide sembravano per incantamento chiamati a nuova vita.» . . . «Si andava alle lezioni del Comparetti come a una prima rappresentazione al Vaile o al Nazionale.»

In Firenze il suo insegnamento durò molti e molti anni, e dalla sua scuola uscì una brillante schiera di allievi, dei quali la coltura italiana si onora e alcuni dei quali hanno specialmente dedicato la loro attività ad approfondire e sviluppare la conoscenza dei poemi finnici, già genialmente tracciata dal maestro.

Membro dell'Accademia dei Lincei e di altre Accademie italiane e straniere, collaboratore di importanti pubblicazioni periodiche, Domenico Comparetti meritò il 20 novembre 1891 che la sua attività di studioso venisse ufficialmente riconosciuta e premiata con la nomina a senatore del Regno d'Italia.

Il Comparetti, oltre all'essere un profondo conoscitore ed espertissimo delle lingue classiche e di parecchie lingue moderne, serrava con intelligenza poderosa una quantità quasi immenurabile di cognizioni d'ogni genere raccolte oltre che dai libri anche in lunghi viaggi. In tal modo egli ha potuto essere il più ingegnoso — forse è meglio dire geniale — applicatore del metodo comparativo nelle nalisi lettararie.

Specialmente interessante per noi che egli abbia esplorato altresì le letterature romanze. In queste, come egli stesso ebbe a dire, «procurò di spingersi al di là del semplice dilettantismo». Non solo, ma conciliando allo studio di esse l'elle-

nismo, «a questo suo non essere estraneo ad alcuna di quelle due province del sapere odierno», trovò applicazione e sbocco in quel suo magnifico studio *Virgilio nel Medio Evo* il quale indubbiamente forma il suo capolavoro. Di quest'opera, dopo aver comunicato un abbozzo alla *Nuova Antologia* nel 1866, pubblicò l'edizione completa in Livorno nel 1872.

Frutto di studi larghi e profondi e di singolare genialità il *Virgilio nel Medio Evo*, dedito all'analisi delle trasformazioni subite dal poeta latino in mago nel medioevo e delle leggende sorte intorno al di lui nome, è diviso in due parti. «Una studia le vicissitudini appunto del nome virgiliano nell'ambiente tradizionale letterario per tutto il periodo anteriore al risorgimento, periodo che per noi italiani si chiude splendidamente col Virgilio dantesco; l'altra indaga e descrive l'aspetto che prende quel nome coll'introdursi delle leggende popolari nell'ambiente nuovo dovuto allo sviluppo delle letterature volgari, indipendenti dall'arte tradizionale.»

Tra le sue sterminate produzioni, vengono più specialmente ricordati gli studi eruditissimi intorno all'opera di Ristoro d'Arezzo *Della composizione del mondo*, all'annalista Liciniano che abbiamo sopra ricordata, al *Discorso pei morti della guerra Lamiaca*, ai coloni greci e slavi dell'Italia meridionale, al *Libro dei Sette Savi*, ai dialetti ellenici del mezzogiorno, *Edipo e la mitologia comparata*, *Sull'autenticità dell'epistola ovidiana di Saffo a Faone*. Col D'Ancona procurò la raccolta e la stampa delle *Antiche rime volgari* e dei *Canti e racconti del popolo italiano*.

Ritengo superfluo ch'io qui parli dello studio storico-critico sul *Kalevala o la poesia tradizionale dei Finni* pubblicato dal Comparetti in Firenze nel 1891 eppoi via via tradotto in tante lingue.

Di esso desidero solo estrarre il giudizio che il Comparetti vi dette del Lönnrot, e a completamento di questa mia rapida evocazione, a lui stesso Domenico Comparetti riferirlo: «Anima onesta, candida, coscienziosissima.»

Andrea Ferretti.

The Basket Incident in *Floire et Blanceflor.*

In the various discussions of the sourçes of the mediaeval romance of *Floire et Blanceflor* satisfactory parallels in Oriental literature have been indicated for many of the episodes.[1] One of the most diverting, however, the one in which Floire finally reaches his lady after his long search, has remained until the present time without any parallel in the proper sense of the term.

I

Of the groups into which the several versions of the romance have been divided, numbers I and II are most familiar to the average reader,[2] for here fall two Old French, the Middle English, the Icelandic, and the Danish versions, among others.[3] In these Floire bribes the porter of the tower in which Blanceflor is imprisoned to conceal him in a basket of flowers and have two manservants carry him up the stairs to Blanceflor's room.[4]

Pizzi and Huet[5] have pointed out Oriental tales in which the man walks into the tower disguised as a woman, or (the closest parallel) is carried in concealed in a chest of merchandise. But, as Reinhold cogently observes, the parallel is not close between «une caisse de *marchandises* dans laquelle est caché un *marchand*» and «une corbeille de *fleurs* dans laquelle se

---

[1] Previous investigation is summarized by O. M. Johnston, *The Origin of the Legend of Floire and Blancheflor, Matzke Memorial Volume,* Leland Stanford Junior University Publications, Stanford University Press 1911, and (more briefly) by Laura A. Hibbard, *Mediaeval Romance in England,* New York 1924, 190 ff.

[2] For the classification, see G. Paris in *Romania* 28 (1899), 441.

[3] Ed., respectively, by E. du Méril, Paris 1856; E. Hausknecht, Berlin 1887; E. Kölbing, Halle 1896; J. P. Jacobsen et al., Copenhagen 1925 (Danske Folkebøger 7).

[4] Ll. 1994–2155 of du Méril, pp. 80–88.

[5] *Memorie della R. Academia delle Scienze di Torino*, Ser. 2, 42 (1892), 127 ff.; *Romania* 28 (1899), 349–59.

cache *Floire*».[1] It is clear that this, the closest parallel thus far cited, fails at the essential point. It fails so completely that Reinhold, in what is considered his unsuccesful effort[2] to discard the theory of Oriental origin for the romance and to substitute for it one which would derive it from Occidental sources, suggests that the prototype of the basket is the wooden horse of Troy.

> Que le poète ait puisé ce motif dans l'«Enéas» ou dans le «Charroi de Nîmes», peu importe, toujours est-il que notre auteur l'embellit et que sous l'influence, peut-être, des noms de Floire et Blanchefleur — dont les racines évoquent des fleurs — il le rend si poétique.[3]

Though the names of the lovers may prompt the thought of flowers; certainly they prompt no thought of baskets; and, in spite of M. Reinhold's ingenious attempt to explain his derivation of the flower-basket from the Trojan horse as based in the fact that the horse was used to win a city and the basket to win a lady, one feels that this hypothesis is too daring to be tenable without further evidence than M. Reinhold has been able to bring forward.

There is an Oriental basket story which presents striking features of similarity with the basket episode of the romance. The salient features for the present purpose are as follows.

> The king of Benares, fond of casting dice with his chaplain, won invariably by pronouncing a charm to the effect that «given opportunity, All women work iniquity». On the verge of ruin, the chaplain ceased playing at dice during the time it required to rear a baby girl whom he never permitted to see any man but himself. The girl grown, the chaplain challenged the king to a game, and won continually by

---

[1] *Revue de Philologie française* 19 (1905), 170. In connection with what follows the same author's *Floire et Blancheflor, Étude de Littérature Comparée,* Paris 1906, should be consulted.

[2] Cf. Hibbard 191 for the trend of opinion.

[3] P. 170.

adding after the king's charm, «Always excepting my girl». The king guessed what had happened and hired a scoundrel to corrupt the chaplain's paragon. The fellow managed to pass himself off to the girl's simple nurse as her long lost son, and kept in her good graces by supplying her with flowers and perfumes for her charge, while the nurse pocketed the money the chaplain gave her to buy them. When the time seemed ripe, the fellow feigned illness for love of the girl, and, with the girl's consent, the nurse carried him, concealed in a flower-basket, into the sevenfold guarded house, where he succeeded in wrecking the girl's virtue and hence the power of the chaplain's counter-charm.[1]

This collection of Buddhist *exempla* dates from about 430 A. D., and is known to have had a very wide dissemination in the Orient.[2] That it is unquestionably *the* original of the romance basket no one would be so hardy as to maintain; yet the parallels are strong: 1) the lady is jealously guarded in a haremlike structure; 2) the man achieves entry only by corrupting the guardian; 3) the man enters concealed in a flower-basket and 4) is carried to the girl's room. While it cannot be demonstrated that the unknown author or authors of the romance had read or heard any of the *Jātaka*, it is certain that this basket story was current in the Orient and was therefore potentially able to exert influence.

II

There is another group of the *Floire et Blanceflor* romances which renders the basket episode slightly differently. In the Spanish, popular Italian, Dutch, and Greek versions, and

---

[1] *The Jātaka, or Stories of the Buddha's former Births*, translated from the Pāli by various hands under the editorship of E. B. Cowell. Vol. I, trans. R. Chalmers, Cambridge 1895, no. 62, pp. 151–55, «Andabhūta-Jātaka».

[2] Chalmers, *introd.*, viii ff.

in Boccaccio's *Il Filocolo*[1] the lover, concealed as before in a flower basket, is *hoisted* to the lady's vindow by means of a rope. Thus far no parallels of any kind have been offered for this variation. Such exist, however. One is

The Story of Devadatta's Wife.

> «— And the princess, travelling on with the merchant, reached his country. And when Dhanadeva arrived there, he said to himself, «Why should I rashly introduce this unchaste woman into my house?» So, as it was evening, he went into the house of an old woman in that place with the princess. And at night he asked that old woman, who did not recognize him, «Mother, do you know any tidings of the family of Dhanadeva?» When the old woman heard that, she said, «What tidings is there save that his wife is always ready to take a new lover? For a basket, covered with leather, is let down every night from the window here, and whoever enters it, is drawn up into the house, and is dismissed in the same way at the end of the night.»[2]

This story collection was finished in 1070 A. D. (Penzer, 1, xxxiii) and hence it antedates considerably the first appearance of the romance of *Floire et Blanceflor*. Another is in the *Thousand and One Nights*.

> The musician Ibrahim Abn Ishak slips out of the Caliph's palace to visit a slave girl. On his way he sees a large basket, draped with gorgeous material, hanging by silken ropes. He enters it and is whisked through the air to a flat roof, where he is received by beautiful slaves and conducted below to a palace of royal splendor. Abn Ishak seats himself on a divan, and shortly a lovely lady places herself oppo-

[1] On these, see G. Paris as above, V. Crescini, *Il Cantare di Florio e Biancifiore*, Bologna 1889–99, 1, 413 ff. (where the Greek romance is quoted), du Méril, as above, introd., xlv n. 2, and E. de Ferri's ed. of *Il Filocolo*, Turin 1921, 2, 143.

Katha Sarit Sagara, trans. C. H. Tawney, Calcutta 1884–87, 2, 96. New edition, ed. N. M. Penzer, London 1924, 5, 147.

site him on another divan. Songs, feasting and story-telling follow, and Abn Ishak passes a wonderful night. The lovely lady tells him he is the most entertaining man she has known. Abn protests that he has a cousin in comparison with whom he is but as a drop of water to the ocean. He makes his departure via the basket, returns a second night, and is invited to bring his cousin the third. Two baskets are let down, and Abn Ishak brings the Caliph, who discovers the lady's identity, falls in love with her and marries her.[1]

The date of the final redaction of the *Thousand and One Nights*, about 1450, militates somewhat against its value as a parallel anterior in date to our romance;[2] but, again in the *Katha Sarit Sagara*, there are two tales which, although they do not contain the basket incident, do present features which might well underlie the *Thousand and One Nights* tale, and which might therefore be used as evidence to accept an earlier date than 1450 for this particular story. In the one of these the lover is hoisted through the window by a rope, in the other by the same method but on a seat. In the latter there is an additional parallel with *La corbeille* in that the man pulled through the window aids his chief to marry the occupant of the room which he reaches.[3]

A third basket story is in the collection called *Thousand and One Days*, but as the age and authenticity of the collec-

---

[1] V. Chauvin, *Bibliographie des Ouvrages arabes* . . ., Liège 1892–1912, 5, 241, no. 142: *La corbeille.* For other translations, see J. M. A. Noël Desvergers, l'*Arabie*, Paris 1847, 426; Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, *Rosenöl*, Stuttgart 1813, 2, 220, no. 106; S. de Sacy, *Chrestomathie arabe*, Paris 1826, 1, 121, 383. Other references of Chauvin, such as H. Keller, *Das Kitāb Bagdad von Ahmad ibn Abi tahir Taifur*, Berlin 1908, sec. 80 a, and G. Weil, *Gesch. der Chalifen*, Mannheim 1848, 2, 257, 266, are to the marriage celebration of al Ma'moune, not to the basket episode.

[2] However, see G. Huet, *Romania* 35 (1906), 97 here.

[3] *Katha Sarit Sagara*, ed. Penzer, 5, 24; 6, 172; = Tawney 2, 16; 2, 234.

tion are not settled.[1] I refrain from adducing it as a definite parallel, although it seems to be related to an older story, dating perhaps from the sixth century A. D.[2]

These citations are ample to demonstrate that basket stories of the type found in the *Floire et Blanceflor* romance were «floating» in the Orient at a sufficiently early period to have influenced the redactors of the romance. Parallel features seem compelling: in both types a lover gains access to his lady by means of a basket in which he is transported to the lady's chamber.

[1] Scholars seem about evenly divided on the question: some claim it is a palpable imitation of the *Thousand and One Nights*, others point to Turkish and Persian mss. of respectable antiquity. Benfey, *Pantschatantra*, Leipzig 1859, 1, 155, says the collection is a translation of the version by the poet Nizami, who died in 1189. Cf. here von Hammer-Purgstall, *Gesch. d. schönen Redekünste Persiens*, 115. For the tale itself see *Tausend und ein Tag*, ... übersetzt von F. H. von der Hagen, Prenzlau 1828, 9, 232–319, Days 571–591. For other translations, see Comte de Caylus, *Œuvres*, Amsterdam and Paris 1787, 3, 100–174; ibid., *Bibliothèque universelle des romans*, Paris, ca. 1777, 10; reprinted in *Nouveaux Contes Orientaux, Cabinet des Fees*, Geneva 1786, 301; Anton Theodor Hartmann, *Asiatische Perlenschnur*, Berlin 1801, 2, 258–382; A. J. Liebeskind, *Dschinnistan*, Winterthür 1810, 3, 99–175 (cf. C. M. Wieland's *Werke* ed. Hempel, Berlin 1873, 30, 13–14). E. Scribe's *Le Cheval de Bronze*, Opera-ballet en quatre actes, Paris 1857, possibly represents a free re-working of this tale. For the story background of this type of *princesse lointaine* (exclusive of the basket) see E. Rohde, *Der Griechische Roman u. seine Vorläufer*[3], Leipzig 1914, 47 ff., and J. Bédier, *Les Fabliaux*[4], Paris 1925, 114. For a summary of the present state of our knowledge of *Thousand and One Days*, see Chauvin, *Bibliographie* 4, 124.

[2] *The Bāgh o Bahār, or the Garden and the Spring: being the Adventures of King Azad Bakht and the Four Darweshe*, by Emir Khusru of Delhi; trans. by E. B. Eastwick, Hertford 1852, 71–118, and introd., viii. Other editions: *The Tale of the Four Durwesh*, trans. L. F. Smith, Calcutta 1845, 72–121; *Bāgh o Bahār*, trans. Duncan Forbes, London 1857(?), 93–150, a reprint of Smith's trans. with. additional notes; *Bāg o Bahār, Le Jardin et le Printemps*, trad. Garcin de Tassy, Paris 1878, 29–47; another reprint of L. F. Smith's trans., Lucknow 1895, 90–142.

If these parallels are sound, they constitute an additional bit of evidence that these fair flowers of mediaeval romance enjoyed an earlier blossoming time in the Orient.[1]

Copenhagen. *J. W. Spargo*
Sheldon Fellow of Harvard University.

Sprachentwicklung und Milieu.

Die Frage von der Bedingtheit der Sprachentwicklung durch das soziale Milieu gehört zu denjenigen, in welchen die Meinungen immer noch heutzutage — oder vielleicht sogar besser: gerade heutzutage recht bedenklich auseinandergehen. Das ausserordentlich komplizierte Problem ist sicherlich noch lange nicht spruchreif, nicht einmal innerhalb enger Grenzen. Und trotzdem ist der Frage entschieden selbst nur durch tastende Versuche, zu einer Klärung der Begriffe zu gelangen, gedient, da gerade hier eine möglichst vielseitige Beleuchtung der prinzipiellen Fragen not tut.

«Noch mehr als im 17. Jahrh. bildet sich [im 18.] eine aristokratische Kunstsprache heraus, die aber Gefahr läuft, den Zusammenhang mit der Ausdrucksweise der mittleren und unteren Schichten, in denen allein das wirkliche sprachliche Leben vor sich geht, zu verlieren und dadurch allmählich zu erstarren», sagt Meyer-Lübke in seiner Hist. Gr. d. frz. Spr.$^{2-3}$ § 18. Der von mir gesperrte Satz hat neulich Eugen Lerch, einen der rührigsten Vertreter der «idealistischen Philologie», zu einer eingehenden Entgegnung

[1] For possible connections between the tales here cited and Virgil's hapless love adventure, see D. Comparetti, *Virgilio nel Medio Evo*^{2}, Florence 1896, 2, 111 ff. (English translation by E. F. M. Benecke, London 1895 and 1908, 325), Fr. Moth, *Aristotelessagnet eller Elskovs Magt*, Copenhagen 1916, 161 ff., to which I wish here to express especial indebtedness (but on Aristotle should be compared A. Borgeld's distinguished study, *Aristoteles en Phyllis*,' Groningen 1902, which Moth does not seem to know), and the present writer's forthcoming study of Virgil the necromancer.

aufgefordert. Lerch betont mit Recht, dass dieser Satz eine durchaus eigenmächtige Definition des «wirklichen sprachlichen Lebens» zur Voraussetzung hat. Er ist seinerseits der Meinung, dass das wirkliche, höhere sprachliche Leben, die sprachliche Entwicklung sich in der Oberschicht abspielt, während in der Unterschicht die Sprache verarmt und speziell durch lautliche Veränderungen zersetzt wird.[1]

Sowohl Meyer-Lübke — durch das Wort von dem wirklichen sprachlichen Leben — als auch Lerch[2] sprechen ein Werturteil über die Sprachveränderung aus, was m. E. nicht angängig ist. Wer traut sich ein endgültiges Urteil darüber zu, was in der Sprache eine Verfallserscheinung und was Entwicklung im positiven Sinne ist? Was aus allzu grosser Nähe gesehen wie eine Verfallserscheinung aussieht, kann, von höhe-

---

[1] Vgl. Jahrbuch für Philologie I (1925) S. 70—124 (Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht mit bes. Berücksichtigung der Lautgesetzfrage).

[2] S. 89: «Und es muss — — — gestattet sein, sich die Frage vorzulegen, ob denn nun die Veränderungen der Laute — — — der Sprache zum Vorteil oder zum Nachteil gereichen. Und da sehen wir keine andere Antwort als diese: sie gereichen ihr zum Nachteil.» — S. 90: «nicht von einer 'Entwicklung' der Laute sollte man reden, sondern von ihrer Degeneration». — S. 116: «War nun das Verstummen der Endkonsonanten in der einen Hinsicht ein Nachteil, in der anderen aber ein Gewinn [Lerch denkt hier an den Wohlklang], so ist offenbar die pessimistische Auffassung der Lautwandlungen nicht die einzig mögliche. Gleichwohl aber besteht sie zu Recht.» — Wie S. 114 näher ausgeführt, will Lerch seine pessimistische Auffassung «nur auf die durch flüchtiges Sprechen entstehenden Lautveränderungen» bezogen wissen. — Nebenbei bemerkt, ist das von Lerch S. 74 gebrauchte Wort Verarmung nicht einmal in seinem Sinne ganz unbedenklich. Lerch behauptet hier, dass die soziale Untersicht auf dem Gebiete der Syntax und Stilistik der Oberschicht gegenüber «im wesentlichen nur Verarmung eintreten» lasse. In der Tat handelt es sich hier sehr oft nicht um eine Verarmung, nicht um ein Ärmerwerden, sondern um ein ursprüngliches Ärmersein; in derartigen Fällen kann man wohl von einer Bereicherung der Sprache der Oberschicht sprechen, falls es sich nicht um Erhaltung in der Oberschicht bereits vorhandenen Sprachgutes handelt, aber nicht von einer Verarmung derjenigen der Unterschicht.

rer Warte betrachtet, sich als positive Entwicklung darstellen. Um nicht eine für den Zweck völlig unnütze Diskussion heraufzubeschwören, die unfehlbar ins Metaphysische und damit ins Uferlose hinüberschlägt, wäre es angebracht, zeitig genug hier einen Riegel vorzuschieben und alle Werturteile beiseite zu lassen. Wenn man trotzdem nicht gern das Wort Entwicklung bzw. Sprachentwicklung aufgeben möchte, wäre es nur nötig, das Wort ausschliesslich in der neutralen Bedeutung 'Sprachveränderung' zu gebrauchen, was ja stillschweigend sehr häufig in der Linguistik gemacht wird und was auch in den folgenden Zeilen geschieht.

Wenn man vorurteilslos das Problem von Sprachveränderung und Milieu ins Auge fassen will, tut man am besten, wenn man zuerst einen Blick auf den Gesamtkomplex der Sprachveränderungen wirft und dabei nach solchen Veränderungen Umschau hält, die sich genauer in irgend einem sozialen Milieu lokalisieren lassen. Erst nachher ist es ratsam, abstrahierend über die allgemeinen Möglichkeiten der Sprachveränderung in den verschiedenen Schichten nachzudenken.

Eine — teilweise allerdings selbstverständliche — Einschränkung ist vorauszuschicken: im folgenden wird hauptsächlich nur die in neuerer Zeit, als eine Schriftsprache sich schon herausgebildet hatte, stattgefundene Entwicklung der deutschen und französischen Sprache berücksichtigt, weil gerade hier geeignetes Material in grösseren Mengen zutage gefördert worden ist und die Zusammenhänge zwischen Sprachveränderung und Milieu sich besser als in den meisten anderen Sprachen, obgleich auch hier noch lange nicht genügend, überblicken lassen.

Ohne Stellungnahme zur Frage: was wird mit Unterschicht, was mit Oberschicht (und ev. noch Mittelschicht) gemeint? was ist als Sprache der Unterschicht, was als Sprache der Oberschicht zu betrachten? wird die ganze Behandlung des Themas gefährdet. Mangelnde Klarheit gerade in diesem Punkt hat sich bereits oft störend geltend gemacht.

Der Einfachheit halber unterscheide ich im folgenden nur zwei soziale Schichten: die Oberschicht und die Unterschicht, wobei als Kriterium selbstredend die Bildungsstufe dient. — Die Frage von der Sprachform der verschiedenen Schichten streift Lerch (S. 73—74), der die Unterschicht und die Mittelschicht als die Vertreter der Umgangssprache, der Oberschicht als Vertreter der Schrift- und Vortragssprache gegenüberstellt, falls ich ihn richtig verstanden habe. Einer solchen Einteilung könnte ich nicht beitreten. Die Oberschicht bedient sich ja keineswegs andauernd oder ausschliesslich der Schrift- oder Vortragssprache. Ein nur Schriftsprache redender Mensch ist eine Seltenheit, um nicht zu sagen: ein Monstrum. Im Gespräch bedient sich die Oberschicht der Umgangssprache. Die Schriftsprache ist nicht die Sprache der Oberschicht, sondern eine der Sprachen der Oberschicht, die zweisprachig ist: sie beherrscht sowohl die Umgangssprache als auch die Schriftsprache, von denen sie die erste zu mündlichen, die zweite zu schriftlichen Zwecken verwendet. Gerade hier möchte ich, gezwungenerweise schematisierend, die Trennungslinie ziehen: auf der einen Seite die Oberschicht als Vertreter der Umgangssprache und der Schriftsprache, auf der anderen Seite die Unterschicht — die allerdings auch in Berührung mit der Schriftsprache kommen kann, sie aber nicht beherrschen lernt — als Vertreter der Mundart und Halbmundart.

Wenn man die verschiedenen Seiten des Sprachlebens unter die Lupe zu nehmen versucht, stellt es sich sofort heraus, dass eine ausserordentlich wichtige Seite viel zu wenig erforscht ist, um irgendwelche allgemeine Schlüsse zu gestatten: ich meine Akzent, Melodie, Rhythmus. — Soviel lässt sich allerdings sagen, dass gewisse in der Oberschicht entstandene Eigentümlichkeiten von der Unterschicht gern nachgeahmt werden, wie ja überhaupt der Nachahmungstrieb der Unterschicht der Oberschicht gegenüber eine altbekannte Tatsache ist. Man denke z. B. nur daran, wie gern der ungebildete (bzw. halbgebildete) Kommis in Norddeutschland den preussischen Offizierston ausserhalb des Ladens anschlägt.

Verhältnismässig klar liegen die Verhältnisse dagegen auf dem Gebiete der Syntax. Hier ist es die Oberschicht — und von ihren beiden Sprachen in besonders hohem Masse die Schriftsprache —, die eine Fülle von Neuerungen der Unterschicht gegenüber aufweist: bei zunehmender Bildung finden wir auch den hypotaktischen Satzbau mit dem ganzen dazu gehörigen Apparat von Konjunktionen immer weiter ausgebildet. Der einfache parataktische Satzbau der Unterschicht beruht natürlich, wie zuletzt von H. Naumann[1] und Lerch[2] hervorgehoben, auf der Unfähigkeit der untersten Schichten zu verwickelteren Gedankenzusammenhängen. Von einem etwas anderen Gesichtspunkt aus betrachtet, der für das Verständnis von Ursache und Wirkung hier von wesentlicher Bedeutung ist, lässt sich der Satz aufstellen, dass das in der Oberschicht vorhandene grössere Bedürfnis an Ausdrucksmitteln und Ausdrucksmöglichkeiten für verwickeltere Gedankenzusammenhänge zur Entstehung dieser Ausdrucksmittel und Ausdrucksmöglichkeiten geführt hat.

Die Entlehnung von fremdem Wortgut geschieht zum überwiegenden Teil durch die höheren Schichten. Nur diese Schichten haben in der Regel die nötigen Voraussetzungen, diejenige Kenntnis der fremden Sprache, die für den Entlehnungsprozess notwendige Vorbedingung ist. Treffend hat Naumann[3] geschildert, wie dieses Lehngut aus der Ober- in die Unterschicht sinkt, wo es oft noch ein deklassiertes Dasein fristet, nachdem die Oberschicht es schon längst aufgegeben hat. — Das Bild, das die Schriftsprache in dieser Hinsicht darbietet, wäre allerdings geeignet, die Rolle der Oberschicht sogar zu übertreiben. Denn z. B. die Grenzmundarten sind gewöhnlich recht reich an Lehn- bzw. Fremdwörtern, nur haben diese selten die Kraft, ihr Lehngut der Schriftsprache aufzuoktroyieren — dazu gehört ein mehr oder weniger starkes kulturelles Zentrum. Aber auch in diesen Grenzmundarten

[1] Jahrbuch für Philologie I, S. 67.
[2] Ibid., Ss. 74 ff.
[3] Ibid., Ss. 56 ff.

gehören diejenigen bilinguen Individuen, die den Entlehnungsprozess letzten Endes vollziehen, meistens der örtlichen Oberschicht an, die allerdings durchaus nicht der Oberschicht des ganzen Sprachgebiets anzugehören braucht und die manchmal sogar der Schriftsprache nicht mächtig ist. — Was für die Lehnwörter überhaupt gilt, trifft in besonderem Masse hinsichtlich der Lehnübersetzungen zu, deren Bedeutung ausserordentlich gross ist und mit dem immer enger werdenden kulturellen Austausch der Völker in beständigem Steigen begriffen ist.

Auf dem Gebiete der Veränderungen der Wortbedeutungen sind die Verhältnisse recht verwickelt. Eine Behauptung allgemeinerer Art lässt sich jedenfalls aufstellen. Ein bedeutender Komplex dieser Veränderungen spielt sich naturgemäss vorwiegend in der Oberschicht ab, und zwar diejenigen, die die Entwicklungslinie vom Konkreten zum Abstrakten aufweisen. Was die Veränderungen betrifft, die auf Veränderungen der materiellen Kultur zurückgehen, so ist es überaus heikel, einen zuverlässigen Überblick über sie zu gewinnen. Einerseits ist ohne weiteres zuzugeben, dass die Oberschicht in einer grossen Anzahl der Fälle einen entschiedenen Vorsprung hat, andrerseits darf man aber auch nicht vergessen, dass eine grosse Anzahl von Fällen z. B. ins Gebiet derjenigen Berufs- und Fachsprachen gehört, die zu einem bedeutenden Teil von verschiedenen Kreisen der Unterschicht gesprochen werden. So ist es denn vorläufig ratsamer, diese Frage lieber offen zu lassen, als gewaltsam und ohne eingehende Vorarbeiten sich eine Meinung zu bilden, die auch im günstigsten Falle als ungenügend fundiert zu bezeichnen wäre. — Etwas mehr Anhaltspunkte, obgleich nicht genügende, um zu einem klaren Bild vorzudringen, bieten diejenigen Bedeutungsverschiebungen, die auf Ursachen wie Spieltrieb, Affekt und dgl. zurückzuführen sind. Diese Ursachen sind selbstverständlich in allen Schichten vorhanden, nur verhalten sich die verschiedenen Kreise ihnen gegenüber sehr verschieden: während die untere Schicht dem Spieltrieb und dem

Affekt einen verhältnismässig freien Lauf lässt, verhält sich die Oberschicht ihnen gegenüber in der Öffentlichkeit — und sozial betrachtet gehört ja auch die Sprache in die Öffentlichkeit — viel zurückhaltender. Verschiedene Rücksichten machen sich dabei geltend: die Wahrung der Würde, das Meiden des Anstössigen, Verletzenden usw. In der Unterschicht sind diese Hemmungen viel geringer, hier empfindet man keine Scheu vor Bedeutungsverschiebungen, die bei der Oberschicht als grob und anstössig gelten. In der Sprache der Unterschicht sind die naturalia — und ganz besonders die sexualia — in dem öffentlichen Sprachgebrauch bei weitem nicht dermassen verpönt wie in der Oberschicht und bieten deswegen ein dankbares Feld für die mannigfaltigsten Bedeutungsverschiebungen dar. Man braucht sich nicht lange mit dem Wortschatz der Bauernmundarten oder mit der Sprache der städtischen Unterschicht, von der dies noch in höherem Grade gilt — man denke z. B. an den Pariser Argot — zu beschäftigen, um sich von diesem Sachverhalt zu überzeugen. In der Oberschicht sind derartige Bedeutungsverschiebungen nur in denjenigen Kreisen gang und gäbe, die durch soziale Rücksichten am wenigsten gebunden sind. Daher ihre Fülle z. B. gerade in der Burschensprache. Das soziale Optimum dieser Verschiebungen liegt somit einerseits in den intellektuell oder pseudo-intellektuell regeren Kreisen der städtischen Unterschicht, andrerseits in den durch Traditionen und Rücksichten am wenigsten gebundenen Kreisen der Oberschicht.

Das Gebiet der Flexion stellt kein ganz einfaches Bild dar, obgleich auch manches hier verhältnismässig klar liegt. Jedenfalls steht fest, dass in gewissen Perioden gerade die Unterschicht eine ausgeprägte Tendenz zeigt, einige grammatische Formkategorien durch Nivellierung und Vereinheitlichung zu vereinfachen bzw. eingehen zu lassen. Man denke nur an das Schulbeispiel, das die Entwicklung des Vulgärlateins darstellt: Vereinfachung der Deklination durch Zusammenfall alter Deklinationsklassen, Verfall (ohne jedes Werturteil gebraucht!) der alten Substantivflexion, indem von den

obliquen Casus des klass. Lat. nur noch der Accusativ lebendig blieb, wenn wir vom Rumän. absehen, wo sich auch der Dativ teilweise erhielt. Nur darf man hinsichtlich des Vulgärlateins nicht vergessen, dass in diesem Falle die überwiegende Mehrzahl der Unterschicht in den Provinzen aus Fremdstämmigen bestand, was nicht ohne Einfluss auf den Gang der Entwicklung bleiben konnte, und das alles dasjenige, das wir mit dem Namen Vulgärlatein benennen, durchaus nicht ausschliesslich von der Unterschicht in der gesprochenen Rede gebraucht wurde, dass es sich ja nicht nur um Unterschiede zwischen Ober- und Unterschicht handelt, sondern auch um chronologische. — Auch im Mittelengl. können wir verfolgen, wie die Vereinfachung der Deklination in den Mundarten schneller um sich greift als in der westsächs. Schriftsprache. — In diesen beiden Beispielen lässt sich aber die Einteilung in Oberschicht und Unterschicht nicht in demselben Sinne wie für heutige Zustände durchführen: in diesen aus einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit stammenden Fällen steht der «Vulgärsprache» bzw. den Mundarten die Schriftsprache gegenüber, die nur von einer dünnen schriftstellernden, an der alten Tradition teilweise sehr konservativ festhaltenden Oberschicht vertreten wurde.

Auch im Deutschen lässt sich ein ähnlicher Vorgang bis in die jüngste Zeit schön verfolgen: der Casusbestand vermindert sich vor unseren Augen andauernd seit dem Ahd. Und was besonders wichtig ist, es lässt sich an der jüngsten Sprachentwicklung feststellen, wie gerade die Mundarten hier in der Entwicklung vorauseilen: der Genitiv ist in den heutigen Mundarten im grossen und ganzen bis auf einige Reste untergegangen und der Dativ ist teilweise sowohl im Bayr. als auch im Neundd. im Rückzug begriffen. — Was die Umgangssprache betrifft, so lässt sich auch hier eine deutliche Abneigung gegenüber dem Genetiv beobachten.[1]

[1] Eine prinzipielle Frage verdient noch in diesem Zusammenhang gestreift zu werden. Wenn man beim Schwund von gewissen Formen von «Verarmung» spricht, so ist dies — auch wenn man jedes Wert-

Hinter diesen Veränderungen steckt als Ursache eine Tendenz nach einfacheren Formengruppen, nach Nivellierung der vorhandenen Vielfältigkeit. Parallel mit dieser inneren Entwicklung und in nahem Zusammenhang mit ihr — teilweise als Ursache, teilweise als Folge — geht die Abschwächung bzw. der Schwund der Flexionssilben. Auf dem Gebiete der Pluralbildung im Deutschen zeigt die Umgangssprache der Oberschicht und ganz besonders die Schriftsprache einen ziemlichen Reichtum an Bildungsweisen, während die Mundarten durch Verallgemeinerung einiger Typen nach einfacheren und klareren Linien streben. Es ist ein ähnlicher Drang zur Bildung von dem jeweiligen Sprachgeist entsprechenderen Gruppen, der hinter den Wirkungen der Analogie tätig ist. Diese Tendenz, die somit von ausserordentlich grosser Bedeutung für die sprachlichen Veränderungen ist, macht sich sowohl in der Ober- als auch in der Unterschicht geltend, nur hält die Oberschicht viel zäher und zielbewusster an dem als Norm angesehenen bestehenden Zustand fest als die Unterschicht, die auch in diesem Falle als weniger durch die Tradition gebunden erscheint; und zwar wird diese von der Oberschicht respektierte Norm besonders eindringlich durch die Schriftsprache vertreten.

Noch in einem Spezialfalle macht sich dieselbe Tendenz nach einfacheren und weniger zahlreichen Gruppen geltend, und auch hier eilt die Unterschicht der Oberschicht voraus: ich meine die sogenannte Volksetymologie. Ein mehr oder

---

urteil ausschliesst — nicht eindeutig. Nur wenn die Sprache die Möglichkeit verloren hätte, eine spezielle Funktion zum Ausdruck zu bringen, könnte man von «Verarmung» überhaupt reden. Dies verhält sich aber in Fällen von der soeben berührten Art durchaus nicht immer so, sondern sehr häufig handelt es sich nur um eine Veränderung des sprachlichen Ausdrucks, indem anstatt der abhanden gekommenen Möglichkeit eine neue geschaffen wird (z. B.: *dem Vater sein Haus* pro *das Haus des Vaters*). Und wenn eine Kasusendung vor einer Verbindung des Substantivs mit einer Präposition zurückweicht, so bedeutet dies im Grunde nur, dass die Flexion von hinten durch diejenige von vorne ersetzt wird.

weniger isoliert dastehendes Wort wird vom Sprachbewusstsein in etymologisch unberechtigter Weise zu einer anklingenden Gruppe in Beziehung gebracht, wobei auch die Lautgestalt des betr. Wortes oft der Gruppe näher gebracht wird. Wenn nun die auf bewussten Spieltrieb zurückgehenden Fälle von Volksetymologie beiseite gelassen werden, so lässt sich über diesen Vorgang im allgemeinen sagen, dass die konservativere Oberschicht weniger als die Unterschicht dazu neigt, solche isolierte Wörter anzutasten. Ausser dem Gebundensein an die Norm macht sich bei der Oberschicht noch eine andere Ursache geltend: ein Wort, das für die weniger «gebildete» Unterschicht isoliert dasteht, braucht im Sprachbewusstsein der Oberschicht, die viel zahlreichere etymologische Gruppen und Zusammenhänge (z. B. sogar diejenigen fremder Sprachen) kennt, durchaus nicht isoliert dazustehen. Und trotzdem setzen sich solche volksetymologischen Umbildungen oft auch in der Oberschicht durch, wobei allerdings sehr oft das Resultat der in der Unterschicht vollzogenen Volksetymologie von der Oberschicht übernommen wird.

Im Zusammenhang mit der Vereinfachungstendenz der Unterschicht verlohnt es sich vielleicht, kurz einen Fall zu berühren, in dem die Mundart teilweise einen grösseren Formenreichtum aufweist als die Schriftsprache. Bekanntermassen hat das Bayr. sehr zähe an dem Dual beim Pronomen bis heutzutage festgehalten, der teilweise die Pluralform verdrängt hat, und auch in der westfäl.-niederfränk. Grenzgegend haben Dualformen vom Pronomen sich erhalten. In den angeführten Beispielen hat die Mundart teilweise die alten Dualformen in ihrer ursprünglichen Funktion beibehalten, die in der Schriftsprache und bei der Oberschicht nicht mehr besteht; teilweise allerdings verwendet die Mundart den alten Dual in der Funktion des Plurals. Dieses Beispiel ist insofern in gewissem Sinne irreleitend, als die nhd. Schrift- und Umgangssprache nie den Dual besessen hat. Dieser Fall lässt sich nur im Hinblick auf die Sprache der Oberschichten der betr. Mundarten, nicht aber im Hinblick auf die nhd. Schriftsprache

anführen; die Oberschichten der betr. Gebiete haben unter dem Einfluss der Schriftsprache seinerzeit diese Dualformen aufgegeben, die aber trotzdem in der Unterschicht lebendig blieben. Ein Vergleich zwischen Mundart und Schriftsprache ist also hier selbstverständlich nicht am Platze.

Auf dem Gebiete der Wortbildung erschwert den Vergleich die qualitative Verschiedenheit des Wortvorrates der verschiedenen Schichten: der Bauer hat naturgemäss einen ganz anderen Wortvorrat als ein Kunstkritiker, ein Diplomat einen ganz anderen als ein Fabrikarbeiter, um nur ein paar extreme Fälle zu nennen. Wenn man aber weniger auf diesen qualitativen Unterschied achtet und sein Augenmerk in der Hauptsache auf den quantitativen richtet, so kann kein Zweifel bestehen: der Wortvorrat der Oberschicht ist demjenigen der Unterschicht zahlenmässig überlegen, je höher wir im sozialen Gebäude steigen, umso umfangreicher wird der Wortschatz. Dies zeigt, da wir nicht mit einem konsequenten Abnehmen eines ursprünglich grösseren Wortschatzes zu rechnen brauchen, dass die Schöpfung von neuem Wortgut in der Oberschicht viel reger ist als in der Unterschicht. Sogar bei einem flüchtigen Vergleich zwischen dem Worvorrat einer Mundart[1] mit demjenigen der Oberschicht springt der Reichtum an Ableitungen bei der Oberschicht sofort in die Augen. Dies gilt nicht nur etwa in bezug auf die abgeleiteten Abstrakta, sondern hinsichtlich der Ableitungen überhaupt. Auch die Neubildungen durch Komposition sind in der Mundart viel seltener als in der Sprache der Oberschicht. Die Ursache zu diesem Sachverhalt lässt sich auf eine sehr einfache und einleuchtende Formel bringen: in der Sprache der Oberschicht ist das Bedürfnis an Ausdrücken für neue Begriffe weit grösser als in der Mundart und dementsprechend auch die Neuschöpfung viel reger. — In gewissen Fluktua-

[1] Arbeiten wie diejenige von Gustav Schöner (Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod [Oberhessen] ZDMaa. III Ss. 225 ff. und 328 ff., IV Ss. 46 ff., und V Ss. 245 ff.) würden derartigen Aufgaben sehr den Weg ebnen.

tionen auf dem Gebiete des Wortschatzes besteht ein nicht unerheblicher Unterschied zwischen der Bauernmundart einerseits und der Umgangssprache der Oberschicht andrerseits, mit der die städtische Unterschicht teilweise gemeinsam geht. Der konservative Zug der bodenständigen Bauern äussert sich auf sprachlichem Gebiete in der ablehnenden bzw. nur langsam nachgebenden Haltung den Modeströmungen auf dem Gebiete des Wortvorrats, der Anredeformen und dgl. gegenüber, die in der Oberschicht und in grösseren Städten in weiten Schichten schnellen Anklang finden. — Eine ausgesprochene Aktivität bekundet endlich die Oberschicht oft in der von ihr geleiteten puristischen Bewegung, die neben ihrer negativen Seite — der Ausmerzung von Fremdwörtern — auch eine positive hat: die Schaffung von Ersatz für das ausrangierte Wortgut.

Trotz des konservativen Zuges der Bauernmundart scheint gerade hier der Lautwandel ziemlich ungehindert vor sich zu gehen. Auch beim Lautwandel werden wir wohl eine über alle Schichten verbreitete Neigung anzunehmen haben, die eben in der Bauernmundart am leichtesten zu Resultaten führen kann, weil hier der hemmende Einfluss der Schriftsprache am schwächsten ist. Beim Lautwandel handelt es sich, ganz anders als bei der Verdrängung von Wörtern durch andere, um so allmählich stattfindende Verschiebungen, dass der am Schriftbild nicht haftende Bauer sie überhaupt nicht bemerkt. Bei der Oberschicht wird eine etwas weiter fortgeschrittene Entgleisung immer durch das normative Schriftbild korrigiert. So kommt es, dass Vor- und Nachsilben, die heute in den deutschen Bauernmundarten geschwächt oder vollständig geschwunden sind, sich in der Umgangssprache erhalten haben (z. B. *-heit*, maa. *-het*, *-hət*). Wie besonders Lerch hervorhebt, äussert sich die Aktivität der Oberschicht auf dem Gebiete des Lautwandels darin, dass sie sich einem in der Unterschicht vorsichgehenden Lautwandel entgegenstemmt bzw. ihn rückgängig macht. — Und was endlich die Schriftsprache betrifft, so kann in ihr, einer geschriebenen Sprache, kein Lautwandel

in Frage kommen. Wenn sich trotzdem auch ihre Lautzeichen und Laute — streng genommen eine contradictio in adjecto — verändern, so geschieht dies nicht auf dem Wege der organischen Entwicklung, sondern durch einen revolutionären Umsturz, oft durch die Enstehung einer neuen Oberschicht, indem das Resultat eines in der gesprochenen Sprache vollzogenen Lautwandels als solches akzeptiert wird. Allerdings sind auch in der Oberschicht Fälle möglich, in denen wir nicht von einer Revolution sprechen können. So hat sich z. B. das Zäpfchen-*r* in Deutschland allmählich auf Kosten des ursprünglichen Zungenspitzen-*r* verbreitet, und zwar vorwiegend in den Städten. Auch hier hat es allerdings nicht an Reaktion gefehlt, aber sie ist nicht kräftig genug gewesen, um den Wandel zu verhindern, weil die Verschiebung relativ unbedeutend war, so dass auch der neue Laut durch das alte Schriftzeichen ohne weiteres wiedergegeben werden konnte.

Schon bei einem summarischen Blick auf verschiedene Seiten des sprachlichen Lebens erscheint der Zweifel an der Richtigkeit des Satzes, dass das wirkliche sprachliche Leben in der mittleren und unteren Schicht vor sich gehe, als vollständig berechtigt wenn auch der diametral entgegengesetzte übers Ziel schiesst. Die Sprache verändert sich in allen Schichten, und einige Veränderungen spielen sich vorwiegend in der Oberschicht, andere wieder vorwiegend in der Unterschicht ab.

Diejenigen sprachlichen Veränderungen, die der Sprache neues Material, neue Ausdrucksmöglichkeiten schaffen, gehören vorzugsweise der Oberschicht an. Und die konstant wirkende Ursache dazu ist, dass in der Oberschicht das Bedürfnis an neuem Material und an neuen Ausdrucksmöglichkeiten grösser ist als in der Unterschicht. Diesen sprachlichen Veränderungen gegenüber steht die Gruppe derjenigen, die nicht ein solches Ziel haben, sondern teilweise aus Artikulationsveränderungen, teilweise aus veränderter Gruppenbildung bestehen. Diese scheinen sich vorwiegend in der Unterschicht abzuspielen, nicht etwa unbedingt deswegen, weil nur hier die betr.

Tendenzen vorhanden waren, sondern weil hier das Gebundensein an die bes. durch die Schriftsprache vertretene Norm viel geringer ist. — Sowohl die Oberschicht als die Unterschicht weist somit konservative Züge auf. Der konservative Zug bei der Oberschicht beruht darauf, dass sie mehr an die Norm der Schriftsprache und Grammatik gebunden ist als die Unterschicht, der konservative Zug der Unterschicht dagegen darauf, dass bei ihr das Bedürfnis, Neues zu schaffen, geringer ist als bei der Oberschicht. Die Neuschöpfung der Oberschicht geschieht überwiegend sozusagen in den von der Norm vorgeschriebenen Bahnen, die Neuschöpfungen der Unterschicht verstossen oft gegen diese Norm. Bei der Oberschicht spielt in der Sprachentwicklung das Bewusste, das Logische, das Gewollte eine grössere Rolle als in der Unterschicht, wo das Unbewusste viel mehr im Vordergrunde steht. — Und wenn man sich vor Augen hält, dass die Junggrammatiker und ihre Nachfolger im engeren Sinne in der Hauptsache auf «Lautgesetze» und «Analogie» Acht gaben, versteht man, wie die Auffassung von der Unterschicht als dem wahren Milieu der Sprachentwicklung aufkommen konnte. Mitverantwortlich für ihre Entstehung ist allerdings auch die Gleichsetzung der Sprache der Oberschicht mit der Schriftsprache, zu deren Wesen etwas Starres, dem Prinzip der Veränderung Feindliches gehört.

Selbstverständlich ist eine grobe Schematisierung der Verhältnisse, die sich bei einer summarischen Übersicht verteidigen lässt, bei der Behandlung des konkreten Einzelfalles nicht das Richtige. Hier gilt es, die Erscheinung nicht nur allgemein in der Oberschicht oder Unterschicht zu lokalisieren, sondern das Optimum der zu behandelnden Veränderung möglichst genau zu umgrenzen, auf Alter, Beruf, speziell örtliche Faktoren und manches Andere achtzugeben. Es gilt dabei möglichst umsichtig das Für und Wider abzuwägen: die mehr oder weniger konservativen Züge, das grössere oder geringere Gebundensein durch soziale Rücksichten, die Interessensphären usw. der verschiedenen Kreise. Und dabei ist mit einem starren System nicht auszukommen: man denke

z. B. nur an die Literaten der Zeit des revolutionären deutschen Sturms und Drangs und vergleiche sie mit denjenigen der Klassikerzeit, die von einer viel strengeren konservativen Zucht beherrscht wurde.

Emil Öhmann.

Bruchstücke eines mnd. Buches der Altväter.

Die vorliegenden Fragmente sind auf zwei losen Pergamentdoppelblättern aus der 1. Hälfte des 15. Jhs. überliefert. Die Bll. gehören nunmehr der Helsingforser Universitätsbibliothek. Sie sind noch nicht katalogisiert, nur das eine Bl. trägt die mit Bleistift geschriebene Nummer *377*. Ich habe sie in der vom Inhalt geforderten Reihenfolge unten mit Bleistift foliiert. Früher haben die Bll. als Aktendeckel gedient. Auf Bl. 2^{v} steht quer über den Text geschrieben ein darauf hindeutender Vermerk: *Copier af H. K. M. Breff .... Förläningar i Borgå Hlän Saköreslängder Befellningzzelar och Quittentzier pro Anno 1617* und weiter unten *No 17*, auf der Gegenseite des Doppelblattes (1^{r}) von der Hand einer späteren Zeit: *Finland 1617 No 17*. Da die unteren Ränder des einen Doppelblattes Nadelstiche zeigen, denen ähnliche Stiche an den oberen Rändern des anderen Blattes entsprechen, waren die beiden Bll. in ihrer Längsrichtung zu einem Foliobogen zusammengenäht.[1] Das Län Borgå gehörte im 17. Jh. zu Wiborg. Wahrscheinlich sind die Bll. zunächst in diese Stadt zu setzen, wo vielleicht die ganze Hs. gelöst wurde und zur Verteilung an die Vögte gelangte. Ebenso möglich ist aber auch, dass die Bll. von Stockholm herstammen, wohin alle Akten von Finnland übersandt wurden. Die Ordnungs-

[1] Vgl. Brunér, Notiser om typografiska sällsyntheter och medeltidshandskrifter på Universitetsbiblioteket i Helsingfors (Öfversikt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar 1864—65, VII), S. 159 ff., T. Haapanen, Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriftenfragmente in der Universitätsbibliothek zu Helsingfors I A (Helsingfors 1922), S. IX ff.

nummer und die Bezeichnung Finnland werden in Stockholm geschrieben worden sein. Für die Bestimmung der weiteren Herkunft der Hs. sind keine Kriterien da.

Die Bll. haben mittleres Folioformat: Bll. 3 und 4 28,2 cm hoch, 20,5 cm breit, Bll. 1 und 2 durch Zusammenschrumpfen in beiden Richtungen um 0,5 cm kleiner. Die Seiten zeigen eine durch vertikale und horizontale Liniierung gebildete Schreibfläche von 20 cm Höhe und 14 cm Breite, worauf durchgehends 33 geschriebene Zeilen stehen. Die Schrift ist, ausser auf der defekten Seite 2v, deutlich und leserlich. Sie kommt in ihrer Grösse und Gleichmässigkeit der sog. Buchschrift sehr nahe. Abgesehen von dem in den mnd. Texten üblichen Wechsel zwischen *i*, *j* und *y* (daneben bisweilen auch *ý*) als Zeichen für *i* und *j*, *u* und *v* für *u* und *f*, *f* und *s* für *s* kommen Varianten desselben Buchstabens nur für *r* vor, indem neben dem gewöhnlichen *r* vor Konsonanten ein aus der Ligatur *or* bekanntes *r* steht. Verzierte oder farbige Initialen finden sich nicht. Nur die Anfangsbuchstaben neuer Sätze sind durch rote Querstriche kenntlich gemacht. An übergeschriebenen Zeichen kommen nur der Nasalstrich, der *r*-Haken und die übliche lat. Abkürzung für *-us* vor. Übergeschriebene Vokale sind keine da. Ein nachgeschriebenes *e* zur Längenbezeichnung begegnet einigemal nach *e* (*deer* 103,4, *ſeen* 105,28, *ſeet* 105,12, *geſeen* 104,11, neben *to ſende* 105,20, *ſe* 101,1), zweimal nach *o* in *boek* 101,7 und *beuoel* 102,7, ein nachgeschriebenes *y*, wohl zu demselben Zwecke, in *ſeyk* 97,6. Als einziges Interpunktionszeichen wird der Punkt gebraucht, der aber ab und zu falsch steht und vielfach fehlt. Wo der Punkt fehlt, steht öfters ein einem Komma ähnlicher roter Strich — wohl als nachträgliche Berichtigung gemeint. Neue Geschichten werden durch ein rotes ℼ eingeleitet, die Namen sind in der Regel rot unterstrichen. Schreibfehler sind selten: einigemal fehlt der Nasalstrich am Zeilenschluss, einmal (S. 96,19) scheint eine ganze Silbe in derselben Stellung ausgeblieben zu sein.

Die Sprache der Bruchstücke weist wenig auffallende Eigentümlichkeiten auf. Von solchen wüsste ich nur folgende

in die Lautlehre fallende anzuführen: die in unbetonter Stellung etwas ungewöhnlichen *o*-Formen von *jodoch* 102,3, *ouer* 'aber' (oft), die Form *here* 'hierher' 105,30, die Verschiebung des anl. *d* in *twingen* 98,31, das höchst auffällige *t* in *ginkt* 97,22, *th* statt *t* in *beth*, *leth*, *ſath* (s. unten S. 94), weiter Ergebnisse der Analogiewirkung, wie sie in den Formen *bekent* 96,13, *mochſtu* 101,10, *plecht* 97,12, *gehulpen* 97,7 begegnen. Die wenigen lexikalischen Eigentümlichkeiten werden unten in den Anmerkungen zum Texte erwähnt. Im grossen und ganzen bietet der Text ein musterhaftes Beispiel mnd. Schriftsprache. Alle mundartlichen Besonderheiten sind dermassen ausgeglichen, dass es schwer ist, das Denkmal zu lokalisieren. Die meisten Kriterien sprechen m. E. jedoch für das Nordniedersächsische (vgl. Lasch, Mnd. Gr. § 15). Formen wie *twolf* 101,14, *wult* 98,1, obgleich speziell ostfälisch, können auch im Nordnds. vorkommen (vgl. Lasch, Mnd. Gr. § 169). Zeitlich stimmt die Sprache mit der Niederschrift überein. Der durchgeführte Umlaut von *a* und *â* (Beispiele für *â* > e: *ſegest* 102,15, *wene* 95,7, *were* (oft), *queme* 96,8, *quemen* 97,16, *ſpreken* (oft), *zeten* 'sassen' 102,5, *keſe* 106,2), auch das Fehlen des *a* statt des zerdehnten *o* sprechen für den Anfang des 15. Jhs.

Was den Inhalt anbelangt, lässt sich der Text leicht als Übersetzung von Abschnitten aus den *Vitae patrum* ermitteln. Mit wenigen Ausnahmen (vgl. S. 101, Anm. 1) stimmt auch die Reihenfolge der einzelnen Geschichten mit der der Quelle genau überein. Die Übersetzung ist als eine gute zu bezeichnen. Fehler und schwerfällige Wendungen kommen selten vor (vgl. S. 103, Anm. 1; 97,20 ff.). Die Wortfolge ist durchgehends deutsch; die Partizipialkonstruktionen sind unabhängig vom Lateinischen und recht geläufig wiedergegeben. Hie und da wird der lat. Text durch Auslassungen gekürzt (vgl. S. 95, Anm. 4), bisweilen erreicht der Übersetzer die Kürze durch einfacheren Ausdruck, wenn z. B. lat. *undique enim inimicus venari eum et capere festinabat* durch *he lagede eme allerwegen ene to vaende* 96,10, oder *lorum quo cingebatur* durch *gordel* 105,20 wiedergegeben wird. Zur Würdigung der Übersetzung mögen hier einige

charakteristische Nebeneinanderstellungen folgen (das fett Gedruckte hebt die Abweichungen des deutschen Textes hervor):

Vade cum ipso, et Deus illum per laborem tuum non dimittet corruere. Qui consurgens abiit cum eo ad saeculum. Et cum pervenisset ad quemdam vicum, videns Deus laborem illius, qui ex charitate et necessitate fratrem suum sequebatur, abstulit concupiscentiam a fratre ejus.

Ga mit eme, vnd vmme dines arbeides willen en **ſcal** ene got nicht vallen laten. **Vnd do** he ſtunt vp vnd gink mit eme in de werlt, **do** quemen ze to eme dorpe. **Vnd** got **ſach** an **des enen** arbeit, **wente** he van leue vnd van not volgede ſinem brodere, **vnd** benam **eme** bekoringe. 95,1 ff.

Quod si aliis non exhiberet ministerium, saltem sibi ipsi serviret, dicens: Vende ergo in civitate sportellas quas facis, et eme tibi quae opus sunt . . .

Mochte he des nicht (nämlich: den anderen dienen), dat he ſik doch ſuluen denede **vnd ginge** in de ſtat vnd **vorkofte zine** korue **ſuluen** vnd **kofte wedder**, was behof **were** . . . 96,5 ff.

Et veniens in desertum locum sequente diabolo vestigia ejus, cecidit juxta flumen.

Darna gink he in ene woſte ſtede, **vnd** de duuel **volgede** eme. **Dar** vil he nedder bi en water . . . 96,14 ff.

Von mnd. Altväterleben sind nur einige in Hss. und alten Drucken erhaltene bekannt. Sie sind bei Borchling, Mittelniederdeutsche Handschriften. Reiseberichte (vgl. 4. Reisebericht, Register IV unter *Vitaspatrum*: Nachrichten der Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen 1913, Phil.-hist. Kl., S. 254) aufgezählt und beschrieben. Zur Herstellung der beschädigten Seite 2^{v} des vorliegenden Textes habe ich mich auf die Angaben bei Borchling hin nach der vollständigsten Überlieferung, die eine im v. Hedemannschen Familienarchiv in Deutsch-Nienhof (Kr. Rendsburg) befindliche Hs. (Nr 199: Borchling, 2. Reisebericht, S. 164 ff.) bietet, bei dem Besitzer

des Archivs, Herrn Regierungsrat v. Hedemann-Heespen erkundigt. Er hat meine Anfrage in liebenswürdigster Weise beantwortet, indem er Herrn Prof. Borchling bat, meine Abschrift mit den entsprechenden Stellen der D.-N. Hs. zu kollationieren. Durch das freundliche Entgegenkommen der beiden Herren, denen hiermit mein herzlichster Dank gesagt sei, war es mir möglich, die D.-N. Hs. bei unklaren Stellen zur Vergleichung heranzuziehen. Einzelheiten werden unten in den Anmerkungen zum Text gegeben. Zusammenfassend hebe ich hier folgende Ergebnisse der Vergleichung hervor:

Die D.-N. Hs. stimmt inhaltlich mit den Helsingforser Bruchstücken genau überein. Was dagegen die Sprache anbelangt, sind einige Abweichungen zu verzeichnen. Die meisten und bedeutendsten beziehen sich auf die Orthographie. So bezeichnet die D.-N. Hs. vielfach den Umlaut von *u* durch übergeschriebenes *e*, während die Hfs. Hs. dafür keine besondere Bezeichnung hat: *vůlbort, vůrder, jůngere, ſchůde* gegen *vulbort* 96,11, *vorder* 98,7, *junger* 100,5, *ſchude* 98,16; ebenfalls wird in jener abweichend von unserem Texte *ô* oft besonders bezeichnet: *palmenbom : palmbom* 105,21 *doer* 'durch' (oder Umlaut?): *dor* 104,21, *goet* 'goss': *got* 98,17, 18, *moeſes* 'Mus': *moſes* 104,21, *noet : not* 95,5. Weiter zeigt die D.-N. Hs. häufig *y* (= *î*) statt *i* in unserem Texte: *dy, wy, gy* gegen *di* 98,3 u. ö. *wi* (oft), *gi* 104,5. In der Wiedergabe der Konsonanten machen sich mehrere Unterschiede bemerkbar. Die D.-N. Hs. ersetzt in der Regel das in der Hfs. Hs. häufige *z* durch *ſ*: *enſedeler, ſande, ſere* u. a. gegen *enzedeler* 95,11, *zende* 96,3, *zere* 96,17; intervokalisches *j* erscheint in jener als *g*: *ghebenediget, nige, woſtenige* gegen *gebedenit* 103,9, *nye* 97,23, *woſtenie* 95,6 der Hfs. Hs. (ein umgekehrtes Verhältnis liegt ausnahmsweise vor in *ſchryende : ſchrigende* 105,8). Besonders auffallend ist die Vorliebe der D.-N. Hs. für das Zeichen *gh* statt *g* und für die Einfügung von *h* auch hinter anderen Konsonanten: *ghe-* (beinahe durchgehends), *gheiſt, gheghecket, Ghelaſius, ſeghen* 'sahen', in der Hfs. Hs. *g* (96,17, 98,21, 101,2, 104,14, 105,9); *tho* 'zu' (mehrmals), *ath, ſath*, in der Hfs. Hs. immer *to*

auch *at* 104,19 (die einzigen Ausnahmen *beth* 100,4, *leth* 100,11, *ſath* 102,9). Auch die Neigung zur sonstigen Konsonantenhäufung ist dort grösser als hier: *behoeff, effte, erafftigen, viff, gifft, koffte, twelff*, die Hfs. Hs. *behof* 98,23, *ofte* (vielfach), *eraftigen* 96,18, *vyf* 105,18, *gift* 97,3 *kofte* 96,7, 98,23, *twolf* 101,14. Endlich macht sich in der Orthographie der D.-N. Hs. die etymologisch-archaisierende Tendenz (vgl. Lasch, Mnd. Gr. § 18, 1, 2) mehr geltend als in derjenigen unseres Textes. Dies zeigt sich z. B. in der Schreibung *d* statt *t* im Auslaut: *god, gheſund, ſtund*, die Hfs. Hs. *t* (98,1 u. ö., 102,4, 98,24), weiter in solchen Formen wie *dat du, mochſt du, weneſt du, wult du*, die in den Hfs. Bruchstücken *datu* 103,25, *mochſtu* 101,10, *weneſtu* 105,10, *wultu* 104,26 lauten.

Die Unterschiede zwischen den beiden in Rede stehenden Hss. auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre lassen sich am bequemsten durch folgende Gegenüberstellung darstellen:

D.-N. Hs.	Hfs. Hs.
-bracht	*-brocht* 99,1, 103,4
cavent	*couent* 103,14
bekande, bekand, ſande, ſatte	*bekende* 98,20, *bekent* 96,13, *zende* 96,3, *ſette* 97,24, 98,7, 106,2
antwerde	*antworde* 105,24
hennen	*hinnen* 98,30
vriſte	*verſte* 105,17
drudden	*dorden* 98,17
twelff	*twolf* 101,14
ſeek	*ſeyk* 97,6
rouwe, rouwich	*rowe* 103,22, *rowich* 98,9, 13
ent-	*vnt-* (mehrmals)
eneme, unsemem	*eme* 'einem' 95,3, 7, 99,3, *vnſem* 103,23
enen, ſinen (Ack.)	*eme* (Dat.) 104,20, *ſinem* 95,5
ghehoret, mishandelet, wanderede	*gehort* 101,1, *mishandelt* (Part.) 103,15, *wanderde* 104,13
dwingen	*twingen* 98,31
ſal, ſolde	*ſcal* 95,2, *ſcolde* 96,4, 98,27 u. a.
kumſt, nymſtu, ſtemmenen	*kumpſt* 104,25, *nimpſtu* 101,8, *ſtempne* 99,7
vloen, vloe (Prät. zu 'fliehen')	*vlogen* 104,14, *vloch* 104,17
dorch	*dor* 97,18

Aus den angeführten Kennzeichen der D.-N. Hs., besonders aus den orthographischen (*gh*, *th*, *d* für *g*, *t*, ausl. *t*), geht hervor, dass dieses Denkmal eine um einige Jahrzehnte spätere mnd. Schriftsprache darstellt als die Hfs. Fragmente. Seine Lokalisierung getraue ich mir aber ebensowenig wie die des vorliegenden Textes.

Der untenstehende Abdruck ist soweit eine getreue Wiedergabe der Hs., als die Orthographie bei der Verwendung der einzelnen Zeichen unverändert bleibt und Fehler des Schreibers nicht verbessert werden, wenn sie nicht ganz offenbare Entgleisungen sind. Dagegen erscheinen alle Abkürzungen aufgelöst und nur durch Kursivdruck herausgehoben, die Interpunktion, das Zusammenschreiben von Komposita und der Gebrauch von grossen Buchstaben ist nach moderner Art geregelt. Lücken sind durch Punkte, Ergänzungen durch eckige Klammern und Kursivierung kenntlich gemacht. Die in der Hs. rot unterstrichenen Namen sind gesperrt gedruckt.

(*Bl.* 1r) «. . . ga mit eme vn*d* v*m*me dines arbeides willen en ſcal ene got nicht vallen[1] laten.» Vn*d* do he ſtunt vp vn*d* gink mit eme in de werlt, do quemen ze to eme dorpe. Vnd got ſach an des enen arbeit, wente he van leue vn*d* van not volgede ſinem brodere, vnd benam eme bekoringe.[2] Do ſprak he: «Broder, wi gan wedder in de woſtenie, wente ik wene, dat ik ioto[3] geſundeget hadde myt eme wiue. Wat hadde ik darmede gewunnen?» Vn*d* ſe gingen wedder in ere cellen vnvorwunnen. [*Vitae patrum* V 5,28: Migne, P. l., p. 881.]

En[4] enzedeler, mo*n*nik olt[5] vn*d* tonemende *in* ſinem leuende,

[1] Mitten in diesem Worte ein Loch im Pergament.

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 220rb): **de bekoringen.**

[3] Die D.-N. Hs. (Bl. 220rb): **joton dat ik . . .**

[4] Die Übersetzung dieser Geschichte weicht an vielen Stellen vom Wortlaut der Ed. ab. Sie ist auch bedeutend gekürzt.

[5] Die D.-N. Hs. (Bl. 220rb): **en olt monnik . . .**

de sat vp enem berge, dar ſunte Anthonius[1] hadde geſeten, van des worden vnd werken vele lude worden gebetert. Deſſen monnik anvacht de duuel vnde zende in ene alzodane danken, dat he ſik van nemende ſcolde denen laten, mer he ſcolde anderen luden denen. Mochte he des nicht don, dat he ſik doch ſuluen denede vnd ginge in de ſtat vnd vorkofte zine korue[2] ſuluen vnd kofte wedder, wes behof were vnd queme wedder in ſine ſtede vnd were nemende nen bordene.[3] Dit affchundede[4] eme de duuel, wente he hatede zine ruwe vnd ſine ledicheit . . . vnd veler lude.[5] He lagede eme allerwegen ene to vaende. Hirto gaf he vulbort alzo to eme guden dancken vnd gink vte ſinem cloſtere. Vnd de velen luden bekent was, ouer deſſe(r) ſwindicheit vnbekant.[6] Kortliken darna ſach he en wif vnd myt er quam he to ualle. Darna gink he in ene wofte ſtede, vnd de duuel volgede em. Dar vil he nedder bi en water vnd bedachte, wo de vient gevrowuet were van ſinem valle vnd wo he godes geiſt zere bedrouet hadde vnd de hilgen engele vnd de eraftigen vadere, der vele in der ſtede we[*ren*][7] (*Bl.* 1ᵛ) vnd ok in anderen ſteden vna

---

[1] Ed. *in monte in partibus Antinoo . . .*

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 220ʳᵇ): **ſine matten und ſine korue . . .**

[3] Ed. *Quod si aliis non exhiberet ministerium, saltem sibi ipsi serviret, dicens: Vende ergo in civitate sportellas quas facis, et eme tibi quae opus sunt, et revertere ad locum tuum, et nulli sis onerosus.*

[4] Ein im Hwb. von Lübben—Walther fehlendes Kompositum. Ed. *suggerebat.* Die D.-N. Hs. (Bl. 220ᵛᵃ): **anſchundede.**

[5] Ed. . . . *invidens quieti ejus et opportunae vacationi ad Dominum et utilitati multorum*, woraus ersichtlich ist, dass hier etwas fehlt. Die D.-N. Hs. (Bl. 220ᵛᵃ): **wente he hatede ſine lede vnde ſine ruwe vnd en lagede ene allerwegenen an to vaende.**

[6] In diesem Satze scheint etwas durch starke Kürzung ausgefallen zu sein. Ed. *Et quia erat omnibus admirandus, ignotus tamen habere hujusmodi insidias astutiae, notus autem et famosus omnibus a quibus videbatur existens.* Die D.-N. Hs. (Bl. 220ᵛᵃ): **vnd dat velen luden bekand was, ouer deſſe zwindicheyt vnbekand.**

[7] Das Fehlen der Silbe *-ren* erklärt sich aus dem Zeilenschluss. Die D.-N. Hs. (Bl. 220ᵛᵃ): **was.**

den duuel vorwunnen hadden. Vnd wente he ſik erer[1] ne-
nen liken mochte, zo wart he ſere bedrouet vnd he en dachte
nicht, dat got ſine craft gift alle den, de ſik ynnichliken to
eme keret. Vnd he wart vorblindet vnd van miſtroſte wolde
he ſik ſuluen drenken,[2] dat he deme viende vullekomen vroude
makede. Vnd van groteme herteſere[3] wart he ſeyk, vnd hadde
eme darna de barmhertige got nicht gehulpen, he were to
vullekomener vroude des viendes ane penitencien geſtoruen.
To leſten dachte he in ſik ſuluen, he wolde groter arbeit vnd
pine de penitencien don[4] vnd wolde got bidden wenende.
Vnd alzo quam he wedder to ſinem kloſtere vnd ſlot to de
dore[5] ſiner cellen vnde wenede, alzo men plecht vp enen
doden to wenende vnd vastende vnd wakende, pinegende[6]
ſinen licham myt aller ſorchuoldicheit. Vnd nochten duchte
em, dat he nicht genoch penitencien en dede. Vnd do de
brodere dicke to em quemen dor beteringe willen vnd klop-
peden, ſo ſprak he, he en mochte nicht vpdon, wente he ſik
mit eden vorbunden hadde en iar vmme penitencien to donde,
«ſunder biddet vor my», sprak he, wente he en vant anders
nicht ſic to yntſculdegende vnd ze nicht to ergerende, wente
he erbar was bi ẽn vnd en vil grot monnik.[7] Alzo vaſtede
he andachtichliken alle dat iar vmme vnd ginkt[8] ynnichliken
penitencien. Vnd in paſchedach do beredde he en nye luch-
teuat vnd ſette dat vp den ketelhaken[9] vnd begunde to be-

[1] Vor dem letzten *r* im Pergament ein zugenähter Riss.

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 220vb): **hangen.** Ed. *voluit se in flumen illud jactare.*

[3] Fehlt bei Lübben—Walther. Die D.-N. Hs. (Bl. 220vb): **herteleyde.**

[4] Die D.-N. Hs. (Bl. 220vb): **... dat he wolde angan grote pinen der penitencien.** Ed. *cogitavit majorem laborem in afflictione poenitentiae demonstrare.*

[5] Die D.-N. Hs. (Bl. 220vb): **ſlot de doren to ſiner cellen.**

[6] Die D.-N. Hs. (220vb): **vnde vaſtede vnde wakede vnde pinegede...**

[7] Die D.-N. Hs. (Bl. 221ra): **en grot ghenomet monnik.**

[8] Zu dieser auffallenden Form vgl. Lasch, Mnd. Gr. § 308. Die D.-N. Hs. (Bl. 220ra): **begink.**

[9] Fehlt bei Lübben—Walther. Gibt das lat. *cacabus* wieder.

dende vnd ſprac: «Barmhertige got, de du wult, dat ok de hedenen ſalich werden vn*d* komen to bekantnisse der warheit, to di bin ik gevlogen, de du biſt aller louigen ſalichmaker. Vorbarme di ouer my, wente ik di ſere vor . . .[1] [*ebd.* V 5,41, p. 886.]

(*Bl.* 2r)[2] . . . horde, do wart he ſtark vn*d* berede in ſynem gemote vn*d* ſette ſine cellen van deme watere vif mile vorder. [*ebd.* V, 7,31, p. 901.]

En broder was in ener ſammelinge vnrowich vn*d* wart ſtedelken beweget to torne. Vn*d* he ſprak in ſik ſuluen: Ik wil gan vn*d* wil wor allene wonen vnd zo, wan ik nemende en hebbe, mit deme ik ſpreke ofte van deme ik horen dorue, ſo werde ik rowich vn*d* quid des tornes. Alzo gink he ut vn*d* wonede allene in ener kulen. To ener tyt do vullede he ſine vlaſſchen mit water[3] vn*d* ſette ze vp de erden, vnd it ſchude, dat ſe ſnelliken vmmeſtortede. Anderwerue vullede he ze, vn*d* echt got ze vmme. To deme dorden male vullede he, vn*d* ze got echter vmme. Do wart he tornich vn*d* borde dat vateken vp vn*d* tobrak it. Do quam he wedder to zik ſuluen vn*d* bekende, dat he van deme ſuluen duuele was gegecket vn*d* ſprac: Se, nu bin ik allene vn*d* heſt[4] my vorwunnen. Ik wil weddergan in de zammelinge, wente aller wegene is des arbeides vn*d* der dult behof vn*d* allermeyst der helpe godes. Vn*d* stunt vp vn*d* gink weder in ſine ſtede. [*ebd.* V, 6,33, p. 901.]

En broder wart negen iar angevochten van ſinen danken, dat he vt ſcolde gan van der ſammelinge der brodere, vn*d* alle tyt nam vp ſine hut, dar he vppe plach to liggende, vn*d* wolde vtgan. Vn*d* wan it auent wart, ſo ſprak he in ſik ſuluen: Morgene wil ik van hinnen gan. Vn*d* des morgens ſprak he: Wi twingen vns dor got hir to bliuende hudene.

[1] Ed. *exacerbavi*; vielleicht in *vortornet hebbe* zu ergänzen, wie es in der D.-N. Hs. steht.

[2] Dieses Bl. am rechten Rande zerrissen.

[3] Nach r ein *e* ausradiert.

[4] Die D.-N. Hs. (Bl. 227ra): **du heſt.**

Vnd do he negen iar hadde vullenbrocht alle dage alzo to donde, do benam eme got alle de bekoringen. [*ebd.* V 6,39 p. 902.]

En oltuader ſprak van eme brodere, de negen iar wart angevochten van ſinen dancken, alzo dat he van angeſte vortwiuelde vnd ſik ſuluen vorordelde vnd ſprak: Ik hebbe myne zele[1] (*Bl.* 2v) vorloren .... wente ik ſe vorloren hebbe zo wil ik/[2] ... vnd do he gink, do quam eme ene ſtempne .... eme vnd ſprak: «De bekoringe, de du / negen iar ... ge ... get heſt, dat hebbet dine cronen ge= / ... kere[3] wedder in dine ſtede vnd ik wil de be= / .... dine ... ken.» Nu mach me bekennen / .... to twiuelende vmme de dink, de / .... Wente alzodane dancken be= / .... wv er wol bruken. [*ebd.* V 7,42, p. 903.]

En olt=/ uader[4] ... in ener kulen vnd hadde enen ... Vnde de oltuader hadde enen ... iungeren des auendes manede ... wat nuttes[5] erer zele. Vnd it ſchude, dat / ... ...

---

[1] Ed. *Perdidi animam meam, et jam quia perii, vadam ad saeculum. Qui cum abiret, venit ei in via vox dicens. Tentationes quas in novem annis sustinuisti, coronae tuae erunt; revertere ergo in locum tuum, et sublevabo te a cogitationibus malis. Unde agnoscitur quia non est bonum desperare de se aliquem pro his quae in cogitationibus veniunt. Hae enim cogitationes magis coronam nobis provident, si bene eas exegerimus.* In der D.=N. Hs. (Bl. 227rb) hat die lückenhafte Stelle folgenden Wortlaut (das Gesperrte entspricht den Lücken): **ik hebbe myne ſele vorloren. Vnde wente ik ſe vorloren hebbe, ſo wil ik gan in de werlt. Do he gink, do quam ene clene ſtemmenen to eme vppe deme wege vnde ſprak: „De bekoringen, de du negen jar vmme ghedoget heſt, dat hebben dine cronen gheweſet. Kere wedder in dine ſtede! Ik wil dy benemen alle de danken. Nu mach men bekennen, dat it nicht gůd en is to twiuelende vmme de dink, de in den danken komen. Wente alſodane dancken beredet** (Bl. 227va) **vns de cronen, wen wy er wol denen to brukende.**

[2] Der Querstrich bezeichnet den Zeilenschluss.

[3] Unsicher.

[5] Das zweite *t* unsicher.

[4] Ed. *Senex quidam erat in Thebaida sedens in spelunca, et habuit quemdam discipulum probatum: consuetudo autem erat ut senex vespere*

geiſtlike·leyen quemen to deme oltuadere / . . . . . des willen vnd do he ze getroſtet / . . . . . em. Vnd alzo zat de oltuader / . . . . . lerede ſine jungere na ſiner / wonheit . . . he alzo ſat vnd ſprak, do wart he vnt / . . . . . beidede, beth dat he vntwa=/kede vnd . . . ner wonheit Vnd do de junger / . . . dat de oltuader nicht vntwa=/kede . . . . . ungen van moycheit ſiner / dan . . . ginge. Vnd he ſtunt den dan=/ken . . . . . ttende. Vnd alzo wart he ſeuen / . . . vochten, dat he io wedder ſtunt in ſinem / gemote . . . . . er nacht do wart de oltuader / . . . den junger noch bi ſik ſitten / . . . n gingeſtu noch nicht en=/we . . ?»—.«Wente du my nicht gan en / lete . .—. . en kloppe=deſtu do nicht?» sprak he / . . . dorſte nicht, vp dat ik di / nicht bedrouede yummer.» Vnd ſe ſtunden vp vnd begun=/den metten to bedende vnd na den metten do leth . . . [*ebd.* V 8,43, p. 903.]

doceret discipulum, et commoneret eum quae erant animae profutura ; et post admonitionem faciebat orationem, et dimittebat eum dormire. Contigit autem laicos quosdam religiosos scientes multam abstinentiam senis venire ad eum; et cum consolatus eos fuisset, discesserunt. Post quorum discessum sedit iterum senex vespere post missas secundum consuetudinem, admonens illum fratrem et instituens eum. Et cum loqueretur, gravatus est somno; frater autem sustinebat, donec excitaretur senex, et faceret ei juxta consuetudinem orationem. Cum ergo, non evigilante sene, diu sederet discipulus, compulsus est cogitationum suarum molestia recedere et dormire; qui extorquens sibi, restitit cogitationi, et resedit. Iterum autem compellabatur somno, et non abiit. Similiter factum est usque septies, et restitit animo suo. Posthaec jam media nocte·transacta evigilavit senex, et invenit eum assidentem sibi, et dicit: Usque modo non discessisti? Et ille dixit: Non, quia me non dimiseras, Pater. Et senex dixit: Quare me non excitasti? Et ille respondit: Non te praesumpsi pulsare, ne te contribularem. Surgentes autem coeperunt facere matutinos, et post matutinorum finem, dimisit senex discipulum. Die D.=N. Hs. (Bl. 227va) bietet folgende Übersetzung: **En oltuader ſath in Thebadia in ener kulen vnde hadde enen gheproueden jůngeren. Vnde de olde vader hadde den ſede, dat he dat den iungeren des auendes vormanede vnde lerde en, wat nutte was erer ſelen. Vnd dat gheſchůede, dat ichteſtwelke leyen quemen to deme olden vadere dorch ſines ſtrengen leuendes willen, vnde do he ſe ghetroſtet hadde, do gingen ſe van em. Vnde also ſath de oltuader**

(*Bl.* 3r)[1] ... vadere gehort haddę. «Se», ſprac he, «ik hebbe it gewiſet deme abbete Gelasius, vnd de ſprac, it were des geldes nicht wert». Vnd do he dat horde, do ſprak he: «Wo en zede de oltuader anders nicht?» — «Nen», ſprak he. Do ſede de vorkoper: «Nv en wil ik des bokes nummer vorkopen.» Vnd he quam to ruwen vnd gink to deme oltuader vnd bat[2] ene, dat he ſin boek wedderneme. De oltuader en woldes ouer nicht weddernemen. Do ſprac de broder: «En nimpſtu is nicht wedder, ik en werde nummer ſeker.» Do ſprac de oltuader: «En mochſtu nicht zeker wezen, ze, zo neme ik it wedder.» Vnd alzo blef de broder bi deme oltuader bet in ſinen dot vnd beterde ſik bi ſiner dult. [*ebd.* V 16,1, p. 969.]

De oltuadere ſpreken van Johannes deme mynneren van Thebaida,[3] de en junger was abbetes *Amor*,[4] dat he twolf iar

---

alle auende vnde he lerde ſine jungeren na siner wonheyt. Vnde do he alſo ſath vnde ſprak, do wart he ſlapende. Vnde de jůngeren beydeden, dat he entwakede vnde lerede ſe na ſiner wonheyt. Vnde do de jungeren lange gheſeten hadden vnde de olde vader noch io nicht entwakede, do (do) ſo wart he darto ghedwungen van moicheyt ſiner danken, dat he (Bl. 227vb) **ſlapen ginge. Vnde he ſtůnt den danken wedder vnde bleff ſittende. Alſo wart he ſouen werůe anghevochten, dat he io wedder ſtůnd in ſinen ghemoete. Vnde na der middernacht do wart de oltuader entwakende vnde vant den jungeren by ſik ſitten vnde ſprak to eme: „En gingeſt du noch nich enwech?“ —. „Neen“, ſprak he, „wente du my nicht wechgan en leteſt“. Do ſprak de vader: „Worumme en cloppedeſt du nicht?“ Do antwerde de junger: „Ik en dorſte nicht, vader, vppe dat ik dy nicht en bedrouede.“ Vnde ſe ſtunden vp vnde beghunden metten to lezende. Vnde na der mettenen do leet de oltuader den jůngeren gan.**

[1] Nach dem lat. Texte sollte das hier beginnende Bl. nach dem folgenden kommen. Die unten auf Bl. 4v begegnende Lagenbezeichnung (vgl. S. 106, Anm. 2) fordert aber diese Reihenfolge, womit auch die D.-N. Hs. übereinstimmt.

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra) **vnde bichtede eme vnde bath ene.**

[3] Die D.-N. Hs. (Bl. 229ra) **Thebadia.**

[4] Wohl *Amon* zu lesen. Ed. *discipulus abbatis Ammonii*; aber auch die Form *Amon* kommt vor, vgl. Index nom. propr. (Migne 74, p. LXXXVI)

vmme [1] in ſiner zukedage denede eme oltuadere vn*d* darna ſatte he ſik vppe de matten. Des wart de oltuader bedrouet. Vn*d* allene he uel vor den oltuader gearbeidet hadde, jodoch en ſprac he nu[2]: «Wes geſunt!». Ouer do he ſteruen ſcolde, vn*d* de oltuader van der yegene dar... zeten,[3] do nam he ene bi der hant vn*d* ſprak: «Wes geſunt! Wes geſunt!» Vn*d* he beuoel ene den oltuaderen vn*d* ſprac: «Dat is en engel vn*d* nicht en mynſche.» [*ebd.* V 16,4, p. 970.]

Abbet I o h *a n n e s* de korte de ſath to ener tijt vor der kerken, vn*d* de brodere quemen vmme [*ene*][4] ſtan vnd vrage- den em en iowelk vmme s[*ine dan*]ken.[5] Vnd en oltuader ſach dat vnd hatede it vnd ſprak: «Abbet[6] Iohannes, din vateken is vul vor gift[*nif*]ſe.» Vn*d* he [*antwor*]te em: «It is alzo, vader.[7] Ouer dit heſtu darv*m*me geſproken, wente du allene de dink anſust, dede van butene ſint. Segeſt du[8] ouer de dink, de van binnen sint, wo wordeſtu denne (*Bl.* 3^{v}) ſprekende?» [*ebd.* V 16,3, 970.]

Abbet Yſ i d o r *u s* de was en preſter in Sichi.[9] Vn*d* zo we enen ſeken broder hadde ofte enen krankmodigen ofte enen ſtitmodigen,[10] de ene van ſik driuen wolde, ſo ſprak Yſido-

[1] Am Kande nachgetragen und durch ein Zeichen an diese Stelle verwiesen.

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 229ra) **ny.**

[3] Ed. *residentibus senis.* Die D.-N. Hs. (Bl. 229ra): **...vnd de oltuader van der wege*n* de dar v*m*me*n*ſete*n*...**

[4] In der Hs. hier Raum für ein Wort. Ed. *circumdederunt eum fratres.*

[5] Mehrere Buchstaben verwischt. Ed. *exquirentes ab eo singuli de cogitationibus suis.*

[6] Vor *Abbet* in der Hs. das Zeichen ℼ.

[7] Diese Zeile durch Brechen des Pergaments teilweise unleserlich Ed. *Suriscula tua, abba Johannes, veneno est plena. Et respondit ei abbas Joannes: Ita est, abba.* Die Ergänzungen nach der D.-N. Hs.

[8] Hs. *do.* Ed. *si autem videres quae into sunt...*

[9] Ed. *Scythi.*

[10] Sonst nicht belegt. Zu *stide* 'trotzig' zu stellen? Übersetzt das lat. *injuriosum* der Ed. Die D.-N. Hs. (Bl. 229ra) von der Ed. abweichend **ſachtmodigen**, wonach etwa */tilmodigen* zu konjizieren wäre.

rus: «Bringet ene to my!» Vnd he nam ene to ſik vnd makede ſine zele toreke myt ſiner dult. [*ebd.* V 16,5, p. 970.]

Abbas Macharius in Egiptenland de vant enen mynſchen, de ſin deer gebrocht hadde vnd nam em allent, dat he hadde. Ouer de abbet ſtunt bi deme deue alze en vromet mynſche vnd halp eme laden vp dat deer vnd brochte ene vorderweges mit aller vroude [1] vnd ſprac in ſik ſuluen: «Wi en hebbet nicht in deſſe werlt gebrocht, got de gift it vns. It is geſchen, alze he wolde. Got de ſi gebenedit in allen dingen!» [*ebd.* V 16,6, p. 970.]

In Sichi [2] wart en ſammelinge de[r] brodere[3] vnd de oltuadere wolden prouen den abbet Moyses vnd se vorſmaden ene vnd ſpreken: «Wat wil deſſe morman vnder den broderen?» Vnd he horde it vnd ſwech. Vnd do de couent geladen [4] wart, do ſpreken ſe to eme, de ene miſhandelt hadden: «Wordeſtu gicht beprouet?» [5] Do ſprac he: «Ik wart bedrouet, ouer ik en ſprac nicht.» [*ebd.* V 16,7, p. 970.]

En broder wart geferet van enem anderen brodere vnde quam to deme abbete Sysoi van Thebean[6] vnd ſegede em: «Ik bin gezeret van enem brodere vnd wil my wreken.» Do ſprac de oltuader: «Nicht, zone myn, lat gode de wrake!» Vnd he ſprak: «Ik en rowe nicht, ik en hebbe my gewroken.» Do ſprak de oltuader: «Broder, wi geuen vns to vnsem bede.»[7] Vnd de oltuader ſtunt vp vnd ſprac: «Got, wi en behouen des nicht, datu jummer vp vns denckeſt, wen wi vns ſuluen wreken willen.» Do dat de broder horde, do vil he

[1] Unrichtig statt *vrede*? Ed. *cum omni quiete.* Die D.-N. Hs. (Bl. 229rb) ebenfalls: **vrouden**.

[2] Ed. *Scythi.*

[3] Ed. *facta congregatione fratrum.* Die D.-N. Hs. (Bl. 229va): **en ſammelinge der brodere.**

[4] Ed. *cum dimissus fuisset conventus . . .*

[5] Lies: *bedrouet*, wie die Ed. und auch die Antwort des Misshandelten voraussetzen.

[6] Lies: *Thebais.* Die D.-N. Hs. (Bl. 229va). **Thebadien.** Ed. *ad abbatem Sisoi Thebaeum.*

[7] Ed. *oremus.*

deme oltuader to vote vnd ſprak: «Vader, vorgif it my! Ik en wil nicht mer tweyen mit deme brodere.» [*ebd.* V 16,10, p. 971.]

To ener tijt quemen mordere in enes oltuaders . . .[1] [*ebd.* V 16,13, p. 971.]

(*Bl.* 4r) «. . . to vns: Wor to ſoke gi ene? He is en dore vn*d* en ketter.» Do dit de papen horden, do bedroueden ſe ſik vn*d* ſpreken: «Wodane was de olde man, de dat van deme hilgen manne ſprac to jw?» Do ſpreken ze: «It was en olt man mit alto olden clederen gecledet, lank vn*d* ſwart.» Do ſpreken ſe: «Dat was abbet Moyſes, wente he nicht wolde geſeen weſen van jw, darv*m*me ſprac he to jw van ſik ſuluen zodane wort.» [*ebd.* V 8,10, p. 907.]

Abbas Neſteron de grottere[2] de wanderde myt eme brodere in der woſtenie vn*d* ſe ſegen enen draken vn*d* vlogen. Do ſprach de junger: «Wo, vader, vruchteſt du di ok?» Do ſprak de abbet: «Ik en vruchte nicht, zone, mer it was nutte, dat ik den draken vloch, wente ik nicht en mochte vlen de ydelen ere.» [*ebd.* V 8,13, p. 907.]

En broder vaſtede van ſpize vn*d* en at nen brot. De quam to eme oltuadere, vn*d* dar quemen ok andere pelegrimen, vn*d* de oltuader makede en luttik moſes dor eren willen. Vnd do de ſik hadden ſettet to etende, do makede ſik de vaſtende broder vlitliken en ſupent,[3] alzo he plach to etende. Vn*d* do ſe van deme diſche vpſtunden, do nam ene de oltuader hemeliken biſyden vnd ſprac to em: «Broder, wanne du to weme kumpſt, deme en wize din leuent nicht! Wultu ouer din leuent holden, ſo en ga nummer vte diner cellen.» Do vullbordede he deme oltuadere vn*d* wart gemene in ſynem leuende. Vnd darna, wat he mit den broderen vant, dat at he mit en. [*ebd.* V 8,22, p. 909.]

Abbas Anthonius de horde to ener tyt van eme jungen monneke, wo dat he aldusdanen te[*ken*][4] hadde gedan vp

---

[1] Ergänze *munster* nach der D.-N. Hs.

[2] Ed. *Nisteron major*, die D.-N. Hs. (Bl. 237va): **Neſteron de groteſte.**

[3] Ed. *cicer infusum.*

[4] Hs. *aldusdane en.* Die letzte Silbe von *te[ken]* verwischt. Ed. *signum quoddam.* Die D.-N. Hs. (Bl. 237vb): **aldusdaɴnen teken**.

eme wege: he ſach, dat *ye*welke brodere grot arbeit hadden in wandernde, do enbot he den wilden oluenden,[1] dat ze quemen vn*d* drogen ſe, dar ſe hen wolden. Do openbarden (*Bl.* 4v) ſe dit deme abbete Anthonio. Do ſprac de abbet: «My duncket, dat desse monnik gelik ſi eme ſchepe, dat vul geladen ſi mit alleme gude vn*d* des noch vnwis ſi, wer it jummer to der hauene kome.» Vn*d* nicht lange darna do begunde de vader Anthoni*us* to wenende vn*d* ſine har vttoteende vn*d* to ſchrigende. Vn*d* do dat de jungere zegen, do ſpreken ze: «Worvmme wenestu, vader?» Do sprac he: «En grot zule der criſtenheit is nu geuallen.» Vn*d* dat ſprac he van deme jungen monnike. «Vn*d* nu komet», ſprac he, «vn*d* wandert to em vn*d* ſeet, wat dar geſchen ſi». Do gingen de jungere to em vn*d* vunden ene ſitten vp der matten vn*d* bewende de ſunde, de he gedan hadde. Vnd do he ſach des oltuaders iungere, do ſprac he to en: «Segget deme oltuadere, dat he got vor my bidde, dat he my noch teyn dage verſte, vn*d* ik hope mynen broke to beterende.» Ouer he ſtarf binnen vyf dagen. [*ebd.* V 8,17 p. 905.]

De richter van deme lande de quam to ener tyt to ſende den abbet Symeon. Vn*d* he nam ſin gordel vn*d* ſtech vp enen palmbom, dat he ene reyne makede. Vn*d* ze quemen vn*d* ſpreken: «Wor is deſſe oltuader, der hir wonet in deſſer woſtenie?» Do antworde he: «Hir en is nen enzedeler.» Do de richter dat horde, do toch he enwech. [*ebd.* V 8,17, p. 908.]

To ener anderen tyt quam en ander richter vn*d* wolde ene ſeen. Vn*d* de papen[2] gingen vnd ſpreken to em: «Vader, berede di, wente de richter heft van di ge*[hort]*[3] vn*d* kumpt here, dat he geſegenet werde *[van di]*.[4] Do ſprac de oltua-

[1] Die D.-N. Hs. (Bl. 237vb): **oluanden**. Diese Wiedergabe des lat. *onager* finde ich sonst nirgends belegt.

[2] Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra): **brodere**.

[3] Die Schrift ist bis zur Unleserlichkeit verblasst. Ed. *quia judex audiens de te venit ut benedicatur a te*. Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra): **ghehoret.**

[4] Die Schrift am Zeilenschluss verblasst. Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra): **van dij.**

der: «Ja, ik wil my tore[*den*].»[1] Vnd he nam ſinen ſak und bedeckede ſik vnd he nam keze vnd brot und ſette ſik vor de dore der cellen vnd begunde to etende. Do quam de richter mit ſynen . . .[2] [*ebd.* V 8,18, p. 908.]

Pekka Katara.

Besprechungen.

Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, Überlieferung und Herstellung herausgegeben von **Erich Gierach** (= Germanische Bibliothek, hrsg. v. Wilhelm Streitberg †, Dritte Abteilung: Kritische Ausgaben altdeutscher Texte, hrsg. v. C. von Kraus und K. Zwierzina). 2. verbesserte Auflage. Heidelberg, 1925. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. XII + 106 S.

Die vorliegende Ausgabe des Armen Heinrich bietet neben dem hergestellten Text auch die gesamte Überlieferung in buchstabengetreuem Abdruck und zwar so, dass auf der rechten Seite der hergestellte Text, auf der linken Seite der Wortlaut der Strassburger und der Heidelberger Handschrift, unter dem Texte auf beiden Seiten der der Bruchstücke abgedruckt ist. Die abweichenden Lesarten der Kalocsaer Handschrift sind nach dem Texte mitgeteilt; hier stehen auch andere Bemerkungen zu der Überlieferung. Eine kurze Einleitung gibt über die Handschriften näheren Aufschluss und den Schluss bildet ein Verzeichnis aller Abweichungen der früher erschienenen Ausgaben.

Die schlechte Überlieferung des Textes bietet dem Hersteller desselben natürlich Schwierigkeiten. Die Wahl der Lesarten ist oft recht schwer zu treffen, und manchmal scheint sie fast eine Geschmacksache zu sein. Doch lässt sich gegen die Wahl, die Gierach getroffen, nicht viel einwenden; auch an den Stellen, wo er im Widerspruch mit allen früheren Ausgaben den Text konstruiert, kann die Änderung überhaupt als Verbesserung bezeichnet werden.

Bei der gegenwärtigen Lage der Hartmannforschung gibt die vorliegende Textausgabe das, was man mit Recht verlangen

---

[1] Die letzte Silbe verwischt. Ed. *Etiam ego preparabo me.* Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra): **bereden.**

[2] *mit ſynen* in der Hs. unten am Rande des Bl., was zeigt, dass hier eine Lage endet. Die D.-N. Hs. (Bl. 238ra): **myt ſinen ammetluden.**

kann. Für den Forscher wie für den akademischen Unterricht ist sie ebenso brauchbar. — In der zweiten Auflage sind nur wenige Änderungen vorgenommen worden. Die Druckfehler sind beseitigt. S. 106 ist die Zahl 1457 noch in 1427 zu ändern.

Hugo Suolahti.

Friedrich Kluge, *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte hrsg. von W. Braune. B. Ergänzungsreihe. Nr. 1). Dritte Auflage bearbeitet von Ludwig Sütterlin und Ernst Ochs. Halle (Saale), Max Niemeyer Verlag, 1926. XI + 155 S.

Schon vier Jahrzehnte sind vergangen seit dem Zeitpunkt, wo Kluge seine in kurzer, klarer und übersichtlicher Form abgefasste Darstellung der germanischen Wortbildungslehre zum ersten Mal herausgab, aber auch schon fast drei Jahrzehnte sind seit dem Erscheinen der zweiten Auflage verstrichen.

Wie in der zweiten Auflage, so hat das vortreffliche Buch auch in der jetzt vorliegenden dritten keine grössere Umarbeitung erfahren. An Änderungen in rein äusserer Hinsicht ist hervorzuheben die deutliche Kennzeichnung der einzelnen Paragraphen durch kurze Rubriken, ferner die durchgehende Glättung des Stils, die Eindeutschung der Fremdwörter und schliesslich auch die Erweiterung des kurzen Wortverzeichnisses zu einem ausführlichen alle behandelten Wörter umfassenden Register — alles Änderungen, welche als unzweifelhafte Verbesserungen bezeichnet werden können.

Was sonst noch Neues geboten wird, bezieht sich auf Einzelheiten.

Hie und da ist Unsicheres ausgelassen worden. S. 10 hätte auch finn. *karila,* dessen germanischer Ursprung höchst problematisch ist, gestrichen werden können.

Was ergänzt worden ist, stammt entweder aus dem Material, das Kluge selbst gesammelt hatte, oder aus der einschlägigen Literatur der letzten Jahrzehnte. Dass die Ergänzungen nicht zahlreicher sind, beruht zum Teil darauf, dass in dieser Zeit auf dem Gebiete der Suffixlehre nicht besonders viel Neues hervorgebracht worden ist, zum Teil darauf, dass der ursprüngliche Aufbau des Buches sich gut bewährt hatte und daher von Kluge ungern grösseren Umänderungen unterzogen wurde. Die Bearbeiter, welche die Redaktion dieser neuen Auflage besorgt haben, haben natürlich die Intentionen des verstorbenen Verfassers respektiert.

Hugo Suolahti.

Karl von Bahder, *Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache* (Germanische Bibliothek, hrsg. von W. Streitberg, II. Abteilung: Untersuchungen und Texte 19). Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1925. VII + 166 S. Preis: RM. 8.—, geb. RM. 12.—.

In der vorliegenden wortgeschichtlichen Untersuchung behandelt von Bahder eine Menge im Frühneuhochdeutschen vorkommender Worte, von denen einige in der Schriftsprache Eingang finden und sich dort festsetzen, während ihre Synonyme gänzlich aus dem Gebrauch kommen oder nur in den Mundarten ihr Leben weiter fristen.

Die Gesichtspunkte, von denen aus der Verfasser sein Material betrachtet, werden zum Teil schon durch die Rubriken der Kapitel illustriert: I Luthers Wortschatz und das Niederdeutsche: 1) Der oberdeutsch-niederdeutsche Gegensatz, 2) Das Vordringen niederdeutscher Worte; II Zusammentreffen und Wettstreit gleichbedeutender Bildungen: 1) Das Zurückweichen alter Worte, 2) Das Vordringen sinnlich-anschaulicher Ausdrücke, 3) Das Vordringen etymologisch durchsichtiger Bildungen.

Bei der Erörterung des von Luther gebrauchten Wortschatzes zeigt von Bahder, dass ein so scharfer Unterschied zwischen dem mitteldeutschen und oberdeutschen Wortvorrat, wie ihn Kluge in seinem bekannten Buche «Von Luther bis Lessing» auf Grund vergleichender Worttabellen machen will, sich nicht aufrecht erhalten lässt. Bei genauerer Untersuchung erweist sich nämlich, dass eine Anzahl der von Kluge als mitteldeutsch bezeichneten Worte, wie *alber, brüfen, flehen, rügen,* auch im Oberdeutschen vorkommen oder wenigstens früher vorgekommen sind, und dass eine noch grössere Anzahl von den als oberdeutsch bezeichneten Worten, wie *losen, schlipfen, nafzen, bühel, lefze, wasen, stad, seiger, rahn, bletz, geiss, bidmen, mase, bottich, hafen,* auch dem Mitteldeutschen nicht fremd sind.

Eine genaue Prüfung des mitteldeutschen Wortschatzes ergibt weiter, dass hier eine Menge Worte vorkommen, die aus dem Niederdeutschen stammen.

Um die Bevorzugung eines bestimmten Ausdrucks vor anderen synonymen Ausdrücken bei der Wortwahl der Schriftsprache zu erklären, genügt dem Verfasser nicht der einfache Hinweis auf den ostmitteldeutschen Ursprung des betreffenden Wortes; er bemerkt mit Recht, dass auch andere Worte als mitteldeutsche in die Schriftsprache aufgenommen worden sind und dass andererseits wieder eine Menge mitteldeutscher Worte keine Aufnahme

gefunden haben. Bei vielen Worten erkläre sich die Aufnahme daraus, dass sie dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen gemeinsam sind und somit eine grosse Verbreitung haben. Von den mitteldeutschen Worten werden in der Schriftsprache die, welche niederdeutscher Herkunft sind, wie Fremdworte überhaupt, besonders bevorzugt.

Den hauptsächlichen Faktor bei der Wortwahl der Schriftsprache hat man bekanntlich in der Autorität erblickt, welche Luthers Bibelsprache besass. Der Verfasser hält diese allgemeine Annahme für gewissermassen berechtigt, bemerkt aber, dass Luther seinerseits bei der Wortwahl sich keineswegs einfach an die heimische Mundart anschloss, sondern sich von bestimmten in den Kreisen der Gebildeten herrschenden Anschauungen leiten liess. Diese Gebildetensprache, welche schon in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. sich zu bilden begonnen habe und im 17. Jh. immer einheitlicher geworden sei, strebte nach einer feineren Ausdrucksweise und vermied grobmundartliche Ausdrücke und Worte von beschränkter Bedeutung. Der vorzugsweise mitteldeutsche Charakter der in den Städten und an den Höfen um sich greifendenden feineren Sprache erkläre sich aus dem hohen Ansehen der mitteldeutschen Fürstenhöfe und der hohen Kultur Mitteldeutschlands sowie aus der vermittelnden Stellung, welche das mitteldeutsche Dialektgebiet einnimmt. In dieser Gebildetensprache erblickt von Bahder die Hauptquelle der grossen Änderungen im Wortgebrauch des Frühneuhochdeutschen.

Aber es bleibt noch eine Anzahl von Fällen übrig, in welchen die oben angegebenen äusseren Gründe nicht hinreichend zu erklären vermögen, warum einer von mehreren mit einander konkurrierenden Ausdrücken den Sieg davongetragen hat. Es handelt sich dabei um innere Gründe, deren Erörterung den zweiten Teil des vorliegenden Buches ausmacht.

Die hier in Betracht kommenden Fälle werden in zwei verschiedene Gruppen eingeteilt. Die erstere wird durch solche Fälle gebildet, in denen das vordringende Wort eine grössere sinnliche Anschaulichkeit als das zurückweichende gewährt, die letztere wieder durch Fälle, in denen ein Wort über ein anderes siegt, weil es in einem deutlich zu erkennenden Zusammenhang mit anderen Worten steht, während das zurückgedrängte Synonymon für das Sprachbewusstsein keine etymologische Anknüpfung gestattet. Als Beispiel der ersteren Gruppe kann das Verbum *erschrecken* dienen, welches ursprünglich 'springen, auffahren machen' bedeutet und wegen dieser sinnlich anschaulichen Bedeutung vor dem älteren Synonymon ahd. *egisôn* bevorzugt wird.

Die zur letzteren Gruppe gehörenden Fälle werden z. B. durch das Wort *Stachel* illustriert, das in einem deutlich erkennbaren etymologischen Zusammenhang mit dem Verbum *stechen* steht und daher das undurchsichtige gemeingermanische Wort *Angel* (ahd. *angul*) verdrängt hat.

Der frühneuhochdeutsche Wortvorrat, den von Bahder unter den oben angegebenen Gesichtspunkten behandelt, ist recht umfangreich. Es hat nicht in seiner Absicht gelegen, die Geschichte der einzelnen Worte auf Grund eingehender selbständiger Forschung darzustellen. Für die ältere Geschichte der germanischen Wortformen hat er die üblichen etymologischen Hilfsbücher, besonders das Wörterbuch von Falk und Torp, zu Rate gezogen. Die interne Geschichte ist in grossen Zügen auf Grund der Glossare und der älteren neuhochdeutschen Wörterbücher entworfen und die Verbreitung der Worte mit Hülfe der vorhandenen Dialektlexica festgestellt worden. Die Voraussetzungen für die Darstellung von Bahders können sich in einzelnen Fällen dadurch etwas verschieben, dass einige von den Etymologien Falks und Torps recht unsicher und sogar unwahrscheinlich sind und dass die Angaben in solchen unzuverlässigen Wörterbüchern, wie in dem von Henisch, durch eine eingehende Prüfung in etwas anderes Licht gerückt werden können. Aber im grossen ganzen ist die Grundlage, auf welche die ganze Betrachtung sich stützt, doch so solid, dass die Ergebnisse durch die Änderung einiger Einzelheiten im wesentlichen unberührt bleiben. Das Bild, welches wir von dem Wortschatz der frühneuhochdeutschen Periode und der Entwicklung desselben gehabt haben, ist durch die Darstellung von Bahders in mehreren Punkten vervollständigt und berichtigt worden.

Was die von dem Verfasser hervorgehobenen inneren Triebkräfte betrifft, welche in dem Wettkampf zwischen synonymen Ausdrücken bestimmend sind, so sind sie ja auch früher nicht unbekannt gewesen. Die Bedeutung derselben für die allgemeine Sprachentwicklung ist ja z. B. von Behaghel betont worden. Es ist aber recht interessant, diese Prinzipien auf dem beschränkten Gebiet, welches in der vorliegenden Arbeit in Betracht kommt, eingehender zu beobachten. Allerdings sind diese Prinzipien nicht die einzigen, mit denen wir bei der Lösung des behandelten Problems zu rechnen haben.

Durch sein lehrreiches Buch hat von Bahder einen wertvollen Beitrag zur deutschen Wortgeschichte geliefert, der unsere Kenntnis von der frühneuhochdeutschen Periode erweitert hat.

Hugo Suolahti.

Karl Lokotsch, *Etymologisches Wörterbuch der amerikanischen (indianischen) Wörter im Deutschen* mit steter Berücksichtigung der englischen, spanischen und französischen Formen (= Germanische Bibliothek, begründet von W. Streitberg. I. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, IV. Reihe: Wörterbücher. 6. Band). Heidelberg, 1926. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 72 S.

Der amerikanische Ursprung der von Lokotsch zusammengestellten Fremdworte ist im grossen ganzen zwar bekannt gewesen, aber in den betreffenden Artikeln — es gibt deren 158 — wird genau angegeben, aus welcher Sprache der amerikanischen Eingeborenen das Fremdwort stammt, und die kulturgeschichtlichen Umstände, unter denen die Entlehnung stattfand, werden ebenfalls erörtert. Die Einleitung gibt eine lehrreiche Übersicht über die Sprachstämme und Dialekte der amerikanischen Ureinwohner.

Das Büchlein bildet also ein nützliches Supplement zu unserer Kenntnis der amerikanischen Fremdworte und Ortsnamen — diese letzteren nehmen unter den Artikeln einen bedeutenden Platz ein — und da alle aufgenommenen Worte kulturgeschichtlich interessant sind, kann das Etymologische Wörterbuch zugleich auch als Konversationswörterbuch dienen.

Hugo Suolahti.

Edwin Wilke, *Deutsche Wortkunde.* Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. Sechste, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1925. IX + 428 S. 8:o.

Wie das Vorwort besagt, ist das Buch Wilke's sowohl für den Schulunterricht als auch für den Selbstunterricht, namentlich bei der Vorbereitung auf die Mittelschullehrerprüfung, bestimmt. Von diesem Standpunkt aus will somit das Buch beurteilt werden, das also durchaus nicht mit dem Anspruch, etwas Neues zu bieten, auftritt.

Was den Plan der Arbeit betrifft, wäre zu sagen, dass Wilke manches bietet, was streng genommen in eine «Deutsche Wortkunde» kaum hineingehört (z. B. Ausführungen über den Ursprung der Sprache, Verschiedenes aus der Geschichte der deutschen Sprache). Auch ist Wilke viel zu geneigt, neben wichtigem Wissensstoff vom Standpunkt des von ihm ins Auge gefassten Leserkreises aus Nebensächliches zu bieten. Wilke hat fleissig und viel gelesen, aber leider hat er oft ohne genügende Kritik gelesen; so kommt es, dass er ohne klare Stellungnahme nebeneinander veraltete und neuere Ansichten referiert. Dadurch wird seine Darstellung, die ab und zu recht unterhaltend wäre, oft zu einem

planlosen Hin- und Herschweben. Gerade sein Leserkreis würde klare Referate über den heutigen Standpunkt der Wissenschaft brauchen, und zwar nur ihrer wichtigsten Ergebnisse. Nebensächliches, Unsicheres und Veraltetes hätte Wilke ausmerzen sollen.

Leider ist Wilke oft auch in der Wahl seiner Autoritäten recht unglücklich. So fällt es z. B. auf, dass er in dem Abschnitt «Vom Ursprung der Sprache» als Abschluss der Reihe seiner Autoritäten Ludwig Noiré und Max Müller nennt.

Noch weniger erfreulich ist aber, dass Wilkes Darstellung durchaus nicht immer zuverlässig ist. Teilweise beruht dies darauf, dass er sich auf veraltete Autoritäten stützt, teilweise darauf, dass er seine Quellen missverstanden hat. Niemand wird es Wilke sehr verübeln, dass er von der näheren Verwandtschaft des Samojedischen mit dem Finnisch-Ugrischen nichts weiss (S. 12). Weniger schön klingt es aber schon, wenn er Sanskrit durch «die Sprache der Weihe» übersetzt (S. 19). Manchmal lässt er sich direkt schauderhafte Entgleisungen zuschulden kommen (so z. B., wenn er S. 21 glaubt, bei Otfrid noch Reste des idg. beweglichen Akzents zu finden; vgl. auch ibid. die ungenauen Behauptungen über die Anfangsbetonung in den idg. Sprachen; ferner S. 71 die Definition des Lautwechsels u. manches andere).

Am Ende des Buches steht ein Schriftenverzeichnis, das leider auch manches zu wünschen übrig lässt. Die Auswahl der empfohlenen Werke ist keineswegs befriedigend. Was soll z. B. ein angehender Mittelschullehrer mit Grimms Geschichte der deutschen Sprache anfangen? Abgesehen davon, dass die empfohlenen Werke nicht immer auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehen, werden sonst empfehlenswerte Werke oft in alten Auflagen angeführt (so z. B. Braunes Ahd. Gr., Vietors Phonetik, Pauls Prinzipien). — Das Gotische steht unter Altdeutsch.

Das Buch Wilkes hat bereits 6. Auflagen erlebt. Dies beweist, dass er die Darstellung seinem Publikum interessant zu machen verstanden hat. Da auch die vorliegende Auflage kaum die letzte sein wird, wäre zu hoffen, dass das ganze Buch vor einer eventuellen Neuauflage von einem sattelfesten Germanisten durchgemustert und manches Überflüssige und Falsche entfernt wird.

Emil Öhmann.

Karel Titz, *La substitution des cas dans les pronoms français* (extrait des *Opera Facultatis Philosophicae Universitatis Masarykianae Brunensis,* fasc. 15). Brno 1926. 86 p. in-8°.

Dans cet intéressant mémoire, le professeur Titz essaie de prouver (avec succès, il me semble) que la substitution du cas

régime au cas sujet dans la déclinaison des pronoms en ancien français (ex.: *Cume celui ki ben faire le set* Rol. 427; *Ce n'a ie pas fait. Qui donc? Toi* Ren. XIV 118) remonte, dans la langue parlée, à l'époque prélittéraire, et que ce n'est que sous l'influence de la langue littéraire, issue peu à peu de l'entourage de la cour de France, que cette substitution, qui est en rapport étroit avec celle qui a eu lieu dans la déclinaison des substantifs et des adjectifs, a été retardée dans certains domaines dialectaux. M. Titz s'oppose, en particulier, à la théorie émise par M. G. Ebeling (*Probleme der romanischen Syntax,* I, Halle, 1905, pp. 162—175: *irons tornoiier moi et vos*) et adoptée par M. Wilhelm Meyer-Lübke, selon laquelle cette substitution serait due primitivement à une contamination avec la construction *entre—et,* qui demande naturellement un cas régime *(entre lui et moi > il et je > lui et moi).* Dans son étude M. Titz fait ressortir comment la substitution du cas régime au cas sujet se rencontre dès les textes les plus anciens, mais toujours plus abondamment chez les auteurs plus soustraits à l'influence francienne littéraire.

Dans un *Appendice* de quelques pages, l'auteur attire l'attention sur le fait que certaines de ses publications en langue tchèque sont demeurées inconnues des romanistes.

A. Wallensköld.

Friedrich Schürr, *Das altfranzösische Epos.* Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. München, Max Hueber, 1926. XX + 512 p. in-8°. Avec cinq planches hors texte. Prix: br. M. 14.—, rel. M. 16.—.

C'est un ouvrage fort intéressant que nous offre M. Schürr. En passant en revue les productions de l'épopée française du moyen âge, l'auteur essaie de nous donner une idée claire de l'évolution qui s'opère peu à peu dans la conception littéraire des conditions de la vie intellectuelle et matérielle de chaque époque. Pour l'auteur, l'époque littéraire la plus reculée, celle de la *Chanson de Roland* et des poèmes antérieurs éventuels, représente le *style gothique,* qui a trouvé dans l'architecture du moyen âge son expression bien connue.[1] Le style gothique littéraire, c'est la concentration autour d'une idée dominante et supérieure: la foi chrétienne, la patrie, la royauté. Les épisodes particuliers ne sont qu'un des moyens pour amener l'auditeur à cet état d'âme vaguement mystique et plein de langueur («Stimmung») qui est l'essence même du style gothique. Dans ce style il y a toujours une aspi-

[1] Les cinq planches qui se trouvent à la fin de l'ouvrage donnent des détails du développement architectural du *style gothique.*

ration vers l'au-delà, pareille à l'effet que produit sur l'œil la construction ogivale des cathédrales gothiques. L'auteur nous montre, par des analyses habiles, comment à ce style gothique se mêle peu à peu un élément plus matériel, un souci de réalisme dans les détails, comment à l'amour transcendant de l'Église succède l'amour courtois dans toutes ses formes. L'influence d'Ovide et de la littérature bas-latine se fait sentir de plus en plus. Enfin, l'épopée courtoise dégénère en des romans chevaleresques, remplis d'aventures extraordinaires et de banalités fatigantes.

Tout cela est exposé par l'auteur avec beaucoup de talent et un savoir remarquable. Il y a bien par-ci par-là des affirmations quelque peu contestables. Mais, en somme, l'ouvrage donne un aperçu raisonné, riche en idées d'une portée générale, sur la genèse et l'évolution de l'épopée française du moyen âge.

A. Wallensköld.

Karl Warnke, *Aus dem Esope der Marie de France.* Eine Auswahl von dreissig Stücken. (= Sammlung roman. Übungstexte, her. von A. Hilka und G. Rohlfs, IX.) Halle (Saale), Max Niemeyer, 1926. XII + 61 S. 8:o. Preis kart. M. 1.80.

Als neunte Nummer der neuen «Sammlung romanischer Übungstexte», deren erste und zweite Nummer in dieser Zeitschrift besprochen worden sind (Jahrg. 1926, S. 47—50), hat Professor Warnke eine Auswahl der Fabeln der Marie de France nach seiner grossen Ausgabe von 1898 veröffentlicht.

In der nur fünf Seiten langen Einleitung werden kurz die Herkunft und der Charakter des *Esope* der Marie de France behandelt, sowie einige Angaben über die vorliegende Auswahl gegeben. Dem Texte zugrunde liegt die Hs. London, Mus. Brit., Harl. 978 aus der Mitte des 13. Jahrh. (= *A*). Das Variantenverzeichnis ist vereinfacht. Die Besserungsvorschläge Toblers (in seinem in der Bibl. des roman. Seminars in Berlin aufbewahrten Handexemplar der grossen Ausgabe der Fabeln) und G. Cohns (Archiv CVI, S. 426 ff.) sind berücksichtigt worden, und die Abweichungen von dem Text der grossen Ausgabe werden im Variantenverzeichnis erwähnt.[1]

Die Auswahl besteht aus 28 Fabeln nebst dem Prologe und dem für die Feststellung der Autorschaft *(Marie ai num, si sui de France)* so wertvollen Epiloge. Als Anhang folgt der Prolog diplomatisch abgedruckt nach der Hs. *A*. Ein sorgfältig gemachtes Glossar schliesst das nützliche Werkchen ab.

A. Wallensköld.

[1] Rein orthographische Verbesserungen bleiben jedoch unerwähnt.

Ferdinand Brunot, *Histoire de la langue française des origines à 1900.* Tome VII: La propagation du français en France jusqu'à la fin de l'ancien régime. Paris, Libr. Armand Colin, 1926. 360 p. gr. in-8°. Prix: 50 fr.

Dans le septième tome de sa magistrale *Histoire de la langue française,* paru avant le tome VI, M. Brunot étudie, jusqu'à la fin de l'ancien régime, comment le français s'est propagé en France au XVIII[e] siècle, aux dépens aussi bien du latin que des patois et des idiomes hétérogènes (basque, roussillonnais, corse, breton, flamand, alsacien, lorrain allemand). L'auteur fait ici ce qu'il appelle (p. 3) de la «philologie sociologique». Il examine les événements de la vie intellectuelle, morale, pédagogique et matérielle qui ont pu contribuer à la propagation du français. Tout un nouveau côté de l'histoire de la civilisation française au XVIII[e] siècle se déroule ainsi devant nos yeux. D'un côté, le latin comme langue de l'érudition cède peu à peu le pas au français; de l'autre, dans l'administration, l'enseignement, l'industrie, un peu partout, le français tend à acquérir sa place d'organe centralisateur. M. Brunot termine ce beau volume par «quelques renseignements sur l'état linguistique [de la France] à la fin de l'ancien régime», où il est, entre autres, fait mention du bilinguisme, des provincialismes et du français régional de cette époque.

A. Wallensköld.

Kellerers Französische Ausgaben, Band 2: **Prosper Mérimée,** Mateo Falcone, hrsg. von **Karl Richter.** — Band 3: **Alfred de Vigny,** Laurette ou le cachet rouge, hrsg. von **Karl Richter.** — Band 4: **Victor Hugo,** Jean Valjean, hrsg. von **Fritz Baumann.** — München, Verlag Max Kellerer, 1925—26.

Aux éditions de textes français destinées à l'usage des classes s'ajoute depuis 1925 une nouvelle collection éditée sous la direction de M. Alfred Bernhard à Munich. Les volumes, mentionnés ci-dessus, de cette collection offrent aux élèves une lecture instructive et attrayante. La nouvelle vraiment classique de Prosper Mérimée donne un bon échantillon des qualités particulières de son auteur. De plus, ce conte corse a, dans tout son cruel réalisme, une valeur pédagogique qui n'est pas à méconnaître. L'histoire très romantique de Laurette, tirée de *Servitude et grandeur militaires,* peint «la grandeur passive» du soldat d'une manière qui, certainement, tiendra les jeunes élèves en haleine. L'extrait de Victor Hugo donne des épisodes bien choisis des

Misérables. Comme chaque volume ne contient que quelques dizaines de pages et que les textes sont choisis de façon à ne pas présenter trop de difficultés au point de vue de la langue, la lecture s'en fera assez vite pour maintenir l'intérêt de la classe. Les notes explicatives (en allemand) sont en général très succinctes, mais en assez grand nombre pour aider généreusement à la préparation des leçons. Les commentaires de M. Richter donnent souvent des indications concernant les étymas, ce qui augmente le mérite des volumes nº 2 et 3.

Voici quelques observations (sur des fautes d'impression, etc.) faites au cours d'une lecture rapide. Vol. 2, page 10, 20: *su*, lire *sur*; p. 22, 3: la valeur métrique d'une lieue commune est de *4 kilom. 444*; p. 22, 3: lire *nez aquilin.* — Vol. 3, page 20, 47: *ferrait*, lire *ferait*; p. 25, 62: *remplisait*, lire *remplissait*; p. 27, 68: *de fille adoptive*, ajouter l'adjectif possessif; p. 32, 9: [ekyitatsjɔ̃], lire [ekyitasjɔ̃]; p. 33, 13: *longeur*, lire *longueur*; p. 38, 53: *mècanique*, lire *mécanique.* — Vol. 4, page 12, 24: *buit*, lire *huit*; *connaisait*, lire *connaissait*; p. 31, 66: *arrêtè*, lire *arrêté*; p. 41, 41: *comme cella*, biffer une *l.* Pour ce volume 4, j'ajouterai que, selon mon expérience, il aurait fallu transcrire phonétiquement des mots comme *aspect, sourcil, balbutier, aiguiser, hélas* et d'autres encore qui présentent aux débutants des difficultés de prononciation.

Ewald Müller.

Max Müller, *Die französische Philosophie der Gegenwart.* Karlsruhe, Verlag G. Braun, 1926. 57 S. 8:o (32. Band der Sammlung «Wissen und Wirken». Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens. Herausgeber Priv.-Doz. Prof. Dr. E. Ungerer).

Ihrem Programm gemäss will die Sammlung «Wissen und Wirken» in kurzgefassten, abgeschlossenen Einzeldarstellungen Einblicke in die geistige Arbeit der Gegenwart auf den verschiedenen Wissens- und Lebensgebieten geben und dadurch dem oft in seinen Sonderinteressen befangenen Fachmann dazu verhelfen, seinen Gesichtskreis zu erweitern und der gemeinsamen Kulturziele der Menschheit bewusst zu werden. Diese Darstellungen sollen weder oberflächliche, bequeme «Popularisierungen», noch mit Fachausdrücken überladene Kompendien sein, sondern in schlichter Sprache geschriebene, die wesentlichen Gesichtspunkte hervorhebende und den Leser zum Mitdenken einladende «Einführungen».

Auf einigen Gebieten, z. B. in der Philosophie, bleibt besonders wegen der nationalen Isolierung das innerhalb eines Volkes geleistete geistige Schaffen und seine Eigenart dem ande-

ren, wenigstens den weiteren Kreisen, oft verborgen oder einseitig bekannt. Bisweilen fehlen geeignete Schriften, die die Bekanntschaft mit der fremden Gedankenwelt ermitteln könnten; so hat es an einer kurzgefassten deutschen Darstellung der zeitgenössischen französischen Philosophie gefehlt. Diesem Mangel abzuhelfen dient das obige Büchlein von Max Müller und zwar in vorzüglicher Weise. Es ist ursprünglich entstanden als Referat, das der Verfasser i. J. 1925 auf der 55. Tagung deutscher Schulmänner und Philologen erstattete. Mit sicherer Beherrschung des Gegenstandes und in lebendiger Form wird hier eine gedrängte Übersicht gegeben. Vorbildlich klar führt der Verfasser die Hauptrichtungen der französischen Philosophie der Gegenwart vor; besondere Beachtung widmet er dem Intuitionismus von Bergson, der ja beträchtlich auch auf das ausländische und nicht am wenigsten auf das deutsche Denken eingewirkt hat. Seine Verdienste werden verständnisvoll anerkannt, aber auch auf die bedenklichen Schwächen seiner Philosophie wird hingewiesen. Die Darstellung schliesst mit einer kurzen aber treffenden allgemeinen Charakteristik der gegenwärtigen französischen Philosophie. Für eingehenderes Studium ist zuletzt ein Literaturverzeichnis beigefügt.

Alles in allem: dieser Band der Sammlung «Wissen und Wirken» genügt in erwünschter Weise den obenangedeuteten programmatischen Anforderungen. *Erik Ahlman.*

Lorenz Morsbach, *Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucer-Zeit bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts.* Heidelberg, Carl Winter, 1923. XIV + 59 S. 8:o.

Hermann M. Flasdieck, *Mittelenglische Originalurkunden* (1405—1430). Heidelberg, Carl Winter, 1926. 110 S. 8:o.

In diesen beiden Werken, welche die Hefte 10 u. 11 der von Morsbach und Holthausen herausgegebenen «Alt- und Mittelenglischen Texte» bilden, werden ca. 40 mittelenglische Privaturkunden herausgegeben, grösstenteils zum ersten Mal. Von den Urkunden befinden sich einige im Privatbesitz Morsbachs. Inhaltlich sind die Sammlungen recht bunt: Verträge, Testamente, Zeugenaussagen usw., die manches Interessante über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Zeit mitteilen. Das Hauptinteresse liegt indessen auf sprachlichem Gebiete, da in den Urkunden zahlreiche Grafschaften vertreten sind und die genau datierten Schriftstücke manche Aufschlüsse über die provinziellen Schreibgewohnheiten in dieser überaus wichtigen Periode der englischen Sprachgeschichte ermöglichen.

Die beiden Herausgeber haben ihre mühevolle Arbeit ganz

vorzüglich ausgeführt. Der Druck ist sorgfältig und klar, und in kurzen Einleitungen und in Anmerkungen zu den einzelnen Urkunden werden die paläographischen, sprachlichen und sachlichen Erklärungen gegeben, welche für das Verständnis der Texte nötig sind. Morsbach fügt seinem Buche eine Tafel bei, welche Facsimile-Abbildungen von zwei in seinem Besitz befindlichen Urkunden (aus den Jahren 1445 und 1446) gibt.

U. Lindelöf.

Hermann M. Flasdieck, *John Brown (1715—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music.* Halle, Max Niemeyer, 1924. XII + 145 S. 8:o. (Studien z. engl. Philologie, LXVIII.)

Werner Leopold, *Die religiöse Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit.* Halle, Max Niemeyer, 1922. VIII + 114 S. 8:o. (Studien z. engl. Philologie, LXII.)

Flasdieck, einer der bedeutendsten jüngeren Vertreter der deutschen Anglistik, behandelt in einer Monographie einen vielseitigen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, der zu seiner Zeit sowohl in England wie im Auslande recht bekannt war, jetzt aber überhaupt nur selten erwähnt wird. Brown, ein Geistlicher der englischen Staatskirche, der in den literarischen Kreisen zahlreiche Verbindungen hatte, trat sowohl als — wenig bedeutender — Dichter auf, wie als politischer Schriftsteller moralisierender Tendenz. Sein bedeutendstes Werk ist wohl indessen die im Titel von Flasdiecks Buche erwähnte Dissertation on Poetry and Music, worin er auf das Verhältnis von Dichtung und Musik sowie auf die Entwicklung beider recht interessante historische und ethnologische Gesichtspunkte anlegt. Flasdieck schildert die Tätigkeit Browns, analysiert seine Schriften und stellt dieselben in den historischen Zusammenhang ein. Das ebenso gelehrte wie stilistisch ansprechende Werk ist der höchsten Anerkennung wert.

Leopold behandelt in seiner Abhandlung Carlyles Aufsatz «State of German Literature» (1827). Der Aufsatz wurde kurz nach Carlyles religiöser «Bekehrung» (1826) geschrieben, durch welche er nach langen Kämpfen zu innerer Klarheit kam, nicht am wenigsten unter dem Eindruck seines Studiums der deutschen Literatur, zumal der Werke Goethes. In dem Aufsatz, den Leopold einer eingehenden inhaltlichen und stilistischen Analyse unterwirft, treten die charakteristischen Züge des Predigers oder Propheten Carlyle zum ersten Male deutlich hervor. Auch ein Leser, der in bezug auf Carlyles Persönlichkeit nicht in allen Dingen die Begeisterung des Verfassers teilen kann, wird die schön geschriebene Abhandlung mit Interesse lesen. *U. Lindelöf.*

Walter F. Schirmer, *Antike, Renaissance und Puritanismus.* München, Max Hueber, 1924. IX + 233 S. gr. 8:o.

Nach einer Einleitung, in der der allgemeine Charakter und das historische Auftreten des englischen Puritanismus dargelegt werden, behandelt Schirmer in fünf Kapiteln: Die Verwendung der klassichen Mythologie; die humanistische Kultur; Antike und christliche Kultur; Puritanismus und Drama, und Puritanische Literatur. Die Untersuchung ist breit angelegt und gründet sich auf ausgedehnte Literaturkenntnis. Historische und theologische sowie eigentlich literarische Seiten des Problems werden vorgeführt und diskutiert. Auch Parallelen aus anderen Ländern und Epochen werden zum Vergleich herangezogen. Bei der grossen Fülle des Materials wäre eine etwas schärfere Zusammenfassung der Hauptgedanken und Ergebnisse am Ende des Buches entschieden von Nutzen gewesen. Jedenfalls bietet das Werk dem Literar- und Kulturhistoriker reiche Anregung und vielfache Belehrung. *U. Lindelöf.*

G. Wendt, *Grammatik des heutigen Englisch.* Heidelberg, Carl Winter, 1922. VII + 309 S. 8:o.

Wendts Grammatik ist in der Hauptsache eine gekürzte Bearbeitung seiner zweibändigen «Syntax des heutigen Englisch». Die Grammatik ist ein Handbuch für Lehrer und Studierende, kein Schulbuch. Bekanntlich hat aber Wendt in seiner «Englischen Grammatik für Oberklassen» die Ergebnisse seiner vieljährigen Studien und pädagogischen Erfahrungen auch für den höheren Schulunterricht nutzbar gemacht. Die charakteristischen Eigenheiten der Wendtschen Bücher dürften allgemein bekannt sein. Der Rez. findet die räsonnierenden Teile derselben im allgemeinen etwas zu kurz und knapp. Über den grossen Wert der sehr reichhaltigen, zum grössten Teil auf eigener Lektüre des Verfassers beruhenden Sammlungen von Beispielen aus dem modernen englischen Sprachgebrauch kann aber nur ein Urteil herrschen. *U. Lindelöf.*

Percy Bysshe Shelley, *Select Poetry and Prose.* Edited, with Notes and a Glossary, by **Richard Ackermann.** Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg, 1924. VIII + 79 + 45 S. 8:o.

Dieses Bändchen (N:o 70 von Diesterwegs Neusprachlichen Reformausgaben) gibt eine gute Auswahl von Shelley's bekanntesten Dichtungen, von denen die meisten wohl in allen bedeutenderen Anthologien zu finden sind, und ausserdem, was besonders

dankenswert ist, mehrere schöne und für die Lebensauffassung sowie für den Stil des Dichters sehr repräsentative Auszüge aus seinen Prosaschriften. In einem besonderen Hefte folgen einige kurze Sachnotizen und vor allem zahlreiche Worterklärungen zu den Stücken. Das nützliche Buch ist überhaupt sorgfältig ausgearbeitet. Ein irreführender Druckfehler ist S. 27, Vers 14: Thou f. To. *U. Lindelöf.*

Wilhelm Dibelius, *Charles Dickens.* Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1926. XIV + 527 p. 8°.

In his great and well-known work on Dickens, of which the first edition appeared in 1916, Dibelius, on the basis of his profound study of the English novel (Englische Romankunst, Berlin 1910), makes it his task to assign Dickens his proper place in the history of English civilization and in the history of English literature.

As an introduction Dibelius gives us an exceedingly detailed account of the religious, political and social conditions in England about 1830. The sixth chapter he devotes to the social state of England about the year 1843. He states that Dickens was a Liberal, even a Radical, though he was also greatly influenced by the ideas and interests of the Conservatives. But the legend of Dickens as a great social reformer he declares entirely unfounded. Dickens has fought on the side of the Radicals, and he has found ready listeners everywhere, owing to his immense popularity, yet he has been neither a prophet nor a leader. But he has succeeded in helping to smooth the way between the higher and lower classes. Through his novels, read by high and low alike, he awakened the interest of the rich in the life and labours of the poor, and at the same time raised the lower classes culturally by interesting them in literature.

To gain his other and chief aim, that of the historian of literature, Dibelius follows all the innumerable threads that connect the work of Dickens with that of his predecessors. He finds scarcely a type, scarcely a theme in Dickens's novels, which has not occurred in some form or other in literature before him. He finds parallels to Dickens's characters in the figures of the old melodramas, the farces and the comedies. He explains the monstrous, uncouth characters, like Quilp, Mrs Pipchin and Uriah Heep, as reminiscences from the fairy-tales told to Dickens in his childhood, and kept alive by the boy's unusually vivid imagination. Dibelius shows Dickens's novel to be a mixture of Fielding's novel of adventure and Richardson's novel of sentiment. Dickens

thus mostly follows literary tradition, he borrows characters, themes and situations, but he moulds them all anew. He makes old types modern, and impregnates everything with his humour, and with that phantastic realism so characteristic of him.

Like most other literary critics, Dibelius finds many faults with Dickens, which only goes to prove the truth of the saying that Dickens is hard to judge but easy to enjoy.

B. Solitander.

Eingesandte Literatur.

Jean Audiau, Les Troubadours et l'Angleterre. Contribution à l'étude des poètes anglais de l'amour (XIII^e^ et XIV^e^ siècles). Nouvelle édition revue et complétée. Paris, J. Vrin, 1926. 137 p. 16:o. — Dans le premier chapitre, intitulé «Les troubadours et l'Angleterre», M. A. signale le séjour en Angleterre des troubadours Bernart de Ventadour et Savaric de Mauléon (à vrai dire, la présence de celui-là en Angleterre n'est pas entièrement assurée) et fait valoir l'importance d'Eléonore d'Aquitaine dans la propagation des idées courtoises. L'auteur consacre le deuxième chapitre à «L'influence des troubadours en Angleterre, avant Chaucer et Gower», et le troisième à «Chaucer et Gower, imitateurs des troubadours», et conclut que «les troubadours ont exercé sur les poètes d'Angleterre une influence aussi réelle que sur les autres littératures de l'Europe», et que, particulièrement, «Chaucer et Gower ont connu les théories amoureuses des troubadours». Mais ont-ils puisé directement dans les chansonniers provençaux, ou se sont-ils simplement inspirés des chansons des trouvères et des sonnets de Pétrarque? M. A. penche pour la première alternative. En réalité, il serait aussi facile de soutenir l'autre. Les rapprochements que M. A. fait entre certains textes méridionaux et insulaires ne prouvent pas d'une manière incontestable une imitation directe, d'autant qu'ils portent pour la plupart sur des lieux communs. M. A. considère d'ailleurs sans discussion certains textes français conservés dans des manuscrits de facture anglaise comme d'origine insulaire, ce qui paraît contestable, tout au moins pour certains d'entre eux. En tout cas, le livre de M. A. donne un excellent exposé de l'influence des troubadours sur la littérature d'Angleterre, que cette influence se soit exercée directement ou par des intermédiaires. — *A. Långfors.*

Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. Nouvelle édition, revue et augmentée. Paris, Libr. H. Champion, 1926. LVI + 332 p. gr. in-8°. Prix: broché, fr. 50.—.

Claude Dalbanne, Livres à gravures imprimés à Lyon au XV^e siècle: Les subtiles fables d'Ésope. Notice par *J. Bastin*. Étude sur l'illustration des fables, par *C. Dalbanne* et *E. Droz*. Association Guillaume Le Roy, Lyon. Charles Eggimann, Paris, 1926. 187 p. 4:o. 192 gravures. — M^lle J. Bastin a mis en tête de cette superbe édition une étude sur Julien Macho, docteur en théologie, moine des Augustins de Lyon, dont l'activité se déploya pendant le dernier quart du XV^e siècle. A cette époque, l'humaniste Henri Steinhöwel, médecin à Ulm, venait de réunir d'antiques apologues latins. L'Ésope de Steinhöwel fut presque immédiatement après sa parution traduit en français par Julien Macho et imprimé à Lyon par Nicolas Philippe et Marc Reinhard le 26 août 1480. A la reproduction de cette édition M. C. Dalbanne et M^lle E. Droz ont joint une étude sur la tradition iconographique qui se manifeste dans les illustrations des fables. — *A. Långfors.*

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe, 9. Band: *Melitta Gerhard*, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes 'Wilhelm Meister'. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1926. VIII+175 S. Preis: geh. M. 7.50, geb. M. 9.—.

Französische und englische Schulbibliothek, A, Nr. 224: *R. L. Stevenson*, New Arabian Nights (Auswahl), hrsg. von *P. Wentzel*. VI+100 S. — Nr. 225: The Comic and Humoristic Reciter, Prose and Verse, hrsg. von *A. Herrmann*. — Nr. 226: Tales of Fairy Times, erklärt von *H. Gade*. — B, Nr. 38: Extrait des classiques français, II. *Molière*, L'Avare — Les Femmes savantes, hrsg. von *J. Simon*. 8:o. Gebunden. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1927.

Germanische Bibliothek, 1. Abt., 1. Reihe, 16: *M. J. Van der Meer*, Historische Grammatik der niederländischen Sprache, 1. Band: Einleitung und Lautlehre. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1927. CLIII+353 S. 8:o. Preis: geh. M. 16.—, geb. M. 18.—.

Hans Hallier-Schleiden, Mit den Nordmännern um die Erde. Sprachgeschichtliche Wikingerfahrten. Inhalt: 1. Vom Eichhörnchen. Mit zwei Wörterstammbäumen. — 2. Arier und Germanen. — 3. Vater, Mutter, Schwestern, Brüder. — 4. Malaiische Schnadahipfln. — 5. Sprachreinigung. Oegstgeest bei Leiden, im Selbstverlag des Verfassers, 1926. 96 S. 8:o. Preis: holl. fl. 3.—, nur innerhalb Deutschlands M. 5.—.

Paul Hankamer, Die Sprache, ihr Begriff und ihre Bedeutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Frage der literaturhistorischen Gliederung des Zeitraums. Bonn, Friedrich Cohen, 1927. 16+208 S. 8:o. Preis: geh. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Indogermanische Bibliothek, Erste Abteilung, 11. Reihe, Wörterbücher, 3: *Karl Lokotsch*, Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientali-

schen Ursprungs. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1927. 243 S. 8:o. Preis: geh. M. 13.—, geb. M. 15.—.

Jahrbuch für Philologie, hrsg. von *V. Klemperer* und *E. Lerch*, II. München, Max Hueber, 1927. 328 S. 8:o. Preis: geh. M. 12.—, geb. M. 14.50.

Le Kalevala, épopée nationale de la Finlande. Paris, L'Édition d'art H. Piazza, 1926. 248 p. 16:o. Ce texte, comprenant dix-neuf extraits des chants les plus importants du *Kalevala*, a été établi d'après la traduction de Léouzon le Duc par M. Charles Guyot qui a signé l'introduction et mis à la suite des extraits quelques notes explicatives. L'ornementation de ce beau volume, dont il existe un tirage de luxe à cinq cents exemplaires numérotés sur papier Japon, a été spécialement exécutée par M. Paul de Pidoll.

V. Klemperer, Die moderne französische Prosa (1870—1920). Studie und erläuterte Texte. 2. vermehrte Auflage (Teubners philologische Studienbücher). Leipzig—Berlin, 1926. 386 S. 8:o. Preis: geh. M. 6.—, geb. M. 8.—. — «L'introduction à la prose française moderne» mise en tête de cette anthologie se divise en deux chapitres: 1. «Coup d'œil général», et 2. «Les tendances et leurs représentants». Les textes sont classés en cinq sections: I. «Science et doutes» (Taine, Renan, les Goncourt, Zola, A. France, H. de Régnier). II. «Décadence et tâtonnements» (Huysmans, P. Adam, Amiel, Bourget, E.-M. de Vogüé, Brunetière). III. «Élan vital» (Bergson, A. Mercereau, comtesse de Noailles, Ch.-L. Philippe, R. Rolland, Suarès, Apollinaire, Vildrac, Gide, Péguy). IV. «Religion nationale» (Léon Bloy, Jammes, Claudel, E. Psichari, Barrès, Lasserre, Seillière, Maurras). V. «La guerre» (H. Bordeaux, Barbusse, Duhamel, Dorgelès). VI. «Nouveau classicisme» (Ghéon, Baumann, Proust). Un appendice donne des morceaux de Gobineau, R. de Gourmont, R. Martin du Gard, J. Romains, L. Hémon, Jacques Rivière, A. Thibaudet, P. Valéry.

Ch.-V. Langlois, La Vie en France au moyen âge, III: La connaissance de la nature et du monde d'après des écrits français à l'usage des laïcs. Paris, Librairie Hachette, 1927. XXXI+399 p., 16:o colombier, avec 12 planches hors texte d'après les monuments originaux du temps. Prix: broché, 35 fr.

Natan Lindqvist, Bjärka-Säby Ortnamn, I. Stockholm, Svenska Kyrkans Diakonstyrelses Förlag, 1926. 488 S. 4:o.

Marguerite Lips, Le style indirect libre. Paris, Payot, 1926. 240 p. 8:o.

Francisco de B. Moll, Comentarios a la reforma de la Real Academia Española. Conferencia de divulgación, dada en el salón de actos de la Sociedad «Fomento del Civismo» el 20 de diciembre de 1926 (Extraído del semenario *La Vanguardia Balear*). Palma de Mallorca, Tip. F. Soler, 1927. 76 p. 16:o.

Kr. Nyrop, Études de grammaire française (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser, XII, 2). København, 1927. 59 p. 8:o. — 24. Notes lexicographiques et morphologiques: sur *aspi* (diminutif familier d'«aspirant»), *avoir besoin* («*que* j'ai besoin»), *barbière* (féminin de «barbier»), *bec de gaz* («tomber sur un bec de gaz» au sens de «n'avoir pas de chance»), *bonhomme* (pluriel *des bonhommes*, «des soldats», etc.), *chauffard* (péjoratif, «écraseur»), *chefesse*, *chevalière* (ce dernier féminin chez Victor Hugo), *cinéaste*, *cinégraphiste*, *ciné-roman* (aussi *roman-ciné*), *compagnonne*, *conclué* (barbarisme pour *conclu*), *débarquer* (au sens de faire tomber un ministre), *depuis cinquante et des* (cf. «en dix-huit cent quatre-vingts et quelques»), *dor* (agglutination «du dor», pour «de l'or», chez Molière et, dernièrement, chez Paul Fort), *Ersatz* (mot allemand mis à la mode par les journaux, pendant la guerre), *flap* (onomatopée), *gendelettrie* (formation plaisante de Clément Vautel), *gueux*, *gueuse*, *ille* (dialectal pour *il*), *intégrer* (néologisme philosophique), *minuinette* (formé sur *midinette*, pour désigner les girls de music-hall), *moto* (abréviation de «motocyclette»), *mouton*, *moutonne*, *musicâtre*, *œil de perdrix* (nom de couleur), *poigner* (barbarisme pour «poindre»), *protescul* (péjoratif pour «protestant», provenant du jargon des collégiens), *radicaillon*, *réaliser* (anglicisme, au sens de «comprendre»), *régate* (cravate nouée en nœud long), *reste-assis* (terme d'injure, «fainéant»), *sans-filiste*, *tatillon*, *tatillonne*, etc. — 25. *Folie*, «maison de plaisance», provient de l'anc. fr. *foillie* «feuillée», et non de *folie*, «démence». — 26. Préposition et régime. Exemples de l'hiatus du type: «De une heure à deux»; de la séparation de la préposition d'avec son régime, p. ex. «Avec, au préalable, excuse publique devant le portrait de Son Altesse» (Stendhal, *La Chartreuse de Parme*, II, 16); de groupes prépositionnels: «c'est pour dans huit jours»; de prépositions introduisant toute une proposition: «Je réservais ça pour quand tu serais grand» (H. Lavedan), etc. — 27. La locution *avec ça*. Cette locution se trouve dans des emplois différents, dont le plus moderne est celui d'une protestation ironique: «Avec ça que tu n'es pas heureuse!» (au sens de: «Bien sûr que tu es heureuse»). M. André Thérive écrit dans les *Nouvelles littéraires* du 9 avril: «*Avec ça!* est devenu une affirmation dubitative. *Il n'a pas fait fortune. Oh! avec ça!* et signifie *Si!* ... Au début on a dû penser: *avec des circonstances si favorables, je crois le fait impossible.* Il ne subsiste plus qu'une idée de doute, ou de rectification.» — 28. La préposition *en*.

Kleinere Dichtungen *Konrads von Würzburg*, hrsg. von *Edward Sievers*, I: Der Welt Lohn. Das Herzmaere. Heinrich von Kempten. 1924. XXIV+72 S. Preis: geh. M. 2.—. II: Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes. 1925. XII+76 S. Preis: geh. M. 2.—. III. Die

Klage der Kunst. Leiche Lieder und Sprüche. 1926. XII+72 S. Preis: geh. M. 2.70. 8:o. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Teubners kleine Auslandtexte für höhere Lehranstalten. Abteilung I: Grossbritannien und die Vereinigten Staaten, hrsg. von *W. Hübner*. Nr. 5. England's Economic Development during the nineteenth Century. 55 S. Preis: M. 1.—. — Nr. 9. English Philosophical Speculation, zusammengestellt von *W. Lühr*. 46 S. Preis: M. —.80. — Nr. 8. English Statesmen, zusammengestellt von *F. Weltzien*. 32 S. Preis: M. —.60. — Nr. 20. American Mind, Men and Manners, zusammengestellt von *J. Ehlers* und *F. Weltzien*. 45 S. Preis: M. —.80. — Nr. 23. Problems of the British Empire, zusammengestellt von *W. Franke*. 64 S. Preis: M. 1.—. — Nr. 24. Sport and Games in England, zusammengestellt von *C. Bauer*. 37 S. Preis: M. —.80. — Nr. 25. Conservatism and Liberalism, zusammengestellt von *F. Wenzel*. 40 S. Preis: M. —.80. — Nr. 26. American Industry, zusammengestellt von *F. Kellermann*. 43 S. Preis: M. —.80. — Nr. 27. The Homes of England, zusammengestellt von *Elsa Brause*. 38 S. Preis: M. —.80. — 8:o, kartonniert. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. — Eine Besprechung der zuerst erschienenen Hefte dieser Sammlung ist in den Neuphilologischen Mitteilungen 1923 (S. 130) erschienen. Wie aus dem den Heften beiliegenden Prospekt hervorgeht, soll jetzt auch der Ausbau einer «Literarischen Reihe» vom Verlag in Angriff genommen werden. Eine leichtverständliche Übersicht aus der Feder eines modernen Schriftstellers soll am Anfang jedes Heftes eine Übersicht über die Zeitlage geben, der dann einige gut ausgewählte Proben aus der Dichtung der Zeit angereiht werden.

Teubners spanische und hispano-spanische Studienbücherei, hrsg. von *F. Krüger*: *Ernst Werner*, Blütenlese der älteren spanischen Literatur. 1926. XII+180 S. Preis: kart. M. 6.80. — *J. F. Montesinos*, Die moderne spanische Dichtung. VIII+214 S. 8:o. 1927. Preis: kart. M. 7.60. — Teubners spanische und hispanoamerikanische Textausgaben, Heft 6: *R. de Mesonero Romanos*, Auswahl aus Escenas matritenses, mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von *P. Haberland*. 56 S. 8:o. Preis: kart. M. 1.20. Leipzig und Berlin.

E. Walberg, Guernes de Pont-Sainte-Maxence et la «légende de Becket» (extrait de Mélanges de philologie offerts à M. J. Vising, p. 123—45).

— — Jean de Salisbury, biographe de Thomas Becket. Modèle ou copie? (extrait des Mélanges Antoine Thomas). 10 p.

Erich Weltzien, Die Gebärden der Furcht in Thomas Hardys Wessexromanen. Berlin, Buchdruckerei Willfried Deyhle, G. m. b. H., 1927. 53 S. 8:o.

Priester Wernhers Maria, Bruchstücke und Umarbeitungen, herausgegeben von *Carl Wesle*. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1927. 324 S. 8:o. Preis: geh. M. 20.—.

Schriftenaustausch.

Acta et commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis), B. Humaniora, VII—IX (1926).

Atti del Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, LXIX—LXXXV (1909—1926).

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VIe Reeks Deel V (1927), 1—2.

Kurt Böge, Eine Untersuchung über praktische Intelligenz. Diss. Hamburg, 1926. 140 S. 8:o.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XIV (1926), 5.

Theodor Fr. Böttiger, Das Einströmen des Nationalgefühls in Hamburg während der Franzosenzeit (1804—1814). Diss. Hamburg, 1926. 167 S. 8:o.

«Ce fastu?», III (1927), 1—2.

Heinrich Dähnhardt, Joseph Görres' politische Frühentwicklung (1776—1805). Ein Beitrag zur Vorgeschichte des politischen Katholicismus in Deutschland. Diss. Hamburg, 1926. 67 S. 8:o.

Heinrich Geffert, Das Bildungsideal im Werk Hermann Hesses. Eine erziehungswissenschaftliche Studie. Diss. Hamburg, 1927. 107 S. 8:o.

Hamburgische Universität. Reden, gehalten bei der Feier des Rektorwechsels am 8. November 1926. Hamburg, C. Boysen, 1926. 45 S. 8:o.

Iberica, VI (1927), 3—4.

Peter Jensen, Die nordfriesische Sprache der Wiedingharde. Diss. Hamburg, 1925. 151 S. 8:o.

Les Langues Modernes, XXV (1927), 1.

Leuvensche Bijdragen, XVIII (1926), 2—3.

Literis, IV (1927), 1.

Bella Martens, Meister Francke. Diss. Hamburg, 1927. 39 S. 4:o.

Moderna Språk, XXI (1927), 1—4.

Modern Language Notes, XLII (1927), 2—3.

Modern Languages, VIII (1927), 2—4.

Museum, XXXIV (1927), 5—7.

Namn och Bygd, XIV (1926), 3—4.

Die Neueren Sprachen, XXXIV (1926), 7.

Nysvenska Studier, VII (1927), 1—4.

Opera Facultatis Philosophicae Universitatis Masarykianae Brunensis, 17: *Václav Vondrák*, Vývoj současného spisovného českého jazyka, 1926. — 19: *Fr. Travníček*, Příspěvky k dějinám českého jazyka, 1927.

Publications of the Modern Language Association of America, XLI (1926), 4, XLII (1927), 1.

Revista de filologia española, XIII (1926), 3.

Revue des études hongroises et finno-ougriennes, IV (1926), 1—4.

Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, VII (1926), 3. — *Dolfo Zorzút*, Sot la nape ... (I Racconti del popolo Friulano), III (Commissione per lo studio delle tradizioni popolari Friulane della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli). Udine, 1927.

Hermann Röver, Die Hamburgischen Maler Otto Wagenfeldt und Joachim Luhn und ihre Schule. Diss. Hamburg, 1926. 121 S. 8:o.

Slavia, V (1927), 3.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning utgivne af Det Filologisk-Historiske Samfund. Nr. 140: *Poul Helms*, Den græske Naturfilosofi indtil Sofisterne. — Nr. 141. *Hartvig Frisch*, Sofisten Protagoras. — Nr. 142. *Chr. Sarauw*, Nedertysk. En Indledning til Sprogets Historie. Med et Forord af *L. L. Hammerich*. — Nr. 143. *William Thalbitzer*, Eskimoernes kultiske Guddomme. 1926.

Hans Thüme, Beiträge zur Geschichte des Geniebegriffes in England. Diss. Hamburg, 1927. 103 S. 8:o.

University of Illinois Studies in Language and Literature, XI, 2 (1926): *Harold Newcomb Hillebrand*, The Child Actors, ch. VII sq.

Virittäjä, XXXI (1927), 1—3.

Johannes Wilken, Die niederdeutschen evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts als Quelle zur deutschen Kulturgeschichte. Diss. Hamburg, 1927. 91 S. 8:o.

Mitteilungen.

Einheimische Veröffentlichungen: *Pekka Katara*, Mittelniederdeutsche Predigtfragmente aus einer Handschrift der Universitätsbibliothek zu Helsingfors (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B, XX, 3). Helsingfors, 1926. IV+100 S. 8:o. — *Holger Petersen*, Destrees, frère chartreux et poète du temps de Marguerite d'Autriche (Societatis Scientiarum Fennicae Commentationes Humanarum Litterarum, I, 8), 168 p. 8:o.

Veröffentlichungen einheimischer Autoren im Auslande: Les Chansons de Thibaut de Champagne, roi de Navarre, édition critique publiée par *A. Wallensköld*, 390 p.; Recueil général des jeux-partis français, I—II, publié par *Arthur Långfors*, avec le concours de A. Jeanroy et L. Brandin, 815 p. (Société des anciens textes français, Paris).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, Notes sur deux manuscrits de la librairie de Charles V; Bespr. von E. Ulrix, Les chansons inédites du ms. fr. 844 de la Bibliothèque nationale, à Paris; Les chansons du trouvère artésien Adam de Givenchi, und Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch, in *Romania*, LII, 365—6, 385—8, 391—5. In Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas: *A. Långfors*, Le modèle du reviseur du chansonnier provençal *L*; *A. Wallensköld*, Lat. *puellicella > fr. *pucelle*.

Ferienkurse im Auslande. — *Universität Innsbruck*, 1. bis 13. August. — *Université de Dijon*, du 15 juin au 31 octobre. — *Hamburg*, spanischer Ferienkurs, 21. Juli bis 10. August. — *Université de Lille*, cours de vacances à Boulogne-sur-Mer, Calais, Dunkerque, du 18 juillet au 27 août. — *Madrid*, 11. Juli bis 6. August. — *Université de Paris*, Faculté des Lettres: Les cours de phonétique française organisés durant les vacances par l'Institut de phonétique, à l'usage des étrangers, auront lieu en deux séries indépendantes: du 18 juillet au 6 août et du 8 au 27 août. — *Strasbourg*, du 1er juillet à fin septembre. Section A: Enseignement de la langue, la littérature et la civilisation françaises. Section B: Enseignement de l'allemand pratique; étude de l'Allemagne historique et contemporaine.

Berichtigung.

Auf Seite 5, Zeile 7 von unten ist mir ein Irrtum untergelaufen. Es war zu verweisen auf DWB III, 364 unter '*eisem*' und auf Müller-Fraureuth I, 288. Das Wort ist alt; vgl. Lexer I, 534. Im Schlesischen verzeichnet die Kernchronik 720 *esem* = sich übel gebärden: 'stell dich doch nicht so esem; ein esem Kerl'. Hieraus hat Frisch geschöpft I, 276a. Auch Schmeller I, 157, 162 wäre zu nennen. Aus dem Schlesischen ist mir der Wortlaut nicht mehr bekannt.

Breslau. *Georg Schoppe.*

Études sur l'ancienne poésie provençale.

Deuxième article.

Troubadours et Jongleurs. — La condition de l'homme de lettres dans le Midi de la France au XII^e^ et au XIII^e^ siècles.

I. Comment se recrutaient jongleurs et troubadours, p. 129. — II. En quoi ils diffèrent et se ressemblent, p. 132. — III. Vie décriée des jongleurs; le «sirventés joglaresc», p. 136. — IV. Effort des troubadours et ménestrels pour se faire dans la société une place plus honorable; pourquoi cet effort échoue au Midi et aboutit au Nord; du ménestrel se dégage enfin l'homme de lettres, p. 140.

I

Le métier de troubadour ou de jongleur n'était pas de ceux qui se transmettaient, comme un héritage, de père en fils; cette aventureuse corporation se renouvelait constamment par les plus capricieux afflux. On a classé, d'après leur origine, les cent et quelques poètes méridionaux dont nous possédons une biographie — la mention de leur condition n'y manquant presque jamais[1] — et on a trouvé piquant de constater qu'il y avait parmi eux cinq rois, deux princes et deux évêques.[2] Mais ce résultat est plus paradoxal en apparence qu'en réalité: il eût fallu commencer en effet par distinguer les amateurs, rimant par goût ou snobisme, des professionnels, se faisant de leur talent un gagne-pain, et c'est de ceux-ci seulement qu'il y a quelque intérêt à connaître l'origine.

Cette origine ne laisse pas au reste, en bien des cas, d'être assez surprenante: si une quinzaine d'entre eux étaient

[1] A. Stimming dans le *Grundriss der rom. Phil.* de Gröber, II, 2^e^ partie, p. 17 ss.

[2] C'est bien un évêque de Clermont, Robert (1195—1227), qui échangea avec son parent le Dauphin d'Auvergne des sirventés et «coblas» satiriques; mais il n'est pas démontré que le personnage dénommé *Vesque de Bazas*, auteur d'une chanson fort profane (*Revue des l. rom.*, XXXIV, 10) fût réellement évêque; ce pouvait être un sobriquet devenu nom de famille.

fils de bourgeois, de marchands ou d'artisans, une vingtaine au moins appartenaient à la noblesse, principalement à la noblesse pauvre, si nombreuse dans le Midi.[1] Les uns comme les autres avaient dû passer par les écoles, où se coudoyaient les cadets de famille, dont le droit au titre de *miles* était la seule richesse, et des fils de commerçants aisés, aspirant également à la possession d'un bénéfice: l'exercice de leur art supposait en effet certaines connaissances techniques, celle de la musique et de la versification, la pratique de la lecture et de l'écriture; on rencontre même, chez quelques-uns, des réminiscences précises des livres saints et de quelques auteurs profanes.[2] De beaucoup d'entre eux il nous est dit en effet qu'ils fréquentèrent les écoles; certains s'étaient vite lassés des études, les uns, comme Arnaut de Mareuil, parce qu'il n'en espéraient pas un profit suffisant, d'autres, comme Gausbert de Puycibot et Peire Cardinal, «pour faire la volonté d'une femme», ou «parce qu'ils s'étaient entichés de la vanité du siècle»;[3] certains avaient poussé plus loin, étaient devenus clercs, réguliers ou séculiers, et avaient quitté, pour la libre vie du jongleur, leurs ouailles ou leur monastère. Il est évident en effet que, la plupart du temps au moins, il fallait opter: quand Peire Rogier se décida à fréquenter les cours, il abandonna son canonicat de Clermont;[4] Gui d'Ussel avait essayé de conserver le sien tout en faisant des chansons, mais il dut s'incliner devant l'interdiction formelle d'un légat.[5] Ce tour de force réussit au seul moine de Montaudon, qui «était fort honoré des grands et avait d'eux tout ce qu'il voulait», mais «rapportait tout à son monastère», et qui obtint

[1] Pour neuf d'entre eux ce renseignement nous est expressément donné.

[2] Chabaneau, *Biographies des Troubadours*, Toulouse 1885 (Extrait de l'*Histoire de Languedoc*, éd. Privat, t. X, p. 12).

[3] *Op. cit.*, p. 49 et 62.

[4] *Op. cit.*, p. 53.

[5] *Op. cit.*, p. 40. Il s'agit évidemment d'un de ces légats chargés de veiller à la répression de l'hérésie et à la réforme du clergé, comme il y en eut beaucoup dans le Midi au début du XIII^e^ siècle.

de son abbé la permission de continuer une vie si profitable à son ordre.[1]

La seule classe qui, à notre connaissance, n'ait produit aucun troubadour, est celle des vilains; de trois ou quatre seulement il nous est dit qu'ils étaient *de paubra generacio*; cela confirme bien ce qui a été dit plus haut: il fallait, pour courir les risques du métier, un embryon d'instruction que les fils de vilains ne pouvaient guère recevoir; ils étaient de plus, comme leurs parents, attachés à la terre.

Les troubadours et jongleurs étaient en somme, en grande majorité, des déclassés, venus de tous les points de l'horizon, qui avaient quitté les sentiers battus, poussés par la misère, l'amour des aventures ou l'espoir de faire une brillante fortune. Cet espoir, nous le verrons, n'était pas toujours déçu: plus d'un, après de très humbles débuts — tel le chansonnier qu'un bon vent porte des cabarets de Montmartre au fauteuil académique, — finit dans la peau d'un bourgeois cossu et considéré. D'autres, en plus grand nombre, allèrent terminer dans la paix du cloître une vie féconde en agitations: Bernart de Ventadour, Miraval, Perdigon entrèrent dans l'ordre de Citeaux, Rogier, Guilhem Azemar, Barjols dans celui de saint Benoît, Peire Guilhem dans celui du Temple, Peire d'Auvergne et Magret dans des ordres inconnus.[2] Folquet de Marseille, fils d'un riche marchand de Gênes, eut une carrière plus étrange encore: après avoir, pendant une quinzaine d'années, fait les délices des cours provençales par des chansons d'un art raffiné que plus tard il ne pouvait entendre sans de cui-

---

[1] *Op. cit.*, p. 61. Il pourrait se faire que le Biographe ait ici librement interprété une pièce de son héros où celui-ci feint d'exposer à Dieu lui-même ses scrupules, et se fait conseiller par le Tout-Puissant de s'en tenir au parti le plus lucratif: «Moine, il ne me plairait pas que tu restasses enfermé dans ton cloître, à batailler avec tes voisins pour défendre tes droits. J'aime mieux te voir chanter et rire: le siècle en est plus brillant, et Montaudon y gagne» (Bartsch, *Grundr.*, 305, 12, c. 3; éd. Lavaud, *Les troubadours cantaliens*, Aurillac, 1910, n° II).

[2] *Op cit.*, passim; cf. Stimming, *loc. cit.*, p. 20.

sants remords,[1] il entra, lui aussi, dans l'ordre de Citeaux, puis fut élevé au siège épiscopal de Toulouse, où il devint le bras droit de Montfort et l'impitoyable fléau de l'hérésie. La vie littéraire a eu, de tout temps, de singulières surprises.

II

J'ai employé jusqu'ici à peu près indifféremment les termes de «troubadour» et de «jongleur». J'y étais en effet autorisé par les textes: dans les Biographies le même personnage est souvent désigné indifféremment par ces deux termes; Peire d'Auvergne, dans sa célèbre satire, après avoir annoncé qu'il va parler des «troubadours» de son temps, qualifie deux d'entre eux de «jongleurs», et la peinture qu'il fait de plusieurs autres ne convient qu'à des gens de cette sorte.[2] Les deux mots pourtant n'étaient pas synonymes: le mot *trobar* signifie «trouver, inventer», au sens musical et poétique. Il est probable que, conformément à son étymologie la plus vraisemblable, il a été d'abord appliqué à l'invention musicale et qu'il a passé de là à l'invention poétique, sans effort d'aucune sorte, le texte et la mélodie étant, dans une poésie lyrique, parfaitement inséparables.

Le jongleur au contraire (prov. *joglar*, anc. fr. *jogler*) exécute ce qu'un autre a trouvé; mais, il importe de le remarquer, l'étymologie du mot, qui est sûre, n'impliquait nullement cette signification: ce mot est un dérivé de j o c a r e (par *j o c u l a r e) et désigne celui qui fait des tours de force ou d'adresse. C'est que, comme on le sait de reste, la récitation poétique ne formait qu'une petite partie de programme du jongleur; au temps même où le mot fut formé, c'est-à-dire

[1] «Il arriva un jour que l'évêque Folquet se trouvant à la table du roi de France, un jongleur entonna une de ses chansons. L'évêque aussitôt se fit apporter de l'eau et jusqu'à la fin du repas ne mangea que du pain arrosé d'eau claire.» (Sermon de Robert de Sorbon, dans Chabaneau, *op. cit.*, p. 85.)

[2] Appel, *Chrest.*, n° 80, c. 5, 7, 9, 11. Cf. Diez, *Poesie der Troubadours*, 2e éd., p. 25.

vers le VIII[e] siècle,[1] il est probable qu'elle n'y entrait pas du tout. Durant le XII[e] et le XIII[e] siècle tout entier, les jongleurs continuèrent d'être ce qu'ils étaient auparavant, des acrobates, des saltimbanques, des montreurs d'animaux. Pour plaire à un auditoire devenu plus raffiné, ils avaient dû ajouter une corde à leur arc, mais le talent du bateleur constituait toujours le fond du métier: Guiraut de Calanson (vers 1230), énumérant au jongleur Fadet ses obligations professionnelles, lui rappelle qu'il doit savoir faire des sauts périlleux, jongler avec des pommes et des couteaux, imiter le chant des oiseaux, faire mouvoir des marionnettes, traverser des cerceaux, etc.; la récitation poétique ou musicale n'est pas de sa part l'objet de la moindre mention.[2] C'est précisément la prépondérance de cette partie de leur répertoire qui a donné au mot son sens actuel.

Mais les deux professions se touchaient au moins par un point: le troubadour, comme le jongleur, chantait en s'accompagnant d'un instrument; il chantait lui-même ses propres vers, soit parce qu'il n'avait pas le moyen de payer un interprète, soit pour d'autres motifs. Les poètes dédaignant de se produire en public durent être fort rares, surtout à l'époque la plus ancienne: Guillaume IX ne laissait à personne le soin de débiter ses facéties à ses «compagnons», et Rambaut d'Orange se divertit fort à s'entendre nommer *joglar*.[3] Nous savons qu'Arnaut de Mareuil n'était pas le seul des trouba-

---

[1] La conservation du *c* sous forme de *g* (j o c u l a r i s, *joglar*) prouve que le mot n'appartient pas à la couche la plus ancienne: cf. m a c u l a, c o a g u l a r e, qui donnent *malha*, *calhar*. Cf. E. Faral, *Les Jongleurs en France au moyen âge*, Paris, 1910, p. 3.

[2] Voy. aussi la description d'une «séance» donnée par une troupe de jongleurs dans *Flamenca*, 2[e] éd. Meyer, v. 592—709, et les textes cités par Faral, appendice III. Dans une pièce très analogue, antérieure d'une trentaine d'années, Guiraut de Cabrera reproche à son jongleur Cabra son ignorance, et dresse une liste vraiment fantastique des poèmes qu'il devrait connaître, sans faire aucune allusion à des exercices d'adresse.

[3] *Escoutatz*, c. 5, dans Bartsch-Koschwitz, *Chrestom. prov.*, col. 74.

dours qui eût à son service un jongleur attitré;[1] mais cela ne l'empêchait point de chanter ses vers, puisqu'un de ses contemporains le raille d'avoir toujours, en le faisant, la larme à l'œil.[2] Dans leurs deux célèbres satires littéraires,[3] ce que Peire d'Auvergne et le Moine de Montaudon reprochent le plus souvent aux troubadours de leur temps — et il y en a, dans le nombre, de haute naissance —, c'est de chanter d'une façon ridicule, comme pourraient le faire un mendiant, un pèlerin, une vieille porteuse d'eau. Il est remarquable que les critiques d'ordre littéraire tiennent, dans ces deux pièces, infiniment peu de place: preuve évidente que le talent du chanteur était alors au moins aussi apprécié que celui du poète.[4]

La confusion dans les termes est d'autant moins étonnante qu'elle se produisait souvent dans la réalité: il n'y avait pas entre les deux métiers de barrière, bien loin de là, et l'on passait de l'un à l'autre avec la plus grande facilité: maints jongleurs, après avoir longtemps exécuté les œuvres d'autrui, se sentaient en état de composer eux-mêmes et se débarrassaient ainsi d'une sujétion gênante. Les troubadours mêmes au service desquels ils s'étaient mis les y aidaient

---

[1] Ce jongleur était Pistoleta (*Biogr.*, p. 81). Bertran de Born eut aussi le sien, Papiol, qui n'est pas nommé moins de dix fois dans ses vers (1ère éd. Stimming, p. 369); mais il en nomme aussi occasionnellement deux autres, Guilhem et Mailoli. «Peire Cardinal menait avec lui son jongleur qui chantait ses sirventés» (*Biogr.*, p. 62). G. de Bornelh «menait avec lui deux chanteurs qui chantaient ses chansons» (*ibid.*, p. 14).

[2] *Qu'adès clamon merce siei huelh, — On plus canta, l'aiga'n deissen* (Montaudon, *Pos Peire*, c. 10).

[3] *Gr.* 323, 11 (Appel, *Chrest.*, nº 80); 305, 16 (Lavaud, *Les Troubadours cantaliens*, II, 244).

[4] Dans la satire de Peire d'Auvergne, les critiques sur l'exécution musicale reviennent avec une monotonie fatigante; Montaudon raille plus volontiers ses confrères sur leurs mésaventures, sur leurs tares physiques ou morales; mais l'un et l'autre semblent se préoccuper fort peu du talent purement poétique.

volontiers;[1] nous avons à cet égard quelques textes dont la précision ne laisse rien à désirer: «C'est à mon dam, dit Raimon de Miraval, que j'enseigne et montre à autrui ce qui fait ma gloire; je l'ai si bien montré à Guilhelmi, que maintenant il lui semble qu'il peut se gouverner sans moi: bien plus, il fait contre moi chansons et sirventés, avec de méchantes paroles mal agencées.»[2]

Des textes de ce genre — car c'est ici le lieu, si je ne me trompe, d'ouvrir cette brève parenthèse — permettent de trancher la question, que posent certains passages des Biographies où apparaît le mot *escola*, de savoir s'il y avait des écoles professionnelles où l'art poétique aurait été enseigné.[3] Ces écoles, comme Diez l'a déjà montré en s'appuyant sur d'autres arguments, n'existaient pas.[4] Mais il n'était pas de

---

[1] Voy. notamment les Biographies de Marcabru, Giraut de Salignac, Elias de Barjols, etc. Les troubadours jaloux du succès de leurs œuvres avaient du moins l'habitude d'en surveiller l'exécution; ils donnaient à leurs jongleurs, à ce sujet, des indications précises: *E tal que de mi l'apenra — Gart qe no'l franha [lo vers] ni'l pessi...* (J. Rudel, éd. Jeanroy, VI, 35, 4). Les recommandations du même genre sont fréquentes, surtout chez les plus anciens troubadours: voy. Guillaume IX (éd. Jeanroy, n° VIII), P. d'Auvergne (éd. Zenker, n° IV), G. de Bornelh (éd. Kolsen, n° LVIII), Perdigon (éd. Chaytor, n° V), etc.

[2] *Gr.* 406, 43 (M. G. 1352). Cf. l'article où j'ai discuté, contre l'interprétation de M. Zenker, le sens des deux «coblas» en question (*Rom.*, XIX, 397).

[3] Le plus précis est celui où il est dit (*Biogr.*, p. 14) que G. de Bornelh «restait tout l'hiver à l'école pour apprendre, et tout l'été allait par les cours»; il signifie simplement que Giraut passait l'hiver à s'instruire, probablement chez lui; ce poète était un lettré et possédait une bibliothèque. (Voy. la 6e *razo* de N^2 dans Chabaneau, *Biogr.*, p. 16). Il fait lui-même allusion à son métier de «lettré» et déclare, dans un accès de découragement, qu'il est tenté de s'y consacrer exclusivement; mais on ne voit guère en quoi il pouvait au juste consister, ni ce qu'il pouvait lui rapporter.

[4] Parmi les arguments invoqués par Diez, je note les suivants, qui conservent leur valeur: les dénominations des genres poétiques ne sont pas fixes; jamais aucune allusion n'est faite à des règles ou traditions, ou à leur infraction. — Diez s'est également demandé s'il y

troubadour qui ne pût devenir un maître, et beaucoup sans doute, moyennant salaire, consentaient à former des élèves; Uc de Saint-Circ, nous dit son biographe, «avait beaucoup appris du savoir d'autrui et volontiers à autrui le transmettait».[1] Ce cas, comme nous venons de le voir, n'était nullement exceptionnel.

III

Si peu exemplaire que pût être la vie des jongleurs, leur réputation était encore plus mauvaise que leur conduite.[2] Le bon frère mineur Matfré Ermengau se faisait certainement l'écho de l'opinion publique quand il les définissait ainsi: «Ils s'adonnent nuit et jour aux vanités du siècle, à toute folie, à tout péché. Pourvu qu'on leur donne robes et deniers, ils repaissent les gens de bourdes propres à décevoir les sots:

---

avait eu, dès le XII^e^ ou le XIII^e^ siècles, des sociétés poétiques, et il a répondu négativement. Un curieux passage d'une nouvelle italienne qui a certainement utilisé des sources provençales (*Novellino*, éd. Gualteruzzi, n° 64, cité dans *Biogr.*, p. 45) nous dit, il est vrai, qu'à la cour du Puy «les chevaliers et damoiseaux faisaient de belles chansons et que quatre experts (*approvatori*) étaient chargés de mettre à part les meilleures». A supposer que le renseignement soit exact, il n'y aurait là en tout cas que l'embryon d'une société régulière organisant des concours et distribuant des prix. Si cette société avait fonctionné longtemps, nous aurions sans doute sur elle d'autres renseignements.

[1] *Biogr.*, p. 51.

[2] Voy. les nombreux textes rassemblés par E. Freymond, L. Gautier et Faral, *op. cit.*, App. III. — Voyez notamment le passage (Faral, *loc. cit.*, n° 267) où ils sont nommés pêle-mêle avec les mendiants, les truands, les ribauds et les courtisanes de bas étage. Ces appréciations sont confirmées par maint passage des Biographies: *Gaucelms Faiditz ... fetz se joglar per ochaison qu'el perdet tot son aver a joc de datz. Hom fo larcs et mot glotz de manjar et de beure, per que endevenc gros otra mesura* (*Biogr.*, p. 35). — *Guilhems Figueira ... non fo hom que's saubes cabir entre'ls baros ni entre la bona gent, mas mout se fetz grazir als arlots et als putans et als hostes et als taverniers* (*Ibid.*, p. 76). — *Guilhems Magretz ... ancmais non anet en arnés, que tot quant gazaignava el jogava e despendia malamen en taverna* (*Ibid.*, p. 88).

médisants, malappris, déloyaux, menteurs, débauchés, joueurs, ivrognes, vrais piliers de taverne.»[1]

On comprend donc que les troubadours quelque peu soucieux de leur dignité n'aient pas été flattés de l'abus de mots qui tendait à les assimiler aux jongleurs, et que certains d'entre eux, comme nous allons le voir, se soient efforcés d'y mettre fin. Ils sont convaincus de leur supériorité et ne craignent pas de la faire sentir à leurs humbles collaborateurs. Cela est très frappant dans certaines pièces où les deux corporations sont curieusement affrontées. Les unes sont des «enseignements» où le troubadour prend, pour instruire le jongleur de ses devoirs, un ton à la fois doctoral et sarcastique.[2] Les autres, auxquelles on a donné, probablement à tort, le nom de *sirventés joglaresc*,[3] sont une parodie assez grossière, mais amusante, des lettres de recommandation que les jongleurs emportaient parfois dans leur valise en partant pour une tournée:[4] sous prétexte de vanter les talents de son client,

---

[1] *Breviari d'Amor*, éd. Azaïs, v. 18431 ss. (cité par Diez, *Poesie*, p. 48, note). «*E portan messatjaria — Mantas vetz de putanaria*», ajoute-t-il pour compléter le portrait.

[2] J'ai déjà parlé plus haut de ceux de G. de Calanson et de G. de Cabrera; comme ce dernier, Bertran de Paris se borne à énumérer les poèmes que le parfait jongleur devrait connaître. Ces trois curieuses pièces ne sont pas aussi instructives qu'on eût pu l'espérer, parce que le sujet y est ridiculement poussé à la charge; le jongleur qui satisferait à ces exigences serait à lui seul tout un cirque ou toute une bibliothèque; ce sont de simples pochades dont les auteurs ont voulu étaler leur érudition ou leur virtuosité de style. Toutes trois ont été publiées par Bartsch (*Denkmäler*, p. 85—94); celle de G. de Calanson a été réimprimée récemment avec d'intéressants commentaires par M. W. Keller, *Das Sirventes Fadet Joglar*. Erlangen, 1905. Extr. des *Romanische Forschungen*, XXII).

[3] Cette locution apparaît dans trois Biographies (celles de F. de Romans, Augier et P. Guilhem); on ne sait pas au juste à quelle sorte de pièces elle s'applique; mais ce n'est probablement pas à celles que M. Witthoeft a rassemblées et publiées sous ce titre (*Ausgaben und Abhandlungen*, nº 88; Marburg, 1891).

[4] Il y a des modèles de ces lettres dans les formulaires que nous possédons en assez grand nombre. Dans la *Forma litterarum scolasti-*

le troubadour fait de lui un portrait fort peu propre à lui procurer un bon accueil: «Votre voix, dit B. de Born à Folheta, est rauque et criarde, votre peau noire comme celle d'un Sarrasin; vous ne savez conter que d'insipides histoires, et, comme le dernier des Savoyards, vous empestez la gomme et la résine. Je ferai donc votre volonté, à condition que vous vous écartiez de moi.»[1] G. de Puycibot n'est pas plus flatteur pour Gasc: «Jongleur sot, laid, vicieux, mal bâti, serf de tout vice, étranger à toute vertu, vous me demandez un sirventés: je le ferai détestable, afin qu'il soit approprié à votre personne.»[2] Cardailhac, recommandé successivement par G. de Bornelh et le Dauphin d'Auvergne, était manchot (le métier de jongleur était souvent en effet la ressource des éclopés): et ce sont des lazzis à perte de vue sur les métiers qu'il lui est interdit d'exercer.[3] Il ne faudrait pas, toutefois, se tromper sur l'intention de ces pièces, qui n'a rien de malveillant: les deux compères escomptaient l'effet comique que devait produire un pauvre diable se bafouant lui-même, sous prétexte de se faire valoir: divertir le public, voilà ce qu'ils cherchaient à tout prix. «Mieux vaut honte et profit qu'honneur et dommage», telle est la devise du jongleur.[4] «Jogleor, dira bientôt Brunetto Latini, est cil qui converse entre la gent a ris et a jeu et moque soi et sa femme et ses enfans et tous autres.»[5]

Cette considération, à laquelle les troubadours attachaient tant de prix, ils ne l'obtenaient généralement que dans une bien faible mesure. Ils n'étaient en somme, sous des dehors plus ou moins brillants, que des quémandeurs et des bouffons;

---

carum de Boncompagno da Signa, par exemple, (vers 1215) le jongleur objet de la présentation est censé n'être autre que Bernart de Ventadour. Voy. Faral, *op. cit.*, App. III, nº 166.

[1] 80, 17, c. 2; éd. Thomas, p. 81, éd. Witthoeft, p. 45.

[2] 173, 4, c. 1; éd. Witthoeft, p. 52.

[3] 242, 27, et 119, 7; éd. Witthoeft, p. 39 et 42.

[4] B. de Born, pièce citée plus haut, v. 6.

[5] *Li Livres du Trésor*, éd. Chabaille, p. 302.

et, sauf exception, on les traitait comme tels. Leurs hôtes, quand ils consentaient à échanger avec eux quelques «coblas», ne cachaient point que l'objet de leur visite n'avait pour eux rien de secret, et ne se gênaient guère pour leur assener les plus rudes vérités, quitte à se faire payer de même monnaie. Albert Malaspina rappelle à Rambaut de Vaqueiras ses mésaventures amoureuses, et sa pauvre vie de jongleur famélique;[1] le marquis Lancia fait savoir à Peire Vidal qu'il le tient pour l'homme le plus lâche et le plus fou qu'il ait jamais rencontré, et souhaite de le voir traité selon ses mérites;[2] le comte de Rodez laisse entendre à Uc de Saint-Circ qu'il flaire en lui un espion, et lui déclare tout net qu'il ne lui donnera pas «la valeur d'un dé» et qu'il voudrait le voir «en Espagne».[3]

Mais d'autre part c'était déjà faire à ces aventuriers une grande faveur que de les admettre à ces joutes d'esprit, et l'on a plaisir à constater qu'elles se terminent parfois sans qu'il ait été échangé une parole malsonnante: quelques-uns d'entre eux évidemment savaient se faire respecter. Alfonse d'Aragon et Rambaut d'Orange traitent Giraut de Bornelh avec égards et ne lui font nullement sentir la distance qui le sépare d'eux.[4] Il arriva même que des troubadours partis de très bas firent, grâce à leur talent, à la dignité de leur vie et aux services qu'ils savaient rendre, une belle carrière, que des hommes de plus noble condition eussent pu leur envier. Celle de l'ancien jongleur Rambaut de Vaqueiras auprès du «preux marquis» de Montferrat fut particulièrement brillante; Sordel sut se faire une place des plus honorables dans cette cour de Provence, où il avait débarqué en fugitif et chargé de maints soupçons;[5] néanmoins le comte Raimon-Bérenger,

[1] 15, 1 (Rayn. IV, 9; Bertoni, *I trovatori d'Italia*, p. 211).

[2] 364, 19 (éd. Anglade, n° XXI).

[3] 457, 33 (éd. Jeanroy et de Grave, n° XXXVI–VII).

[4] Éd. Kolsen, n^{os} LVIII et LIX.

[5] On connaît l'histoire du rapt de Cunizza; Sordel était accusé encore d'avoir séduit la sœur des seigneurs de Strasso, ses hôtes (*Biogr.*, p. 106); P. Brémon fait, dans ses fielleux sirventés, de claires allusions à ces histoires (voy. *Annales du Midi*, XXVII, 269 ss.).

homme pieux et sage, lui fit contracter mariage et lui donna des terres; Charles d'Anjou l'admit dans son intimité;[1] l'ancien jongleur était devenu, vers la fin de sa vie, un personnage assez considérable pour qu'un pape, le sachant prisonnier, s'entremît en sa faveur.[2] Vaqueiras et Sordel étaient, il est vrai, de noble naissance, fils l'un et l'autre de «chevaliers pauvres»; mais Elias de Barjols était fils d'un simple marchand; il était arrivé à la cour de Provence la vielle au dos, et cela ne l'empêcha point, lui aussi, d'être gratifié d'un confortable établissement et de devenir successivement le chantre attitré de deux comtesses.[3]

IV

La plupart des troubadours du XII^e^ siècle menèrent une vie nomade: nous voyons les plus illustres d'entre eux, Peire Vidal, Raimon de Miraval, Giraut de Bornelh, promener incessamment d'une cour à l'autre leur humeur vagabonde. Au XIII^e^ siècle au contraire, la plupart ambitionnent une situation fixe, ou du moins un engagement à long terme; quelques-uns parvinrent, comme ceux que je viens de citer, à avoir, durant de longues années, «bouche à cour»; mais cette fortune était rare, et beaucoup se consumèrent à la poursuivre, comme ce maladroit et atrabilaire Guiraut Riquier, dont M. Anglade a conté la lamentable odyssée.[4]

Les mêmes ambitions se manifestaient alors au Nord de la France, mais avec plus de succès. A la cour d'Artois, au

---

[1] Sordel figure comme témoin, à côté des personnages les plus considérables, dans une dizaine d'actes importants, échelonnés entre 1252 et 1265 (éd. de Lollis, p. 316 ss.).

[2] «Languet Novariæ miles tuus Sordellus, qui emendus esset immeritus, nedum pro meritis redimendus», lisons-nous dans un bref de Clément IV à Charles d'Anjou, daté du 22 septembre 1266 (*op. cit.*, p. 323).

[3] Voy. Chabaneau, *op. cit.*, p. 49, et Stronski, *Le troub. Elias de Barjols*, Toulouse, 1906, p. XVIII.

[4] *Le Troubadour Guiraut Riquier*, etc., Bordeaux et Paris, 1905.

temps de Robert II (mort en 1302) et de sa fille Mahaut (morte en 1329), il y avait des ménestrels «retenus» à l'année et touchant des gages fixes fort élevés.[1] Vers la même époque et dans la même région, Watriquet de Couvin et Jean de Condé paraissent avoir fait toute leur carrière à la cour de deux ou trois protecteurs. Jean de le Mote (vers 1320—30), plus heureux encore, avait trouvé le vivre et le couvert dans la maison d'un riche bourgeois parisien, orfèvre du roi, qui lui payait de plus un secrétaire.[2]

Il faut reconnaître que ces trois rimeurs, comme bien d'autres alors, avaient fait, pour ennoblir leur profession, les efforts les plus louables. Non contents d'accabler de leur mépris les jongleurs, et tous les vils histrions qui ne cherchent qu'à faire rire les badauds, ils se piquent eux-mêmes de moraliser et de former les nobles à la vertu par de belles maximes et de beaux exemples. Jean de Condé n'hésite pas à gourmander les Jacobins et les Cordeliers, qui le traitent si dédaigneusement, et à se mettre à leur niveau: comme eux il connaît l'ancienne et la nouvelle loi; comme eux, il enseigne aux hommes leurs devoirs, portant le flambeau qui les éclaire dans la nuit.[3]

Souvent, il faut bien le dire, ces prétentions étaient fort peu justifiées; les sermons que débitent ces prédicateurs laïques, pourvus d'une culture fort sommaire, sont d'un vide et d'une banalité désespérantes: aussi nous avouent-ils que bien des gens bâillent en les écoutant et que d'autres les tournent en dérision. Il est donc probable que les ménestrels n'eussent pas réussi à maintenir leur situation s'ils n'eussent

[1] Nous constatons avec quelque étonnement qu'un *trompeur* et un bouffon touchaient, par an, les mêmes sommes qu'un médecin et un juriste; voy. quelques extraits des comptes d'Artois dans H. Guy, *Adan de le Hale*, p. 155, n.; d'autres, plus copieux, ont été fournis par De Loisne dans le *Bulletin du Comité des travaux historiques* (Histoire et philologie), 1918, p. 84 ss.

[2] *Hist. litt. de la France*, XXXVI, 68.

[3] Voy. sur Watriquet et Jean de Condé les articles de Ch.-V. Langlois, *Hist. litt. de la France*, XXXV, p. 394—454, notamment, 449 ss.

trouvé le moyen de rendre à leurs patrons des services plus effectifs: c'est à quoi réussiront, en se faisant secrétaires, historiographes, propagandistes, les Machaut, les Froissart, les Chartier: et c'est alors seulement que du ménestrel se dégagera l'homme de lettres, honoré et rémunéré en proportion des services qu'il peut rendre.

Les troubadours eussent volontiers suivi l'exemple de leurs confrères du Nord. Mais il faut observer d'abord qu'ils se trouvaient dans des conditions beaucoup moins favorables: la noblesse autochtone était en partie ruinée; la noblesse immigrée connaissait mal et peut-être dédaignait l'idiome du pays; la curiosité littéraire et artistique y était aussi médiocrement développée. Il est certain d'autre part qu'ils mirent à s'adapter aux conditions nouvelles moins d'ingéniosité; ils ne surent pas suffisamment renouveler leur fonds d'idées et de formes; ils furent impuissants à se créer des «spécialités» utiles. Nous ne trouvons parmi eux personne qui fasse songer à ce que seront bientôt Jehan le Bel et Froissart, et, peu aprés, ces grands seigneurs de la plume que seront Jean le Maire et George Chastellain.

Il faut reconnaître cependant les efforts qu'ils firent pour gagner en dignité: à partir du milieu du XIII[e] siècle, ils cultivent de plus en plus une poésie d'inspiration élevée; si l'amour reste leur thème le plus habituel, c'est un amour épuré, dont l'expression ne peut alarmer les oreilles les plus délicates. Bientôt la préoccupation didactique devient chez eux prépondérante, au point de confiner à la manie: ils mettent à enseigner, même les choses qu'ils ne savent guère, un zèle inlassable. Ils s'efforcent enfin de se dégager du compromettant cousinage qui, depuis si longtemps, les unissait aux jongleurs. Le mot même devient, à leurs yeux, la pire des insultes: c'est celui que Brémon lance à la face de Sordel quand il veut le piquer au vif, et la vigueur de la riposte prouve qu'il avait touché juste.[1]

[1] Voy. les textes visés dans *Annales du Midi*, XXVII–XXVIII, 281 ss.

De ce souci tout nouveau de la dignité professionnelle, de ce désir de rompre tout lien avec les vils amuseurs de la populace, nous avons un curieux témoignage, qui, quoique bien connu, ne saurait être négligé ici. C'est une requête adressée en 1274 à Alfonse de Castille par Guiraut Riquier, à l'effet d'obtenir une réglementation précise de l'usage, en ce qui concerne les noms de troubadour et de jongleur.[1] Le rimeur narbonnais ne paraît pas avoir remarqué ce qu'il y avait de chimérique dans sa prétention: ce ne sont pas des décrets qui déterminent l'emploi des mots, et celui qu'il solli-citait, médiocrement efficace en Espagne, eût été lettre morte au delà des monts.

Tout le poème, qui ne compte pas moins de huit cent soixante vers, est écrit avec la prolixité pédantesque qui est comme la marque de fabrique du «dernier des troubadours». Après un long prologue, où il ne se loue guère moins lui-même que son protecteur, Riquier observe que, dans une société bien organisée, chaque classe doit avoir son office propre, et un nom correspondant à cet office: et c'est en effet ce que l'on peut constater. Ces classes, dit-il, sont au nombre de six: les clercs, les chevaliers, les bourgeois, les marchands (qu'il en faut distinguer, car les bourgeois dérogeraient en faisant le commerce), les artisans et les vilains. De même que les genres se fractionnent en espèces, ces classes peuvent se subdiviser en catégories, sauf toutefois celle des bourgeois (car on est simplement bourgeois, sans plus): ainsi, les cardi-naux, les évêques, les abbés sont également clercs; parmi les marchands, les uns sont drapiers, les autres merciers, etc., ce qui est fort commode: car ainsi tout homme, intelligent ou sot, sait où il doit s'adresser quand il a une emplette à faire. Mais passons, et arrivons, plus vite que Riquier, à la classe

[1] Ce document a été analysé pour la première fois par Diez, d'après le manuscrit (*Die Poesie*, p. 63–9); publié par Mahn (*Werke*, IV, 163–82), il a été étudié, avec plus de détails, par M. Anglade (*Le Troubadour G. Riquier*, 1ère partie, chap. VI), et tout récemment par M. Menéndez Pidal, *Poesia juglaresca y juglares*, p. 14 ss.

qui l'intéresse particulièrement, et dont il oublie de remarquer qu'elle ne rentre dans aucun des cadres qu'il a si soigneusement tracés. Or, gémit-il, n'est-ce point un scandale qu'on désigne par le seul nom de jongleur les vils baladins qui dépensent à la taverne l'argent qu'ils ont gagné en râclant sur les places publiques de quelque instrument, ou en y exhibant des animaux, et les troubadours, qui ont reçu du ciel le don des vers? Parmi ceux-ci même il en est de bien des sortes: les uns riment des «coblas», des «dansas», des sirventés «sans aucun sel», tandis que les autres, doués «d'un souverain savoir», écrivent «des vers d'autorité» qui leur survivront longtemps, sont capables d'inspirer la vertu et d'immortaliser les belles actions. Quant à lui, qui, modestement, nous laisse ignorer dans quelle classe il se range, s'il devait continuer à être flétri du nom de jongleur, il aimerait mieux renoncer au métier, et gagner autrement sa vie.

La «declaracio» royale qui fait suite à cette «supplicacio» a été certainement rédigée aussi par Riquier, bien qu'elle soit mise sous le nom du roi;[1] mais le fond n'en est sans doute pas de lui, car il n'eût pas osé attribuer à son protecteur ses opinions personnelles: il a dû se borner à consigner, dans le style diffus et emphatique qui lui est propre, la substance d'une auguste interview.[2]

Cette «déclaration» est, à la vérité, pleine de sens: le roi «savant», après avoir amplement loué l'œuvre de son courtisan, après avoir exposé sur le sujet quelques vues historiques, et hasardé même quelques étymologies,[3] fait observer au requérant que l'Espagne ne souffre pas du mal dont il se plaint:

---

[1] J'en vois la preuve dans quelques expressions caractéristiques, communes aux deux pièces, celle de *vers d'auctoritat*, par exemple (v. 265 et 830).

[2] M. Anglade (*op. cit.*, p. 144) fait observer qu'à la date assignée à la pièce (fin de juin 1275), Alfonse était, non en Espagne, mais en France, occupé d'affaires autrement graves que celle-ci.

[3] Il tire *histrio* de instrumentum, et, mieux inspiré, *joglar* de joculator (v. 130—140).

on y dispose, en effet, pour désigner les diverses sortes de jongleurs, des mots *joglar*, *remedador*,[1] *segrier*, *cazurro*, et cette riche synonymie ne laisse place à aucune équivoque. Si les Provençaux voulaient suivre son conseil (mais, à la vérité, il n'y compte guère), ils répartiraient, eux aussi, les jongleurs en quatre catégories: ils appelleraient *bufos*, comme on le fait en Lombardie, ceux qui, en montrant des animaux ou jouant de quelque instrument, s'exhibent sur les places; *joglars*, ceux que leurs belles manières permettent d'accueillir dans les cours, et qui récitent des nouvelles ou chantent des chansons composées par autrui; *trobadors*, ceux qui savent faire avec art «coblas», «baladas», etc.; quant à ceux qui écrivent des chansons et «vers d'autorité», savent montrer dans l'ordre spirituel et temporel la bonne voie, éclaircir les passages obscurs de leurs œuvres, s'élever enfin au *sobiran trovar*, ceux-là seraient appelés *doctors de trobar*: au titre de «docteur» ils ont bien droit, puisqu'ils «endoctrinent les ignorants».

L'intérêt de ce document est de nous renseigner sur les prétentions que pouvait afficher, en l'an de grâce 1274, l'ex-jongleur promu à la dignité d'homme de lettres, et fort infatué, comme tel, de son savoir et de son talent. Le pauvre Riquier ne se doutait guère que, trente ans plus tard, sa requête eût été sans objet: dès le commencement du XIV^e^ siècle, en effet, dans la France méridionale, le métier ne nourrissait plus son homme, et ses pareils ne s'y rencontraient plus qu'à l'état de rares épaves.[2] Parmi les «sept seigneurs» qui, en 1323, essaieront, à Toulouse, de ressusciter la poésie des troubadours, il n'y aura pas un seul professionnel; on fera encore, au cours

---

[1] Le texte porte *remendadors*; cette correction s'impose, le mot venant de *remedar* (r e i m i t a r i).

[2] L'un des derniers fut Arnaut Vidal, de Castelnaudary, qui, en 1318, dédiait son roman de *Guillaume de la Barre* à Sicart de Montaut, chevalier d'Auterive; mais il semble bien qu'il ait été, en même temps que poète, homme de loi (P. Meyer, *Guillaume de la Barre*, Introd., p. XII; sur les métiers exercés à cette époque par divers rimeurs, voy. la note 2 de cette même page).

du XIV^{e} et du XV^{e} siècle, beaucoup de vers en langue d'oc, mais ce ne seront que des vers d'amateur, émanant, du moins, d'auteurs nourris à d'autres disciplines et, de cette origine, ils ne porteront que trop clairement la marque.[1]

Paris. *A. Jeanroy.*

Über *Parise la duchesse.*

Parise la duchesse[2] wird gewöhnlich für verwandt mit dem Wolfdietrichstoff gehalten. Man versucht sogar auf Grund der Übereinstimmungen zwischen beiden Romanen Schlüsse in Bezug auf die sogenannte Dienstmannensage und auf die Urform von Wolfdietrich zu ziehen.[3] Die genaue Betrachtung des Romans von *Parise* beweist jedoch, dass alle diese Vermutungen irrig sind. *Parise la duchesse* ist eine Chanson de geste, die im 13. J. von Anfang bis zu Ende erdichtet wurde, und wir sind imstande auch alle ihre Quellen nachzuweisen. Solche Erzählungen können daher nicht als zuverlässige Basis für die Rekonstruktion des älteren epischen Stoffes dienen.

Der einleitende Teil der *Parise la duchesse* (vergiftete Äpfel und sich daran knüpfende Verleumdung) ist dem *Gaydon* entnommen.[4]

---

[1] Je fais naturellement allusion aux productions de la première école toulousaine (1305—1340 env.) et aux pièces couronnées, à partir de 1324, par le Consistoire de la Gaie Science: voy. J. Noulet et C. Chabaneau, *Deux manuscrits provençaux du XIV^{e} siècle,* Montpellier et Paris, 1888, et A. Jeanroy, *Les Joies du Gai Savoir,* Toulouse, 1914.

[2] Für die Bibliographie vgl. meinen Aufsatz *Versuch neuer Interpretation des Wolfdietrichstoffes,* der in der *Zeitschrift für deutsche Philologie* erscheinen wird.

[3] Vgl. Voretzsch, *Einf.*, 1913, S. 84; Heinzel, *Wien. Sitz.-Bez.*, Bd. 119, S. 66 f.

[4] Reimann, *Ausg. u. Abhdl.* III, 70, 100, weist auf wörtliche Übereinstimmung beider Gedichte hin. Ausserdem ist zu bemerken, dass der ganze Gang des einleitenden Teils der *Parise* genau dem in *Gaydon* entspricht. Auch sind die Zusammenhänge und die Motivierung im *Gaydon* logischer als in der *Parise.* Die Annahme der umgekehrten Beziehungen, die Gröber, *Grundr.* II, 1, 551, macht, ist daher hinfällig.

Die Verräter wollen die unschuldige Frau beseitigen, damit der Graf, ihr *seigneur*, eine ihrer Töchter heirate. So heiratet unter ähnlichen Umständen der Held der Chanson von *Doon* die Tochter des Verräters. Der Zorn des Gatten in der *Parise* ist nicht genügend motiviert; wir müssten von ihm eher die Verteidigung seiner Frau erwarten als deren Verfolgung. Der Grund für diese Verfolgung wird uns klar, wenn wir den Umstand berücksichtigen, dass es sich in der chanson um das bekannte Motiv von der keuschen Frau handelt. Aus dem Triebe zur Originalität hat der Verfasser die Verleumdung der Unkeuschheit durch die der Vergiftung ersetzt. Das Thema von der keuschen Frau bestimmt auch den weiteren Gang der Erzählung: Vertreibung der unschuldigen Frau, ihre Abenteuer in der Verbannung, ihre Rückkehr und Rehabilitierung. Für den Dichter blieb nur die Aufgabe, diesen Rahmen auszufüllen. Auf die Verleumdung folgt in der *Parise* das Gottesurteil. Im Altfr. gibt es mehrere chansons de geste, in denen auf eine Verleumdung Gericht und Zweikampf folgen. Unser Dichter wählt sich jedoch ein bestimmtes Vorbild: den *Macaire* (Ähnlichkeiten beider Erzählungen: Verleumdung einer Fürstin, Gericht, Verurteilung zum Scheiterhaufen, Beichte der Unschuld, Schwangerschaft als Grund zur Begnadigung, darauffolgende Verbannung). Der Verfasser der *Parise* veränderte den Gang der Erzählung im *Macaire* nur dahin, dass er auch den Bekenner zu einem Verräter machte. Die vertriebene Parise findet Mitgefühl und Hilfe bei dem Vasallen Clarembaut und seinen Söhnen. Im *Macaire* heissen die Helfer der Verbannten Auberi und Varocher. Im weiteren weicht *Parise* von *Macaire* ab. Die Flüchtige gebiert im Walde ein Kind, das von Räubern entführt und dem König von Ungarn gebracht wird. Das Motiv, dass ein Kind seiner unterwegs befindlichen Mutter geraubt wird, finden wir in den Wiedererkennungsmärchen (Eustachius u. a.), die diesen Zug auch einigen anderen Themen vermittelt habe (Belle Hélène de Constantinople u. a.). Der Raub wird ursprünglich von wilden Tieren ausgeführt.

Unser Dichter hat sie ohne besondere Geschicklichkeit durch Räuber ersetzt. Diese Räuber stehen im Dienste des ungarischen Königs und sind verpflichtet, ihm ihre Beute zu bringen. Nun konnten sie diesmal keine Schätze erbeuten und brachten ihm deshalb wenigstens ein neugeborenes Kind. Im späteren Verlaufe der Erzählung wiederholen sich die Anklänge an das Wiedererkennungsmärchen: Das geraubte Kind wird bei Fremden erzogen. Nach vielen Jahren treffen sich Mutter und Kind zufällig, der bereits erwachsene Sohn erzählt sein Schicksal, und dadurch findet die Wiedererkennung statt. Die Mutter gerät nach dem Verlust des Kindes nach Köln und wird als Amme bei dem Grafen angestellt. Warum unbedingt als Amme? Weil in dem Märchen von der keuschen Frau die Vertriebene stets als Amme Unterkunft bei guten Menschen findet. Auch hier lässt aber der Gang der Erzählung erkennen, dass wir es mit willkürlichen Kombinationen unseres Dichters zu tun haben: Die Söhne des Clarembaut, die die Vertriebene begleiten, bleiben als Vasallen bei ihr: für eine Amme ist das eine Recht überflüssige Gefolgschaft! Das von der Verbannten geborene Kind hat als Muttermal ein Kreuz auf der Schulter: im *Macaire* dient dieses Zeichen zur Erkennung der hohen Abkunft des Kindes, in der *Parise* ist es ein unnötiges Anhängsel. Das Kind wächst bei dem ungarischen König auf. Warum gerade bei dem ungarischen König? 1), weil im *Macaire* dieser der Vertriebenen und ihrem Sohne Unterkunft bietet und 2), weil er ähnliche Rollen in verschiedenen Varianten des Märchens von der keuschen Frau spielt.[1] (Die Heldin der *Berte aus grans piés* ist auch Tochter des ungarischen Königs.)

Die Jugendgeschichte des Helden hat wiederum ihre besonderen Quellen. Sie wird durch folgende Züge charakterisiert: Der Held, dessen Abstammung unbekannt ist, wird an einem fremden Hofe als Pflegesohn angenommen; er zeigt sehr früh grosse Begabung, gewinnt die Liebe der Prinzessin,

[1] Vgl. Wallensköld, *Le conte de la femme chaste*, etc.

und der König ist bereit, die Heirat der jungen Leute zuzulassen, wenn es sich erweist, dass der Held edler Abstammung ist. Die Adelsprüfung des Jünglings findet statt, jedoch im letzten Augenblick tritt dieser von der Hochzeit zurück, weil er zuerst seine Eltern auffinden will. Er findet sie, kehrt zur Prinzessin zurück und heiratet sie. Dies ist die Geschichte des Hugon in der *Parise la duchesse.* Aber bereits früher wurde sie in derselben Reihenfolge mehrmals erzählt: im *Doon de la Roche,* im *Daurel e Beton* und zum Teil im *Orson de Beauvais.* Im einzelnen geht die Adelsprüfung in der *Parise* nach dem *Beton* vor sich (*Beton,* Str. 37 ff.). Beton gibt sich als Sohn des jongleurs aus und soll dementsprechend spielen und singen. Man will ihm für seine Kunstfertigkeit 100 Mark anbieten: nimmt er sie an, so beweist er dadurch, dass er wirklich der Sohn des jongleurs ist, wenn nicht, so ist er adelig. Beton lehnt das Geld ab und nimmt nur drei goldene Würfel. In der *Parise* wird das Kind von den Räubern gebracht und muss daher auch einer entsprechenden Prüfung unterzogen werden. Man schickt den Helden mit den Räubern auf einen Diebstahl; stiehlt er, so ist er Kind der Räuber. Er zieht zwar mit aus, nimmt jedoch von den Schätzen nichts ausser drei goldenen Würfeln.[1]

Die Szene, in der Hugues Schach spielt, mit seinen Geg-

[1] Beiläufig bemerke ich, dass ähnliche Adelsproben ursprünglich der Märchenliteratur angehören. In der indischen Sage über *Candragupta* wird ein Kind unbekannter Abstammung erzogen. Beim Spiele mit anderen Kindern wird es zum König gewählt und weiss sich mit solcher Würde zu benehmen, dass man daran in ihm einen Königssohn erkennt (Lassen, *Ind. Altertumskunde,* II, 196, Anm.). Ähnlich wird die Abstammung Alexanders in der Alexandersage bestimmt (Veselovskij, *Aus der Geschichte des Romanes,* Bd. I, 150). In der persischen Sage wird das ausgesetzte Königskind daran erkannt, dass es allein unter 1,000 anderen Kindern wagt, in des Königs Zimmer einzutreten, um den hereingeflogenen Ball wieder zu holen (De Sacy, *Mémoires sur divers aut. de la Perse,* 282 ff.). Der Verstand des ausgesetzten Kindes — Moses, Konstantin — wird geprüft, indem man es zwischen rotem Gold und brennenden Kohlen wählen lässt (Migne, *Dictionnaire des apocr.,* Bd. II, 1257 ff.; *Sbornik za nar. umotv.,* 1890, S. 133).

nern in Streit gerät, einen von ihnen tötet und aus Furcht vor der Strafe entflieht, stammt unverändert aus *Ogier*, wie bereits Gröber (II, 1, 551) angibt. Übrigens zieht er nicht nur aus Furcht fort, sondern auch, um seine Eltern zu finden. Die Prinzessin will er erst nach Auffindung seiner Eltern heiraten. Aus einem ähnlichen Grunde wird die Heirat in *Orson*, *Beton* und *Doon* hinausgeschoben. Hugues hat an dem ungarischen Hofe Feinde, die ihn in den Augen des Königs schlecht machen, weil sie ihn um seine Erfolge, besonders bei der Prinzessin, beneiden. Diesen Zug treffen wir unter ganz ähnlichen Umständen im *Bueve de Hanstone* an. Bueve und Josiene lieben sich; die Neider wollen den Helden verderben, indem sie ihn beim Könige des Verrates bezichtigen (Ges. f. rom. Lit. 41, S. 87).

Huons Vater heiratet viele Jahre nach der Vertreibung seiner ersten Frau die Tochter des Verräters. Sein Vasall Clarembaut protestiert während der Heiratszeremonie gegen dieselbe und behauptet, dass das Land seiner Herrin der vertriebenen Parise gehöre. Warum fällt es Clarembaut erst so viele Jahre später ein, für seine Interessen einzutreten? Weil der Dichter ähnliche Proteste, während der Heiratszeremonie im *Orson* und *Doon* vor sich hatte. Noch früher finden wir einen Protest gegen die zweite Heirat im *Bueve de Hanstone*.

Hugues bittet den Grafen von Köln um ein Heer zur Wiedereroberung seiner Herrschaft. Eine ähnliche Forderung um ein Heer stellt der Held im *Doon* dem König von Konstantinopel und im *Beton* dem babylonischen König. Bevor der Held in sein Erbland gelangt, entsteht in diesem ein Krieg zwischen dem dem Erben treu gebliebenen Vasallen und den Usurpatoren. Die treuen Vasallen werden geschlagen und in ihrer Burg belagert. Dies entspricht dem Gang der Begebenheiten im *Doon*, wo der Krieg zugunsten des Erben vom Bischoff Aubery geführt wird, im *Orson*, wo für den Helden nicht nur die treuen Vasallen, sondern auch die Bewohner der Burg eintreten; im *Daurel* heisst der treue Vasall Azemar. Dieser Zug, dass der ferne Held in einem treuen Vasallen

einen Verteidiger seiner Interessen findet, muss als ziemlich alt betrachtet werden, denn wir finden ihn schon im 11. Jh. bei Bernardus Scholasticus.[1] Als unmittelbare Quelle für die späteren chansons de geste muss jedoch *Bueve de Hanstone* betrachtet werden, in dem Soibaut die Rolle des treuen Vasallen spielt.

Nach der Rückkehr des Helden wird der Krieg mit wechselndem Erfolge weitergeführt. So verläuft die Erzählung in der *Parise*, aber auch in ihren oben erwähnten Quellen. Der Kampf wird in der *Parise* wie im *Macaire* durch verschiedene Friedensversuche unterbrochen; Clarembaut und Hugues begeben sich zwecks Verhandlungen in das feindliche Lager. Hier entsteht eine Schlägerei, wobei Clarembaut in ein Horn stösst — der bekannte Zug der Salomonsage. Die Wiedererkennung des Vaters und des Sohnes geht nach dem Vorbilde der Macaireerzählung vor sich.

Nachdem der Erbe wieder in seine Rechte eingetreten ist, kommt eine Gesandtschaft vom ungarischen König, die den Helden ersucht, nach Ungarn zu fahren und die Königstochter zu heiraten. Diese Gesandtschaft treffen wir schon früher im *Doon*.

Diese kurze Analyse des Stoffes der *Parise* beweist schon deutlich, dass diese chanson keine alte Sage, sondern ein neuer, nach älteren Vorlagen verfasster Roman ist. Auch hier ist es daher geboten, sich bei der Rekonstruktion älterer Erzählungsschemen nicht mit Betrachtung der *Parise* zu begnügen, sondern auf ihre Quellen zurückzugehen. Für unser Thema ist es von besonderer Wichtigkeit zu bemerken, dass die Rolle, die in der *Parise* Clarembaut und seine Söhne spielen, nicht zu den alten Bestandteilen der Sage gehört, sondern als Weiterentwicklung desselben Zuges in den Romanen *Orson*, *Beton*, *Doon* und vor allem *Bueve de Hanstone* zu betrachten ist. Es ist also für die Erklärung dieses Zuges überflüssig, eine rätselhafte Dienstmannensage zu postulieren.

D. Scheludko.

---

[1] Migne, 141, S. 149. Der treue Freund des in der Ferne weilenden Raimund heisst hier Hugo. Er beschützt Raimunds Kinder und verhilft ihm auch zur Rückeroberung seines Landes.

Une estampie du chansonnier d'Oxford

(Raynaud 2016 = 1941 a)

Sur le conseil de mon ami Ernest Hoepffner, à Strasbourg, j'ai entrepris l'édition critique des estampies conservées dans le chansonnier *I* et dont il n'existe d'autre édition (sauf deux ou trois pièces publiées isolément) que le texte diplomatique de G. Steffens au tome XCVIII de l'*Archiv* de Herrig. La pièce qu'on va lire ci-après porte dans la *Bibliographie* de Raynaud le n° 2016. Mais Raynaud a réuni les deux premiers vers en un seul. En réalité, la place de la pièce est après le n° 1941. Elle figure dans le ms. *I* au fol. 181 v° et est imprimée dans l'*Archiv*, XCVIII, p. 347.

La notation musicale faisant défaut (comme toujours) dans le chansonnier *I*, nous sommes réduits au seul texte pour chercher à déterminer le caractère d'une estampie. Les grandes initiales et les alinéas divisent la pièce qui nous occupe ici en trois couplets. De plus, au milieu des couplets I et III se trouve une autre majuscule, de dimensions plus réduites en comparaison avec la majuscule initiale du couplet. Ce fait pourrait difficilement être l'effet du hasard, car le même phénomène se produit dans plusieurs autres estampies. En effet, cette petite majuscule correspond à une section du couplet qui en indique la bipartition, comme il résulte aussi de l'étude de la versification.

Les couplets sont de longueur inégale: le premier a 20 vers monorimes, le second 24, le troisième 28. Les vers sont pour la plupart très courts: il n'y a qu'un seul octosyllabe par couplet, les autres sont de 2, 3, 4, 6 et 7 syllabes. La première et la seconde moitié de chaque couplet présentent le même schéma, avec cette seule exception que l'avant-dernier vers de chaque couplet compte huit syllabes, tandis que le vers correspondant de la première partie n'en compte que six. Les couplets, de longueur et de rythme différents, sont reliés entre eux par l'identité qui existe entre les sept derniers vers

de toutes les premières moitiés de couplets, d'une part, et les sept derniers vers de toutes les secondes moitiés de couplets d'autre part. Le schéma métrique de cette estampie est donc celui-ci:

I	a)		267	776	3262
	b)		267	776	3282
II	a)	27	727	776	3262
	b)	27	727	776	3282
III	a)	3444	766	776	3262
	b)	3444	766	776	3282

Sans vouloir anticiper sur les conclusions qui se dégageront de l'étude des estampies dans leur ensemble, on peut d'ores et déjà dire qu'au moins un groupe d'estampies est caractérisé, comme la pièce ci-dessous, par la longueur relative des couplets, par la brièveté des vers, par la bipartition des couplets et par l'identité, au point de vue du rythme, d'une partie des couplets, qui, pour les autres parties, diffèrent entre eux.

Le manuscrit *I* a été exécuté, comme on sait, au commencement du XIV^e^ siècle par un scribe lorrain. Un des traits les plus caractéristique de notre texte au point de vue de la graphie du copiste est l'*i* parasite, surtout après les voyelles toniques, mais aussi dans d'autres positions; comp. p. ex. les rimes de tout le complet II, et *ai* (< habet), I, 14, *lai* (< illam), I, 4.[1] Quant aux autres traits qui caractérisent la copie, citons les suivants: un *c* figure souvent pour l'*s* ou *ss*: *panceir* (I, 3, II, 31), *c'il* pour *s'il* (III, 66), *fauceir* (II, 27); *anour* (à côté de *enour*) pour *honneur* (I, 11); *ai* devant un *n* mouillé devient *i* en position protonique: *grignor* (I, 10);[2] *o* protonique devient *e*: *delour* (I, 18);[3] melius donne *muels* et *muez* (II, 27), dominicarium > *dongier* (II, 37);[4] *n*

[1] Voir Apfelstedt, *Lothringischer Psalter*, pp. 15—45, et Seydlitz-Kurzbach, *Die Sprache der altfranzösischen Liederhandschrift N:o 389 der Stadtbibliothek zu Bern*, pp. 3—85.

[2] Cf. Seydlitz-Kurzbach, p. 49.

[3] Cf. Apfelstedt, p. 17.

[4] Cf. Seydlitz-Kurzbach, p. 47.

parasite dans *nuns*, «nul» (II, 28, III, 48); *welt* et *welent* (II, 34 et 39), où *w* équivaut à *vu*.

I

Amors
Qui tient cuers en valour
Me fait panceir sans folour
A lai belle cui j'aor,
K'est de tout lou mont la flour,
De bien et de dousour
La millour.
Franchour
Fait en li son sejour
Grignor.

D'anour
Garnie est, de baudor,
Et bien plaisant sans atour,
Et s'ai bouche de biau tor,
Faice plainne de colour,
Si suis en teil errour
Por s'amour,
Delour
M'ambraizet lou cors nuit et jor
D'ardour.

II

Doneir
Jê m'i voil sans refuseir,
Ne mais ne m'an kier osteir.
Ameir
La m'estuet et honoreir
Par servir, par biau parleir.
Muez ainz morir ke fauceir.
Nuns ne doit recovreir
Par guileir.
Sevreir

II, 22 *Ms.* Je *très petit, au dessus de la ligne.*

Me voil de teil panceir,
Pureir.

Fineir
Devroit cil qui welt lobeir.
Amors lou dovroit mener,
Poseir,
A son dongier afermeir
Sans joïr, sans conkesteir.
Mais cilz qui welent porteir
Dames foi et gardeir
Et celleir,
Tenceir
Lou dovroit pitiés et doubleir
D'ameir.

III Sans soffrir,
Sans deservir
Ne doit joïr
Nuns ne garir.
Miex ainz transir ke partir
M'an doie, k'acevir
N'alegir ne venir
Ne doit nuns a son dezir,
S'il ne vuelt an grei sentir
Bien et mal sans faillir,
Sans guerpir
Tenir.
Ansi puet acoillir
Merir.

Acomplir
Voil sans guenchir

II, 37 a fermeir — 43 doueroit.

III, 46 de servir — 50 ka cevir — 51 Na legir — 57 a coillir — 59 A complir.

Tout lou plaisir
Jusc'al fenir
Celle qui me fait languir.
Adons porai choisir
Et veïr et oïr
C'il li vorroit sovenir
De moi qui por li sopir,
Ke voxist amainrir
Mon martyr,
Partir,
Et de dous samblant revestir,
Saixir.

Notes

I. 5 «qui est la fleur de tout le monde». — 8 *franchour* pour *franchise*, «noblesse de caractère». — 12 *baudor*, «allégresse». — 14 *s'ai* (s i c h a b e t) «elle a la bouche de belle façon» (*tor*, *tourn* «tournure»). — 16 *errour* «perplexité, peine».

II. 23 *osteir*, réfl. «se retirer», «s'en aller»: «jamais je ne désire me retirer (de son amour)». — 27 «j'aime mieux mourir que tromper». — 28 *recovreir* «gagner», *par guileir* «par tromperie». — 30—32 «Je veux me séparer, me purifier d'une telle pensée.» — 33 *fineir* ici «mourir». — 34 *qui welt lobeir* «qui veut séduire par des paroles flatteuses». — 35—37: «Amour devrait le conduire, le placer et l'arrêter en son pouvoir». — 40 *dames*, rég. indir.: «aux dames»; «mais qui veulent porter foi aux dames et garder le secret...». — 42 *tenceir* «défendre». — 43 *pitiés* ici comme sujet; la forme du sing. *lou* paraît étrange, puisqu'il se rapporte au pluriel *cilz*, mais peut-être l'auteur a-t-il voulu dire que la pitié devrait défendre c h a c u n d'e u x et redoubler son amour.

III. 46 *deservir* «mériter, gagner». — 48 *garir* «vivre content, tranquille»: «sans le mériter par la patience nul ne doit se réjouir ni vivre content». — 49 *partir* «se séparer». — 50—56 «car nul ne doit réussir ni être soulagé ni obtenir ce qu'il désire, s'il ne veut sentir en gré bien et mal sans faillir, s'il ne veut accepter bien et mal sans défaillance; ainsi il peut obtenir sa récompense». — 60 *guenchir* «se soustraire». — 63 *celle* ici: de celle, c.-à-d. «tout le plaisir *de celle*». — 64 *adons* = *adonc*. — 68 *ke* «de sorte que»; *voxist* «(elle) voulût». — 70 *partir* ici «faire participer». — 71—72 «et m'agréer, par un doux accueil, comme son homme lige».

A la fin de cette estampie, Steffens dans son texte diplomatique (*Archiv*, XCVIII, 347) imprime *saixir dezir*. Ce dernier mot se trouve dans le manuscrit écrit au-dessous de *saixir* et suivi d'un X, numéro d'ordre de l'estampie suivante. Comme le numéro d'ordre se place dans le manuscrit souvent à la fin de l'estampie précédente, Steffens a cru que la pièce se terminait à *dezir*. Mais la place du numéro d'ordre n'est pas toujours fixe, quelquefois il se trouve dans la marge devant la dernière ligne, quelquefois entre la dernière et la première de la pièce suivante. D'autre part, la structure de la strophe exige un vers de deux syllabes et non de quatre. Enfin le sens de *saixir dezir* serait difficile à comprendre, tandis que, si l'on lit *dezir* comme la suite toute naturelle de la première ligne de l'estampie suivante:

De bien ameir chant,
Dezir grant
Et talent
Ai sovant
De chanteir...

le sens devient parfaitement clair.

Walter O. Streng.

Notes d'étymologie française.

1. Aine (ainette) «baguette à laquelle on enfile les harengs à fumer» ⟨ aine «marc de raisin».

Le Dictionnaire général dit de aine «marc de raisin» qu'il vient du lat. acinum «grain de raisin», de aine «baguette etc.» que son origine est inconnue. M. Meyer-Lübke (REW 4025) tire ainette «baguette etc.» et ainard «ganse avec laquelle les pêcheurs fixent à la tête des filets la corde (ralingue) qui sert à les border» de hamus[1], tandis que M. v. Wartburg, qui donne (FEW, p. 22) de nombreuses formes tirées de acinus, ne mentionne ni aine «baguette etc.» ni son dérivé ainette. M. Sainéan, qui cite

[1] Ainard est sans doute un dérivé de ain ⟨ hamus.

(Sources ind. de l'ét. fr., II, 198) les mots ainard, esnard, aine, ainette, ne se prononce pas sur leur origine, et enfin M. Gamillscheg, qui donne (EtWbFrSpr, p. 22) aine «marc de raisin», ainard «ganse etc.» et ainette «baguette etc.», ne semble pas non plus avoir vu le rapport entre aine «marc de raisin» d'un côté et aine, ainette «baguette etc.» de l'autre, puisqu'il ne les rapproche pas.

Acinus (acinum, acina) avait en latin la signification «folliculus botri», «botrus», «uva vitis» (TLL). Mais notre mot pouvait aussi désigner les fruits d'autres plantes. Dans cette dernière acception, il servait de bonne heure à dénommer, outre le fruit entier, la graine du fruit.[1]

Voici les exemples les plus intéressants de cette signification que nous offre le Thesaurus LL:

> Mala appellamus, quamquam diversi generis, Persica et granata, quae in Punicis arboribus novem generum dicta sunt. hic acinus sub cortice intus, illis lignum in corpore. Pline, Naturalis historia, XV, 39.
>
> Ampelos agria vocatur herba foliis duris, cineracei coloris, qualem in satis diximus, viticulis longis, callosis, rubentibus qualiter flos quam Iovis flammam appellamus. in uvolis fert semen simile Punici mali acinis. Pline, o. c., XXVII, 44.

Selon Littré (s. pépin), acinus est rendu par pepion dans le Glossaire publié par Labbe. C'est là une preuve que le mot aine signifiait «graine» à l'époque où vécut Labbe.

De la signification «grain de raisin», «grain de pomme», le mot aine en est venu à désigner le marc, «résidu de fruits qu'on a pressés pour en extraire le suc» (DG). C'est que l'on criblait le marc pour obtenir les graines (les pépins), dont on avait besoin pour la propagation des arbres fruitiers.

---

[1] Le lat. acinus a dû avoir aussi le sens de «grain de raisin», bien que celui-ci ne soit pas attesté. Un continuateur du mot porte de nos jours cette signification dans les parlers dauphinois, de même qu'un dérivé dans le parler d'Usseglio (Italie, prov. de Turin). Voir Wartburg, FEW, p. 22a.

Citons comme preuve le passage suivant d'un manuel d'arboriculture du XVII[e] siècle: «Pour élever une pepiniere de poiriers et de pommiers francs à haute tige et propres à faire de grands plants, il faut choisir des sauvageons de poirier et de pommier d'un an seulement. Cette sorte de plant vient de pepins de poires et de pommes, lesquels on doit pour cét effet semer au mois de Mars sur des planches de terre bien labourée, de la mesme maniere que les Iardiniers sement leurs graines. Ces pepins ainsi semez et nettoyez d'herbes pendant l'Esté, poussent un jet assez fort pour estre plantez en pepiniere l'Hiver suivant; le moyen d'amasser aisément ces sortes de pepins, est, de faire cribler du marc de cidre et de poiré au sortir du pressoir; mais sans se donner cette peine, on peut acheter et faire apporter de Normandie ces deux especes de plant tout venu, parce que l'on y en éleve quantité.»[1]

Voici un autre témoignage du siècle précédent (XVI[e] siècle):

«..... puis au mois de Septembre ou Octobre, ou environ, prenez du marc desdicts fruits a l'yssue du pressouer ou peu apres, avant que les pepins en soient gastez, et les frottez et essuyez bien menu entre les mains, puis estendez vostre gueret bien uni, et y semez iceluy marc tant que la terre en soit couverte sans les mettre trop espes, et ce faict, mettez le par planches larges de quatre pieds ou environ, tellement qu'on les puisse sercler d'un costé et d'autre quand besoin en sera sans monter dessus, et couvrez bien vostre marc de la terre ..... et racletz un peu par dessus sans ammonceler iceluy marc .....»[2]. «Eslisez grand nombre de pepins et les tirez d'avec le marc à l'issue du pressouère et les faites sécher et les gardez iusques à l'hyver et puis envi-

[1] La Maniere de cultiver les arbres fruitiers, par le Sieur Le Gendre, curé d'Henonville, Lyon, 1664, p. 6 s.

[2] La Maniere de Semer Pepins et faire Pepinieres: Enter, et Planter toutes sortes d'Arbres, selon le lieu et terre ou ils sont etc. A Lyon, Par Benoist Rigaud, 1581, p. 6.

ron la Sainct André les semez en tel bon gueret comme dit est, ainsi qu'on semerait des pois menus.»[1]

D'après les deux derniers passages, il semble que l'on mettait le marc contenant les pépins directement dans la terre sans séparer d'abord les graines du reste du résidu.

D'avoir désigné la graine, le mot aine en est venu à désigner la petite plante issue de la graine. Cette évolution sémantique a des parallèles dans celles subies par le lat. semen et le fr. pépin (pour pépin «jeune arbre fruitier», v. plus bas). La signification «bouture» que porte le mot aine (*ẽyn*) dans le patois de l'île de Guernesey[2] et qui, à ce que je crois, n'a pas été signalée jusqu'à présent, est donc le *missing link* entre aine «marc de raisin» et aine «baguette».

On ne saurait affirmer, faute d'autres chaînons de l'évolution, si le fr. aine «baguette à laquelle on enfile par la tête les harengs à fumer» vient du mot aine «bouture» par extension du sens «bouture» qui aurait abouti à «baguette en général» pour subir ensuite une spécialisation de sens. Faute de preuve contraire, nous considérons la signification française du mot comme étant venue directement de «bouture». Il faudra donc supposer que l'on s'est servi de pousses d'un an ou deux pour y enfiler les harengs que l'on allait fumer, ce qui est fort probable, puisqu'on avait besoin de baguettes droites et lisses, et que ces conditions étaient bien remplies par les jeunes rejetons.

Le mot aine dans le sens de «brochette qui sert à enfiler les harengs pour les mettre saurer à la fumée» fut donné pour la première fois, à ce que je sache, dans le dictionnaire de Richelet en 1732, il trouva place dans l'Encyclopédie de Diderot et de d'Alembert en 1751 pour être admis par

[1] O. c., p. 6 s.

[2] Cette forme a été relevée par nous-même sur place. Aine «bouture» se trouve également dans les parlers de Jersey; v. Glossaire du pat. jers., Société Jersiaise, 1924.

l'Académie Française en 1802. Puisque aine «bouture», pour des raisons qui ressortent de ce qui précède, ne doit avoir existé qu'en Normandie, peut-être seulement dans l'ouest de cette province, il faut supposer que aine «baguette etc.» est née dans cette même région. Cette hypothèse a pour elle que la pêche du hareng se fait surtout sur les côtes de la Normandie ainsi que sur celles de la Bretagne et qu'à Saint-Malo et à Granville se trouvent les établissements de salage et de saurage les plus importants en France.

Quant au fait que aine «marc de raisin» est du masculin, tandis que aine «bouture», «baguette» est du féminin, il faudra se rappeler que les mots à terminaison féminine tels que le nôtre sont facilement sujets à des changements de genre. La forme masculine de l'article indéfini a été dénasalisée, ou presque, en normand comme dans d'autres patois, devant un mot qui commence par une voyelle; d'autre part, l'article défini masculin se confond devant une voyelle avec l'article féminin dans les parlers normands comme dans les autres parlers français. Dans ces conditions, l'influence de mots synonymes n'a peut-être même pas besoin d'être invoquée pour expliquer ce changement de genre.

*

Pour l'évolution de pépin «graine» > pépin «jeune plante» nous citerons un passage intéressant d'un des manuels mentionnés:

«Puis quand l'hyver sera passé que vous verrez lever les pepins, laissez bien ainsi croistre un an tant seulement...»[1]

C'est là une manière de s'exprimer qui n'est pas sans parallèle dans d'autres langues; cf. le suéd. *kornet har kommit upp.*

Ce passage donne une phase intermédiaire de l'évolution sémasiologique du mot pépin. D'expressions telles que les pé-

[1] La Manière de Semer Pépins, etc., p. 7 s.

pins lèvent, les pépins poussent, on en est venu à dire les pépins grandissent, les pépins sont grands, et voilà la signification «jeune arbre» toute prête. Pour cette signification, Godefroy (t. VI, 90 b) nous dit que le mot pépin sert encore à désigner un jeune pommier, provenant de semis, de l'âge de 3 à 4 ans, que l'on vend pour former des pépinières. Il cite deux exemples anciens qu'il sera bon de rappeler ici:

> Pomme de pepin (1361, Tabellionn. de Rouen).
>
> Le 18 mars 1555 je fus a la pepiniere de l'eglise, esmonder des pepins (Journ. du Sire de Gouberville, p. 277, Mém. de la Société des Antiquaires de Normandie, 4e série, t. I).

* * *

2. Fr. chabot, zool. Cottus gobio L., etc.

Les étymologistes ont été d'accord, jusqu'à présent, pour dériver *chabot* (*cabot*, etc.) de caput.[1] Le Dict. gén. tire notre mot d'un lat. vulg. *căpŏcĕus — déjà proposé (*căpŏtĭus) par Körting (l. c.) à côté de *capottum — et M. Dauzat (RPhF, XXIX, 90) se rallie à son opinion. M. Gamillscheg (o. c., l. c.), par contre, fait remonter *chabot* à un type *capottum. Pour expliquer le traitement non français du **-p-** (cf. Doubs: *chavot*[2]), le DG dit que le mot «paraît venir des patois du sud-ouest de la langue d'oïl» (Traité, § 83).

[1] Voir Körting, Lat.-roman. Wörterbuch[3], Nos 1884 et 1907; Dictionnaire général, p. 389 b, et Traité de la form., § 83; A. Thomas, Essai 162, Mél. d'ét. fr., p. 51, et ZRPh, XXVII, 147; Littré, Dict. 536 a; Joret, Mél. de phon. norm., p. 45; Meyer-Lübke, REW 1668; P. Barbier fils, La racine «cap-, tête» dans la nomenclature ichtyologique (RPhF, XX, 111 ss.), pp. 114 et 120; *id.*, Sur un groupe de mots de la famille de «caput» (RPhF, XX, 183 ss. et 241 ss.), p. 246; A. Dauzat, Essai de géographie linguistique, p. 53 (aussi dans la RPhF, XXIX, 90 ss.); Gamillscheg, EtWbFrSpr, p. 200 a; Tobler-Lommatzsch, Altfr. Wb, II, 151 a.

[2] Voir Gamillscheg, EtWbFrSpr, p. 200 b.

M. Dauzat dit à ce sujet: «*A priori*, je ne sache pas que la région saintongeaise ait envoyé anciennement à Paris beaucoup de noms de poissons, ni qu'elle fût, au moyen âge, un grand fournisseur de marée pour la capitale. Je crois même qu'on serait fort embarrassé de trouver un point de la côte où *chabot* serait phonétique.»[1] M. Dauzat émet, dans les termes suivants, son opinion sur la provenance de notre mot: «*Chabot* me semble donc une forme relativement récente et partiellement francisée de *cabot*, qui a dû venir directement de Provence par les vallées de Rhône et Saône.»[2]

En émettant ces hypothèses, ni M. Thomas ni M. Dauzat ne semblent avoir tenu suffisamment compte de la présence du mot dans les parlers normands, picards et wallons.[3]

---

[1] RPhF, XXIX, p. 91.

[2] Ib.; M. Gamillscheg se rallie à l'hypothèse d'une origine méridionale de ce mot (o. c, l. c.).

[3] Nous citerons les formes que nous avons relevées pour ces patois: Guernesey: kăbŏ (forme relevée par nous-même sur place); *Métivier*, Dictionnaire franco-normand, etc. Londres, 1870: cabot «petit poisson à grosse tête», «chabot», «goujon»; Jersey: *Glossaire du pat. jers.*, publ. par la Société Jersiaise, Jersey, 1924: cabot «chabot», «petit poisson à grosse tête»; Normandie continentale: *Guerlin de Guer*, Le Parler populaire dans la commune de Thaon, Paris, 1901: kabo «graine de seigle ergoté»; *Moisy*, Dict. de pat. norm., Caen, 1887: cabot 1. «chabot», «poisson de rivière», 2. «têtard», «larve de grenouille»; *Du Bois*, Gloss. du pat. norm, Caen, 1856: cabot, chabot «petit poisson à grosse tête»; *H. Viez*, Essai sur le patois d'Alençon (RPhF, VII, 191): cabot «chabot»; *Robin, Le Prévost, Passy et de Blosseville*, Dict. du pat. norm. en usage dans le dép. de l'Eure, Evreux, 1879: cabot «très petit poisson à grosse tête»; *Delboulle*, Glossaire de la vallée d'Yères, Le Havre, 1876: caborgne «petit poisson à grosse tête qui se met ordinairement sous les cailloux dans les petites rivières»; Picardie: *Corblet*, Gloss. étym. et comparatif du pat. picard, Paris, 1851: cabot «troglodyte» (oiseau); caborgne «un petit poisson d'eau douce à grosse tête», «le chabot», Cottus gobio; *Ledieu*, Petit gl. du pat. de Démuin, Paris, 1893: caborgne, caborne, «petit poisson d'eau douce à large tête», «chabot», Cottus gobio, cf. caboter «rester petit»; *Deseille*, Glossaire du pat. des matelots boulonnais, Paris, 1884: cabot «poisson à grosse tête»; *Edmont*, Lexique Saint-Polois (RPGR I–V): kăbŏ (kăbwă, kăbwẵ)

Il paraît *a priori* invraisemblable que les parlers du nord de la France aient emprunté aux parlers du Midi le nom d'un poisson aussi commun que le chabot et le goujon (*Gobio fluviatilis* Flem.; notre mot sert dans certains parlers à désigner ce dernier poisson). Il est plus invraisemblable encore qu'un prov. cabot, en gagnant peu à peu tout le territoire français, ait conservé en francien son *c* initial jusqu'à ce que le mot ait atteint la Picardie et la Normandie, pour se franciser ensuite partiellement dans l'Ile de France, en changeant le *c* en *ch*.

Il reste alors à chercher l'étymon de chabot.

Dans le vieux français notre poisson fut parfois désigné par les mots caboche et caboceau (chaboisseau) (v. Godefr. I, 764 b et II, 28 c).[1] Du premier de ces mots, qui signifie ordinairement «tête»,[2] on le sait, il n'y a dans

---

«chabot» (poisson); kăbŏ̄ s. et adj. «têtu», «entêté», «obstiné»; kabote «ne pas pousser», «rester petit, malingre ou chétif».

Wallonie: *Hécart,* Vocabulaire rouchi-fr., Valenciennes, 1834: cabot 1. «chabot», «petit poisson d'eau douce», Cottus gobio; 2. «qui a la tête dure»; *Vermesse,* Dict. du pat. de la Flandre française ou wallonne, Douai, 1867: cabot s. m. «opiniâtre», «obstiné», «têtu»; *Remacle,* Dict. wallon-fr., Liège et Leipzig, s. d.: chabo «chabot», «poisson d'eau douce aussi commun que délicat» (chabott «creux», «qui a une cavité»); *Sigart,* Gloss. étym. montois, Paris et Bruxelles, 1870: 1. cabot «têtard de grenouille»; 2. cabot, chabot «sabot»; *Forir,* Dict. liégeois-fr., Liège, 1866–74: chabo «chabot», «petit poisson d'eau douce à grosse tête», «loche».

En Anjou cabot signifie 1. «chien roquet»; 2. «caporal» (v. Verrier et Onillon, Glossaire des pat. et des parlers de l'Anjou, Angers, 1908) et dans le Poitou le mot désigne un petit monceau (v. Lalanne, Gloss. du pat. poitevin, Poitiers, 1868).

[1] Littré donne (Dict.), pour le XIVe s. la forme chaveloz (pl.), Bibl. des Chart., 5e sér., t. I, 233. Nous n'avons pas pu vérifier si ce mot désigne vraiment notre poisson; en tout cas il n'est pas de la même origine que le mot chabot.

[2] Ce caboche «tête», on a voulu le dériver, lui aussi, de caput; voir REW 1668, Tobler-Lommatzsch, Altfr. Wb, II, 151. Selon l'opinion de MM. Gamillscheg (EtWbFrSpr, 164 b) et Wartburg (FEW, 469 a), à laquelle nous nous rallions, caboche, cabosse provient de bottia

Godefroy qu'un seul ex. avec la signification «chabot», du second, qui est vraisemblablement un dérivé du premier, c'est-à-dire d'une forme en -ce, -sse, il y en a deux, dont l'un est du Poitou et date de 1484, l'autre se trouve dans un manuel de français du XVI[e] siècle.[1] Le mot existe encore, selon Godefroy (II, 28 c), dans la Vienne, arr. de Poitiers, sous la forme chaboisseau.[2] Il existe en plus dans le Bas Maine où Dottin l'a noté *šabwessiáo*.

En effet l'idée de tête a joué un rôle important dans la dénomination de poissons à grosse tête. Le latin capito,[3] mot expliqué par le *Corpus glossariorum latinorum*[4] (V, 564, 7:) magnum habens caput, (II, 97, 35:) κεφάλων et (ib., 418, 25:) προκέφαλος, est traduit par le *Thesaurus glossarum emendatarum*[5] par κέφαλος ὁ ἰχθύς, κέφαλος, cephalus. M. Boisacq (Dict. étym. de la langue grecque) dit que κέφαλος est peut-être une sorte de «mulet». Chez Ausone (Moselle, v. 85) on trouve capito désignant un poisson de rivière tandis que le mot s'appliquait ordinairement à un poisson de mer. Le ThLL doute avec raison que le capito d'Ausone soit le même

---

(> fr. bosse) avec le préfixe ca-. M. v. Wartburg dit: «Eine Ableitung von caput durch Entlehnung aus dem Süden kann nicht in Frage kommen, da hier das Wort viel jünger ist als im Norden» (cf. RF 14,359) FEW, 470 a. M. Gamillscheg tire caboceau de cabosse, et cette dérivation a tout pour elle. Quant à chaboisseau, il est, à notre avis, une contamination de cabosse, chabosse avec boissel, boisseau. On se rappelle qu'en normand cabot désigne aussi une mesure de capacité pour les céréales. V. Moisy, Dict. du pat. normand.

[1] Ce manuel ou traité de grammaire est celui de Dewes ou Du Guez (mort à Londres en 1535), intitulé An Introductory for to Lerne to Rede, to Pronounce, and to Speke french trewly (Londres, entre 1528 et 1536).

[2] Voici un témoignage plus récent de ce fait: M. Paul Tisseau, lecteur à l'Université de Lund, me signale qu'à St.-Savin (Vienne) on fait encore de nos jours la pêche au chaboisseau.

[3] Il est à remarquer que Du Cange donne, à côté de capito «chabot», un capito «truncus arboris», it. zocco.

[4] C. gl. l. a Gustavo Loewe incohatum, ed. Goetz, 1888 sqq.

[5] Ed. Goetz, 1901, sq.

que le poisson appelé en grec κέφαλος. En effet, un nom comme celui dont il est question ici peut être donné à différentes espèces de poissons et même à d'autres animaux, comme nous verrons plus loin.

Il ressort de ce qui précède que le mot capito est vraisemblablement un décalque fait sur le grec κέφαλος. Il y avait une autre forme grecque κεφαλωτός qui signifiait «muni d'une tête» et dont le lat. a emprunté le féminin: cephalōtē (ThLL): thymbrae speciem quam commemorant cephalōten, Q. Serenus Sammonicus, liber medicinalis,[1] 423, = bot. Satureja thymbra L., espèce de sarriette. C'est, sans doute, la forme campanulée[2] du calice qui a donné le nom à cette plante. Cf. le prov. mod. cabot «bleuet».

Il y avait en grec, à côté du mot mentionné, un autre qui désignait un poisson à grosse tête: c'était κόττος «poisson de rivière», probablement «le chabot», *Cottus gobio* (Boisacq, Dict. étym. de la langue gr.), dérivé de κοττίς «tête». En allemand, le chabot porte entre autres le nom de *kaulkopf*, *kaulhaupt*, dérivé de *kaul* «boule» (Grimm, Deutsches Wb., V, 351).

Après avoir vu le grand rôle que joue, dans plusieurs langues, «tête» dans la dénomination des poissons à grosse tête, — ce fait n'a pas été invoqué avec assez d'énergie par ceux qui ont dérivé chabot de caput — on comprend qu'on ait pu voir le mot caput dans le nom de notre poisson. Le fait que le nom de la tête entre dans les noms du têtard dans la plupart des parlers de la Gaule[3] (v. ALF, c.

[1] Dans Poet. lat. min., éd. Bährens, p. 107—158.

[2] Les sarriettes, on le sait, sont un genre des Labiées, formé d'herbes et de sous-arbrisseaux, à feuilles opposées, à fleurs disposées en cymes verticillées à l'aisselle des feuilles. Calice campanulé. Le S. th. est propre à la Grece et à la Palestine. Voir la Grande Encyclopédie.

[3] M. Tisseau me signale qu'en Vendée, où l'on étête tous les 5 ou 6 ans les buissons, les ormes, les saules, les frênes, à hauteur de la tête d'homme ou à 2 m. environ, les arbres ainsi taillés s'appellent des têtards, sans doute parce que la boursouflure produite à la longue présente l'aspect d'une tête.

1719,[1] et Dauzat, RPhF, XXIX, 88 ss.), appuie aussi cette supposition.

On sait que le français connaît un b o t «crapaud», «grenouille», attesté depuis le XII[e] siècle (v. Godefroy, I, 692 a, et Tobler-Lommatzsch, I, 1088).[2] Pour le moyen âge, ce mot est attesté par un certain nombre de textes et il a été conservé jusqu'à nos jours dans de nombreux parlers de l'Est (v. Godefroy, I, 692a, et ALF, c. 346). «Dans la Suisse romande, b ô désigne une grenouille de la plus petite espèce, ou plutôt ..... un têtard» (Godefroy, l. c.). On connaît pourtant un seul exemple ancien de b o t comme nom de poisson tiré d'un recueil de mots wallon-français du milieu du XIV[e] s.:[3]

raijes et bous: rochen unde bůt (o. c., p. 79).[4]

Ce terme de b o t, désignant un poisson, est identique à la deuxième syllabe des mots c h a b o t (c a b o t) et t u r b o t, et il n'est autre chose que le m. néerl. *bot(te)*, le m. bas-all. *but* (bas-all. *butte* > h. a. *butte*, dan. *bøtte*, suéd. *butta*)[5], im-

---

[1] Cette carte ne donne que le Midi; pour le Nord de la France, voir les nombreux vocabulaires de patois.

[2] Dans l'Ouest (Berry, Poitou, etc.). bot signifie «chaussure», «sabot» (v. Sainéan, Les Sources etc., I, 103, et ALF, c. 1177).

[3] Gespraechbuechlein, romanisch und flämisch; dans Horæ belgicæ. Studio atque opera Hoffmanni Fallerslebensis. Pars IX, Hannover, 1854. Ce recueil fut écrit entre 1360 et 1377, selon Hoffmann v. Fallersleben (o. c., p. 97), le ms. date de 50 ou 60 ans plus tard (o. c., p. 98).

[4] L'Altfr. Wb. de Tobler-Lommatzsch traduit ce b o t par «turbot». Pour notre part, nous ne saurions affirmer si le mot désigne ici le turbot ou la limande. Il désigne ce dernier poisson en néerlandais et dans le parler de Mons (voir ci-dessous).

[5] Le suéd. *butta* désigne le Rhombus maximus L. (v. Sv. Ak. Ordbok). En allem., le Pleuronectes flesus L. s'appelle Flunder, Butt, Elbbutt, Weserbutt, Struffbutt, Rauhflunder, Sandbutt, Teerbutt (v. Brehms Tierleben, Fische, 4[e] éd., p. 541), tandis que le Pleuronectes platessa L. reçoit le nom de Goldbutt, Scholle, Maischolle (o. c., p 538), le Rhombus laevis Rond. est dénommé Glattbutt, Margaretenbutt, etc. (o. c., p. 537), et le Rhombus maximus L. s'appelle Steinbutt (o. c., p. 536).

porté en Gaule avant l'amuïssement du *t* final dans les parlers du Nord. Il existe, de nos jours, selon Sigart,[1] dans le parler de Mons avec la signification de «limande». Le mot se rattache vraisemblablement au m. néerl. *bot*, bas-all. *butt* «obtus», «émoussé», «non pointu» (v. Franck's Etym. Woordenb. der nederlandsche Taal, Tweede Druk door Dr. N. van Wijk, 's-Gravenhage, 1912). Bot nom de poisson est donc indentique à bot «crapaud».[2] Quant à l'explication du mot néerl. comme provenant d'un *Bhudhn(i)o-, -â- «bij den zeebodem levend», Franck l'appelle avec raison fantaisiste.

On serait tenté, pour pouvoir accepter au moins en partie l'étymologie caput, de voir le nom de la tête dans la première syllabe du mot chabot. Si l'on supposait un type *capbot formé avant que l'a eût commencé à évoluer dans

---

[1] Glossaire étym. montois, 2e éd., Paris et Bruxelles, 1870; le eil-botte, etc., «espèce de poisson de mer voisin du turbot» donné par S., est un emprunt récent.

[2] Ces mots doivent remonter à un rad. indo-eur. bu, bhu, «bour-soufler»; v. Walde, Vergl. Wörterbuch der indogerm. Spr., II, p. 116. Le sens général du mot bot en Gaule semble avoir été celui de «masse (informe)». Cf. pied-bot, rabot (< rat+bot), ribot (fr. dial.) «pilon d'une barette», etc. Le patois de l'Aunis connaît un bot-volant «chauve-souris» (Sources ind. de l'ét. fr., II, 92). M. Hellquist (v. Svensk Etymologisk ordbok, p. 372b) attire l'attention sur le fait que le même mot désigne souvent la grenouille ou le crapaud d'un côté et de l'autre un poisson qui par son corps mou et muqueux, parfois tacheté, ou par la conformation grossière de son corps et par son aspect rebutant ressemble aux batraciens. Cf. le suéd. kvabba = *Lophius piscatorius*, suéd. dial. kvabbso = femelle de *Cyclopterus lumpus*, suéd. ålkvabba = *Zoarces viviparus*, grodkvabba = «larve de grenouille»; dan. kvabbe = *Lota vulgaris*; allem. quappe = *Cottus gobio, Loph. pisc.* et «larve de grenouille»; néerl. puitaal, puit = *Zoarces viviparus* et néerl. puit = «grenouille»; vha. ruppa, rûpa (allem. aalraupe) = *Lota vulgaris* et mha., allem. rutte = *id.* < lat. rubeta «crapaud»; suéd. marulk = *Loph. pisc.* (allem. froschfisch, lat. rana piscatrix, angl. fishing frog ou angler), norv. ulka, b.-allem. ulk «grenouille».

le Nord de la Gaule, c'est-à-dire avant la fin du VIII[e] siècle, la présence de l'a serait expliquée. Une telle origine de cha-bot, si elle n'est guère absolument impossible, est pourtant extrêmement invraisemblable.

Il est bien plus probable que ce cha-, ca- vienne du lat. cattus. On sait que le nom du chat entre dans un grand nombre de noms de poissons.[1] Étant donné que l'attitude du chabot, lorsqu'il guette sa proie, ressemble beaucoup à celle du chat (v. Brehms Tierleben, Fische, p. 492) et qu'il a souvent, lorsqu'on l'attrape, la tête de son adversaire dans la bouche, de même que le chat tient le rat entre ses dents, il n'est guère étonnant que le nom du chat soit entré par métaphore dans le nom du *Cottus gobio*.[2]

Enfin il convient de dire que le prov. cabos peut très bien contenir caput. On hésite pourtant devant la déclaration de M. Dauzat que la forme cabot qui ne se trouve que sur un seul point (778, Hérault) de l'ALF serait un singulier reformé d'après le pluriel caboz < *capŏcĕos. On s'étonne que M. Dauzat ne suppose pas plutôt que les formes avec -s au singulier sont d'anciens nominatifs en -z (<-ts) soutenus par le pluriel, si ce n'est pas la forme du pluriel qui est entrée au singulier tout simplement. En effet, cabos, -t désigne généralement le têtard dans le Midi comme il le fait sporadiquement dans la France du Nord, et le nom du têtard doit être de ceux qui s'emploient le plus fréquemment au pluriel.

*

Le Dictionnaire général dit du mot chabotte «billot de fonte fixé en terre ou dans un massif, près de la

---

[1] V. Sainéan, La Création métaphorique en français et en roman. I. Le Chat (Dans les Beihefte zur Zeitschr. für roman. Phil., I), §§ 37 a, 54 a, 70 a, 102 a.

[2] Ce poisson porte aussi les noms suivants: bâne (côte d'Or), caborgne (Normandie de l'Est, Picardie); borgne sert à dénommer la larve des batraciens (côte d'Or) et caborgne signifie «borgne» (Mayenne, Sarthe). Voir RLR, LXIII, 3 ss.

forge, et sur lequel repose l'enclume», que son origine est inconnue, «le sens ne se prêtant guère à un rapprochement avec le mot précédent» (chabot). M. Gamillscheg, de son côté, veut que chabotte soit pour *échabotte et que cette forme supposée soit derivée de escabeau. Que le wallon (Liège) ait un chabott «confessional», «petite cellule» ne prouve rien de tel. Pour celui qui voit dans chabot le germ. bot «masse (informe)», la parenté entre les deux mots est évidente. M. Paul Barbier fils cite (RPhF, XX, 115 et 248) plusieurs exemples d'un féminin cabote nom de poisson (*Cottus* ou *Trigla*). Puisque le mot cabot désigne parfois un monceau, un amas (voir Lalanne, Gloss. du pat. poit., et Moisy, Dict. du pat. norm.), la forme féminine cabotte, chabotte a aussi pu signifier «masse»: on comprendra que de cette signification, celle de «billot» naît facilement. D'un autre côté, botte «chaussure» a pu exercer une certaine influence sur le nom du billot pied d'enclume.

Lund. *Albert Sjögren.*

Besprechungen.

Germanica. Eduard Sievers zum 75. Geburtstage 25. November 1925. Mit 2 Lichtdrucken und 23 Abbildungen. 1925. Max Niemeyer. Halle a/S. X+727 S.

Die dem Altmeister der germanischen Sprachwissenschaft gewidmete stattliche Festgabe enthält dreissig kürzere und längere Aufsätze aus dem Gebiete der deutschen, englischen und nordischen Sprachforschung; dazu noch ein paar Artikel ausserhalb des germanistischen Forschungsgebietes.

Der Band wird eingeleitet durch eine Tabula gratulatoria, die ca. 200 Namen umfasst. Darauf folgen die Abhandlungen.

Otto Basler liefert einen «Beitrag zu den Anfängen der altdeutschen Studien in Österreich im 18. Jh.», in dem er die Tätigkeit des Melker Mönchs P. Placidus Amon als Abschreiber altdeutscher Handschriften schildert und auf die Schicksale seiner Sammlungen, von denen ein Teil in der Dresdner, ein andrer in der Berliner Bibliothek aufbewahrt wird, neues Licht wirft. —

Von grosser Bedeutung ist die gründliche Untersuchung von *Victor Michels* «Zur deutschen Akzentgeschichte», in welcher einige Hauptzüge in der Entwicklung des deutschen Wortakzentes geschildert werden. — In dem Artikel «Einiges vom germanischen Wortschatz» bespricht *Leonard Bloomfield* eine Anzahl von Worten mit inlautendem germ. *pp, tt, kk* und *bb* (wie *zucken: ziehen,* nd. *drabbeln* usw.). Er verwirft alle Versuche, diese Lautgruppen unmittelbar aus urindogerm. Wortmaterial oder durch Lautsymbolik zu deuten und erklärt sie durch Angleichung. Gewisse durch Ausgleichung des Lautwechsels entstandene Auslautstypen hätten sich manchmal mit Bedeutungsinhalten verknüpft und dadurch ausgebreitet. In ähnlicher Weise hätten auch gewisse Anlauttypen, die morphologisch aktiv geworden, sich analogisch weiter verbreitet. Die sog. «Streckformen» werden durch den Einfluss der undeutschen Betonung in den Lehnworten erklärt. — *Hugo Suolahti* behandelt in dem Artikel «Eine germanisch-romanische Bezeichnung des Iltis» das ndl. Wort *visse* (schon in alten Gll. *uuiessa*), welches auch auf dem französischen Sprachgebiet in zahlreichen Varianten erscheint. — *Hermann Collitz* deutet das Wort *Ketzer* als mnd. *quetser* 'Verletzer, Schädiger'; die vermittelnde Bedeutung sei 'Schänder' gewesen (noch jetzt in *Bubenketzer*). — In der recht gründlichen Abhandlung «Zu den Ortsnamen» verfolgt *Karl Bohnenberger* an der Hand einer grossen Anzahl von Namen auf *-dorf, -weiler, -heim* u. a. die «Siedlungsbezeichnungen» (d. h. die Ortsnamen, bei welchen die Benennungsweise von den Siedlungen ausgeht und Wörter enthält, welche Siedlungen bezeichnen). Es wird Zeit und örtliche Verbreitung, die Bedeutung des verwendeten Sprachgutes sowie das Alter und die Herkunft der Siedlungen und deren Art untersucht, denn dies alles kommt in den Ortsnamen zum Vorschein. Es zeigt sich, dass wenigstens für gewisse Gattungen von Ortsnamen und für gewisse Perioden der Siedlungen ein engerer Zusammenhang zwischen Wort und Sache existiert. — *Alfred Götze* versieht die Rubrik seines Artikels «Spuren alter Hörigkeit in heutigen Familiennamen» mit einem Fragezeichen und beantwortet die Frage in negativer Richtung, indem er zeigt, dass Namen wie Hundertmark, Dreischilling u. a. nicht, wie man angenommen hat, Namen von Hörigen sind, deren Preis etwa im Namen angegeben worden sei, sondern Übernamen, in denen Spott über Armut oder Protzentum ausgedrückt wird. Diese Lösung der Frage ist offenbar richtig.

Die Reihe der Aufsätze aus dem Gebiete der nordischen Philologie eröffnet *Hjalmar Lindroth* mit dem Artikel «Zur ur-

nordischen Runeninschrift des sog. Rösteines in Bohuslän», wo er die Stelle *s[a]irawidaR* in der Inschrift des 1919 gefundenen Steines als 'mit (vielen) Wunden versehen, voller Wunden' deutet. — *Didrik Arup Seip* handelt in seinem Aufsatz «Zur mittelnorwegischen Sprachgeschichte» von der norwegischen Urkundensprache des 14. Jhs. Diese wird als eine archaisierende traditionelle Schriftsprache bezeichnet, welche erst um 1370 ihren Charakter ändert und einer moderneren, jedoch fremden, dabei aber doch wieder nahe verwandten Norm erliegt. — *Hjalmar Falk* behandelt «die altnordischen Namen der Beizvögel» in der haukaþula der Snorra Edda in zwar fördernder, aber keineswegs erschöpfender Weise; die einschlägige Literatur wird dabei nicht genügend herangezogen. — Der Artikel «Kǫrmt ok Ormt» von *Magnus Olsen* enthält eine ziemlich gewagte Deutung der in Grimnismál vorkommenden Stelle mit den drei Flussnamen. — Interessant ist die Untersuchung von *Eugen Mogk* über «Nordgermanische Götterverehrung nach den Kultquellen». Es wird hier gezeigt, dass auf Island zwar Thors- und Freyskult, aber kein Odinskult vorkommt. In Norwegen habe der Odinskult am Hofe der Könige und Jarle geherrscht, für die Odin als Kriegs- und Siegesgott wichtig war, während der Kult im Volke wenig wurzelte. Der Königshof habe das Vorbild zum Götterkönig gegeben, und durch Skaldenphantasie sei Odin, der ursprünglich nicht der höchste Himmelsgott war, in diese höhere Sphäre gehoben.

Zu den anglistischen Aufsätzen bildet den Übergang die Untersuchung von *Bruno Borowski* über «Funktion, Affekt, Gliederzahl und Laut». Der Vf. stellt die Lautverschiedenheit von ws. *bûtan : bûton* in Verbindung mit der Funktionsverschiedenheit (*bûtan* Präposition, *bûton* Konjunktion). Die Lautverschiedenheit in me. *understanden : understonden* erklärt er aus der verschiedenen Wortstellung im Satz, wobei eventuell auch die Affektbetonung des Imperativs und Jussivs eine Rolle spielt. Ebenso die Lautverschiedenheit in me. *fecht(en) : fiht(en).* Weiter wird der Unterschied in me. *fe(c)ht(en) : fiht(en)* mit tönischen Verhältnissen in Zusammenhang gebracht, welche von der Gliederzahl der rhythmischen Gruppen abhängen. — *Hans Weyhe* bespricht in einem kurzen Aufsatz «Zur altenglischen Flexion» einige lautliche Erscheinungen in der altenglischen Flexion. — *Elis Wadstein* bringt in dem Artikel «Beowulf», der nur einige Seiten umfasst, diesen Namen in Zusammenhang mit ndl. *buie* 'Bö' usw. und deutet ihn als «Wind-» oder «Sturmwolf»; demnach wäre Beowulf die Bezeichnung eines Winddämons. — *Max Förster* zeigt in seiner Untersuchung über «Die Französierung des englischen Personen-

namenschatzes», dass die englischen Rufnamen infolge der normannischen Eroberung fast ausschliesslich französisch geworden und die Familiennamen zu etwa drei Vierteln französisches Importgut sind. Wie die französischen Namen durch verschiedene Formen anwachsen konnten, wird in instruktiver Weise an dem Namen Robert veranschaulicht. — Unter der Rubrik «Weitere Studien zu den neuenglischen Lehnwörtern» untersucht *Karl Luick* zunächst die Wiedergabe von fremdem *ā* und unterscheidet in bezug darauf drei verschiedene Schichten: 1) die Lehnworte des 16. Jhs., 2) die Lehnworte aus dem Ende des 16. und dem 17. Jh. und 3) die Lehnworte aus dem 17. Jh. und besonders aus dem 18. und 19. Jh. Weiter wird die Entwicklung von me. *au* näher erörtert: frühne. *au* erfuhr Monophthongierung durch Schwund der zweiten Komponente, aber in vielen Mundarten wie auch in der umgangssprachlichen Form der Gemeinsprache waren die einzelnen Gruppen zeitlich abgestuft.

Die Reihe der auf das Gebiet des Deutschen und speziell des Altdeutschen bezüglichen Abhandlungen wird eingeleitet durch den Aufsatz von *Josef Schatz* über «Althochdeutsche Doppelformen schwacher Verba», in welchem das betreffende Material in gesichteter Form gegeben wird. — *Luise Berthold*s Untersuchung über «die Quellen für die Grundgedanken von V. 235—851 der altsächsisch-angelsächsischen Genesis» führt zu dem Ergebnis, dass diese Quellen ausser in der Bibel, Kommentaren und gängigem geistlichem Gedankengut in starkem Masse in der Eigenart des Dichters zu suchen sind. Die Tendenzen, die den Dichter bei der Umformung leiteten, werden verständlich als Versuche der jungen germanischen Welt, sich mit fremdartig anmutenden geistlichen Gedankengängen auseinanderzusetzen. Abhängigkeit von Avit lasse sich nicht behaupten, dagegen könnten einzelne Züge aus den Apokryphen dem Dichter zugeflossen sein. — *Konrad Zwierzina* prüft in einem Artikel über «Vokalschwankungen in der Sprache der mittelhochdeutschen Ordensdichtung» nach seiner bekannten minutiösen Methode die Vokalquantität der Reime im Mitteldeutschen Schachbuch, in Tilos von Kulm Gedicht von den siben insigeln und in Nicolaus von Jeroschins Chronik von Preussenland. — In dem Aufsatz «Hypotaxe bei Hartmann von Aue» behandelt *Fritz Karg* das Verhältnis von Vordersatz und Nachsatz. Es werden zwei Typen unterschieden: I. Der Nachsatz wird ohne Rücksicht auf den vorausgehenden Vordersatz angeschlossen und erscheint in der Wortstellung des freistehenden Hauptsatzes; II. Die das ganze Gefüge einleitende Konjunktion wird am Beginn des Nachsatzes in Gestalt eines korrespondieren-

den Adverbs wieder aufgenommen, bezw. wird ein auf diesen bezügliches Adverb an die Spitze des Nachsatzes gesetzt. Es stellt sich heraus, dass die Verteilung der beiden Stellungstypen nach psychologischen und Bedeutungsgrundsätzen fest geregelt ist. Im Typus II lagern die beiden Teile des Gefüges ziemlich lose einander gegenüber; das Gebilde hat hier zwei psychische Höhepunkte. Im Typus I wieder hat der Vordersatz geringeren Wert als der Nachsatz; das Gebilde hat nur einen psychischen Höhepunkt. Der Unterschied lässt sich auch in klanglicher Beziehung beobachten: im Typus II zeigt der Vordersatz die Normalstimme, der Nachsatz die Umlegestimme und umgekehrt; im Typus I sind die Sätze einheitlich, sie treten beide in Normalstimme oder Umlegestimme auf. — In seiner Untersuchung «Über Brechung im Frühmittelhochdeutschen» legt *Helmut de Boor* zunächst seine Auffassung von dieser Erscheinung dar. Nach ihm ist die Brechung nichts einseitig Metrisches, sondern das Resultat des Mit- und Gegeneinanderwirkens zweier an sich gleichberechtigter Gliederungsformen, der metrischen und der syntaktisch-sprachlichen. «Die Art, wie diese beiden prinzipiell verschiedenen Gliederungssysteme ineinander einpassen, sich dekken oder überschneiden, ist einer der wichtigsten Faktoren in aller metrischen Poesie; speziell die Frage, wie die Hauptruhepunkte, Zeilenabschnitt und grosser Sinneseinschnitt sich zu einander verhalten, ist entscheidend für die Erscheinung, die wir Brechung nennen. Sind die Knoten- und Ruhepunkte der beiden Gliederungssysteme der Regel und Absicht nach auf einander verlagert, so herrscht Bindung, ist der Verlauf von Knotenpunkt zu Knotenpunkt so eingerichtet, dass der sprachliche Einschnitt mit metrischem Fortfluss zusammenfällt und umgekehrt der sprachliche Fluss metrische Ruhepunkte überströmt, bis endlich einmal wieder Zusammenfall eintritt, so herrscht Brechung.» Die Analyse der frühmittelhochdeutschen Gedichte zeigt, dass die Bindung, welche in der älteren Poesie regelmässig ist, immer mehr zurückweicht, und dass die Brechung immer mehr überhand nimmt. — *Carl von Kraus* veröffentlicht «Neue Bruchstücke einer mittelhochdeutschen Liederhandschrift». Es handelt sich um ein Pergamentdoppelblatt mit Schrift aus der Mitte des 14. Jhs., welches einige Lieder Walthers und Pseudo-Reimars enthält. Der interessante Fund gibt v. Kraus Anlass, Fragen der Strophenordnung, Autorschaft usw. zu berühren und in überzeugender Weise zu beantworten. — Die «Beiträge zu den St. Georgener Predigten» von *Philipp Strauch* beziehen sich auf die Edition Rieders in den Deutschen Texten des Mittelalters und enthalten sowohl allgemeine

Reflexionen über die Entstehungszeit und Art der Predigten als auch Einzelbemerkungen. — *Albert Leitzmann* teilt auf ein paar Seiten einige «Wolframianismen im Biterolf» mit. Die Übereinstimmungen, die sich auf Worte und Redensarten beziehen, liessen sich noch um einige weitere vermehren. — *Julius Schwieterings* Aufsatz über «Die Bedeutung des Zimiers bei Wolfram» enthält eine eingehende Untersuchung dieses ritterlichen Helmschmuckes auf Grund der erhaltenen Denkmäler selbst, der bildlichen Darstellungen derselben und der literarischen Belegstellen. Es ergeben sich in der Entwicklung des Zimiers, die bei Wolfram beginnt, zwei Schichten: Im Parzival III—XVI wird das Zimier von einem Schrecken einjagenden Fabeltier gebildet, das antikem Einfluss zuzuschreiben ist; im Parzival I—II und im Willehalm findet sich eine allgemeinere, z. T. symbolische Verwendung der Zimiere, welche eine fortgeschrittenere Stufe bezeichnet. Das Zimierkriterium berechtige zu dem Schluss, dass Parz. III—XVI bezw. V—XV vor Parz. I—II und vor dem Willehalm gedichtet wurden. — In einem kurzen Aufsatz über «Joachim Rachels satyrische Gedichte» interpretiert *Axel Lindquist* einige Texstellen der aus dem 17. Jh. stammenden Gedichte. Er zeigt, dass der Herausgeber Drescher mehrere Stellen falsch verstanden, andere unerklärt gelassen hat, und teilt seine eigenen sehr plausiblen Vorschläge zu Textänderungen mit. — *Friedrich Neumann* bestätigt in der Abhandlung «Der Altonaer 'Joseph' und der junge Goethe» auf Grund eines eingehenden Vergleichs die Behauptung Leitzmanns und Behaghels, dass Goethe nicht der Verfasser des Joseph sein kann, wie es Piper angenommen hatte. N. gelangt zu dem offenbar richtigen Schluss, dass der Joseph von einem Niedersachsen verfasst worden ist.

Zum folkloristischen Forschungsgebiet gehören die «Rätselforschungen» von *André Jolles* und *Walter Porzig*. Von den beiden Verfassern erörtert jener die Begriffe Rätsel und Mythos, während dieser im Anschluss daran Beispiele aus dem Rigveda anführt und die Rätselsprache als eine Art Sondersprache darstellt. Der Artikel hat einen abstrakt-philosophischen Charakter. — Von allgemein begrifflich erklärender Art ist auch *Rudolf Blümels* Aufsatz «Die rhythmischen Mittel».

Das Buch wird abgeschlossen durch die recht ausführliche Abhandlung von *Friedrich Braun* über «Russland und die Deutschen in alter Zeit». Es wird hier zunächst über die Beziehungen zwischen Russland und Westeuropa in der Form von fürstlichen Heiraten, Gesandtschaften usw. Bericht erstattet, darauf wird der deutsche Ursprung bekannter russischer Familien auf Grund

von Familiennamen und Familientradition erörtert. Die älteste von den drei Perioden, in welche die betreffende Zeit eingeteilt wird, umfasst die Zeit bis zum Jahr 1200, die zweite die Zeit der «Einkapselung» oder «Blockade» Russlands von 1200 bis 1500, und die dritte die Zeit, wo die Ausländer in grösserer Menge nach Russland kamen, von 1450 bis 1694.

Wie aus der obigen Übersicht hervorgeht, finden sich unter den Beiträgen zu der Festgabe eine ganze Reihe bedeutender Untersuchungen, die einen dauernden Wert haben und dem Buche das solide Gepräge verleihen, welches einer Huldigung von Eduard Sievers gebührt.

Hugo Suolahti.

Karl Thalmann, *Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach.* München, Georg D. W. Callwey, 1925 (Münchener Texte hrsg. von Friedrich Wilhelm, Ergänzungsreihe: Reimwörterbücher Heft IV). VIII + 140 S.

Leo Saule, *Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt* nach dem Text von Karl Bartsch: Der Nibelunge Nôt (Leipzig 1870) unter Berücksichtigung der Verbesserungen in Wilh. Braunes: Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band XXV). München, Georg D. W. Callwey, 1925 (Münchener Texte hrsg. von Friedrich Wilhelm, Ergänzungsreihe Heft III). 61 S. Preis: 4 RM.

Von den beiden Anfängerarbeiten, die unter der Leitung Wilhelms ausgeführt sind, hat die Arbeit von Thalmann nicht wenig Mühe gekostet, weil das Material doch recht umfangreich ist. Zwar bietet Thalmann eigentlich kaum mehr als die mechanische Sammlung der Reimworte, aber die Angabe der jeweiligen grammatischen Formen setzt doch auch eine sprachliche Prüfung voraus. Das Verzeichnis ist streng alphabetisch; in bezug auf die im Lachmannschen Text in verschiedener Lautgestalt vorkommenden Reimworte hat der Vf. zwischen den mannigfachen Schreibarten Lachmanns und der durchgehenden Schablonisierung Leitzmanns die Mitte zu halten versucht. Im allgemeinen werden die Varianten jedoch gesondert angeführt, so dass z. B. *enpfuor* und *entfuor* an verschiedenen Stellen auftreten. Wenn aber auch *blîalt* und *plîalt* auseinandergerissen werden, so gehört das kaum zum System des Verfassers, denn z. B. *pastart* wird unter *bastart* in Klammern angeführt. — Soweit ich auf Grund einiger Stichproben urteilen kann, ist das Reimverzeichnis überhaupt sorg-

fältig zusammengestellt; doch sind einige Reimworte aus Versehen weggeblieben, wie *ârkêr* (:mêr) im Parzival 183, 25, *kunrierten* (:parlierten) ebda 167, 13. Ein Druckfehler ist *enâdrus* pro *enîdrus*.

Saule hat sein viel geringeres Material in zwei verschiedene Verzeichnisse geordnet; das eine zählt in alphabetischer Reihenfolge die Endreime und unter diesen die betreffenden Reimworte auf, das andere gibt die Reimworte nochmals in alphabetischer Ordnung, jedoch so, dass die zusammengesetzten Worte unter dem Anfangsbuchstaben des Stammwortes aufgeführt werden, ein System, das nicht empfehlenswert scheint. Aus seiner Reimstatistik zieht der Vf. in der Einleitung allgemeine Schlüsse auf die Reimkunst des Nibelungendichters, die nicht ohne Interesse sind. Er hätte seine Charakteristik mit noch einer Beobachtung stützen können: dass nämlich der Dichter von den im Texte vorkommenden Fremdworten fast kein einziges im Reim verwendet.

Hugo Suolahti.

Erwin Volckmann, *Die deutsche Stadt im Spiegel alter Gassennamen.* Kultur- und Wortkundliches. Zweite wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage von «Strassennamen und Städtetum». Gebrüder Memminger, Würzburg 1926. VIII + 235 S. 8°.

Der durch seine Arbeiten auf kulturhistorischem und nationalökonomischem Gebiet bekannte Verf. hat in vorliegendem Buch alte Strassennamen gesammelt, diese kulturhistorisch erörtert und, wenn nötig, auch sprachlich gedeutet, wobei er infolge seiner gründlichen Sachkenntnis und einer ausreichenden Beherrschung älterer Sprachepochen wohl immer das Richtige trifft. Dass auf dem ungeheuren Gebiete eine gewisse Beschränkung notwendig war, versteht sich von selbst. Die norddeutsche Herkunft des Verf. macht es begreiflich, dass sich sein Interesse in erster Linie dem niederdeutschen Sprachgebiete zuwendet. Doch werden auch nicht wenige mittel- und oberdeutsche Strassennamen besprochen. Zu rühmen sind bei aller wissenschaftlicher Sachlichkeit die durchaus fesselnde Sprache, die Wärme und Eindringlichkeit der Diktion. Es ist erstaunlich, welch bunte Fülle altdeutschen Lebens sich in den Blättern dieses Buches vor den Augen des Lesers auftut. Unseres Volkes kulturelle Vergangenheit spiegelt sich in ihrer Gesamtheit in den deutschen Strassennamen. Wir sehen wiedererstehen altgermanisches Recht, Handel und Wandel, Gewerbe und Erwerbe des Mittelalters. Viele Namen erinnern an Fehde und Abwehr, andere wieder an alle Art alter Volksbelustigung. Die tiefe Gläubigkeit des Mittelalters mit seiner

naiven Heiligenverehrung einerseits, Derbheit und Freude an Unflat andererseits finden in vielen Strassennamen ein Echo. Neben stolzen Namen stehen demütige, von Armen, Kranken und «unehrlichen» Leuten geborgte. Am nüchternsten sind die Geländenamen. Mit manchen Strassennamen treibt die Volksetymologie ein tolles Spiel.

Es ist schwer, aus der Fülle interessanter Beispiele eine Auswahl zu treffen.

Die *Aschgeberstrasse* in Stettin (S. 187) war früher eine *asgebergstr. asge* = *asege* «Rechtsprecher» (*â* = mhd. *ê* «Recht» + *sega* «Sager, Sprecher»). — Die auf nieder- und mitteldeutschem Gebiet häufigen *Hunde-* oder *Hunnenstrassen* (S. 22 f.) haben weder mit den Hunden noch mit den Hunnen etwas zu tun. Es ist darin eine Volksetymologie von ahd. *hunno* zu sehen. Der Hunno war Vorsteher der Hunschaft = Hundertschaft, d. i. ein Verband mit richterlichen Befugnissen. — Aus einem *rosgart* (S. 35) d. h. Rosshürde (vgl. *Stuttgart* = Stutenhürde) wurde ein *Rosengarten.*[1]

Die in Süddeutschland und Österreich vorkommende *Schrannengasse* kann doppelten Ursprungs sein, je nachdem *Schranne* < ahd. *scranna* «Gerichtsbank» (S. 20) oder «Verkaufsbank», dann weiterhin «Messestätte für den Getreidehandel» (S. 60 f.) bedeutet. — Aus einer *Wagenmannstrate* in Lübeck (S. 66 f.) (*wagenmann* = Fuhrmann) wurde über verschiedene Zwischenstufen mit der Zeit eine *Wahmstrasse.* — Die mittelalterliche *Saligentwiete* in Hamburg (S. 75) deutet Verf. als Salweidenstrasse (zu ahd. *salaha*), doch irrt er, wenn er meint, die Latinisierung *twita felicis* sei befremdlich und beruhe auf einem Lese- oder Schreibfehler. Ahd. *sâlig* ist unser *selig.* (Vgl. jetzt noch im Tiroler Volksglauben die *Saligen,* eine Art Feen.)

Häufig haben sich in Strassennamen alte, heute nicht mehr gebräuchliche Gewerbenamen erhalten. Die nicht seltene *Kütergasse* (S. 78 f.) bedeutet soviel wie «Schlächtergasse». *Kut* = Eingeweide. (Vgl. österr. *kutelfleck* als beliebtes Gabelfrühstück.) — Den *Gruttmakern* «Grützemachern» wurde in Hamburg eine Strasse gewidmet (*Grutte-Twiete,* später *Görttwiete,* S. 81). — Auch das Schustergewerbe ist in manchen Strassennamen verewigt. Aus dem unverstandenen ndd. *altböter* (vgl. mhd. *büezer* «flicker», ahd. *scuoh-buozâri* «flickschuster») wurde ein *alter Peter.* So gibt es eine *Altpetristrasse* in Hildesheim, während in Wismar

[1] *Garten* in der alten Bedeutung «Hürde» (vgl. got. *garda*) hat nichts mit *Gerte* zu tun.

noch jetzt eine *Altböterstrasse* besteht (S. 86 f.). Der Schuster (franz. *cordonnier,* mlat. *corduanarius*) von der Stadt Córdoba in Spanien, die ein feines Leder lieferte, steckt auch in der *Kurwengasse* (amtlich *Korduangasse*) in Strassburg. — Die ehemalige *Urlougingasse* in Köln (S. 95 f.) deutet auf das Uhrmachergewerbe (frz. *horloge* < lat. *horologus*). — Irreführend ist der *Perlengraben* in Köln (S. 97), der aus einem *Pelregraben* entstanden ist. *Pellere, Pelre* (von lat. *pellis* «Fell») ist der Gerber. — Dass auch innerhalb der Stadtmauern Viehzucht getrieben wurde, verraten (S. 104) die Strassennamen *Berlich* in Köln und *Perlach* in Augsburg (*pêr* = Zuchteber, *lach* = Lache, Pfütze). So ist auch die *Soegestrasse* in Bremen (S. 103 f.) eine «Sau»strasse. Der *Entenplan* in Merseburg (S. 107) deutet jedoch nicht auf Federviehzucht, sondern ist umgeformt aus *Wendenplan.* — Benennungen nach dem Strassenlärm sind nicht selten. Nach den Klatschbasen benannt sind die *Plapper-* und *Klappergassen* (S. 108 f.), letztere in Strassburg und Frankfurt a. M. Auch die *Pläterstrasse* in Rostock (S. 109) kann von ndd. *pleteren* «schwatzen» hergeleitet werden. Die *Bungenstrasse* in Stade (S. 117) und die *Pümperstrasse* in Rostock (S. 117 f.) sind den Trommlern gewidmet (*bunge* sowohl wie *pumper* bedeuten «Trommel»). — Spuren des geistlichen Regimentes finden sich auch in Strassennamen. Die *Töngesgasse* (S. 127) in Frankfurt a. M. deutet auf den Orden der Antoniter (*Tönnisherren*), und die *Reuerergasse* in Würzburg (S. 127) verdankt ihren Namen den büssenden Schwestern zur h. Magdalena. — Neben den frommen Leuten kommen auch die Unfrommen bei den Strassenbenennungen zu ihrem Rechte. So sind die alten *Tronergassen* (S. 139 f., noch jetzt hierher gehörig *Tränsberg* in Magdeburg und *Tränental* in Strassburg) nach dem mndd. *troner* «Schwindler, Betrüger» benannt. Die Grosse und Kleine *Geilergasse* in Speyer (S. 140) wurden wohl ehemals von Bettlern und Landstreichern heimgesucht, denn diese Bedeutung hat das mhd. *gilaere.* Der ehemalige *Leutfresserweg* in Würzburg (S. 140) hatte seinen Namen nach gefährlichen Wegelagerern. Einen gewissen Zynismus verraten die Strassennamen, die auf mangelhafte Reinlichkeit anspielen. Die *Hor-* oder *Hargassen* (S. 145) haben ihren Namen vom Strassenkot (mnd. *hôr, hâr*). Wenn daher die *Haargasse* in Strassburg mit rue des cheveux übersetzt ist, so ist dies ein grobes Missverständnis (S. 145). Die Strasse *auf dem Harz* in Lüneburg (S. 145) hiess ursprünglich «auf dem Haare». — Die schrecklichen Krankheiten des Mittelalters wie Aussatz und Pest haben auch in Strassennamen ein trauriges Echo gefunden. Der Laie ahnt nicht, dass in der *Gut-*

leutstrasse in Frankfurt a. M. (S. 153) die Erinnerung an den Aussatz — *Gutleut* ist Glimpfwort für «aussätzig» — fortlebt, während die *Lenzgasse* in Danzig (S. 153) aus einer *Pestilenzgasse* hervorgegangen ist. — Dass man auf schönklingende Namen keinen Wert legte, beweisen die Strassenbenennungen nach «unehrlichen» Leuten wie z B. der *Henkersgraben* in Ulm (S. 154) oder die *Schinder-Schütt* in Ingolstadt (S. 156). Auch die ehemalige *Stockergasse* in Frankfurt a. M. (S. 157) gehört in diese Kategorie. *Stocker* ist der Gefangenwärter (von *Stock* «Gefängnis»). Ursprünglich wurde mit dem Worte der Holzblock bezeichnet, in den die Füsse der Gefangenen geschlossen wurden. In Breslau gibt es noch heute eine *Stockgasse* (S. 157).

Wie ferne man in älteren Zeiten von jeder Prüderie war, zeigen derbe, ja unflätige Namen wie die früher häufigen *Erskerwe, Erskerne, Aarskarne* (S. 166 f.). In Emden gab es eine Strasse *«tüsken beede Morsbacken»* (S. 167). Ja es gibt Strassennamen, die ganz deutlich auf Funktionen des Stoffwechsels hinweisen wie die ehemalige *Pysstrasse* in Hildesheim (S. 167 f.) und in derselben Stadt eine *«Im Hückedahl»* genannte Strasse (*huken gân* = cacatum ire). Mit derselben Deutlichkeit verrät seinen ursprünglichen Zweck der alte *Schiterhagen* in Stralsund (S. 168), der später anstandshalber in *«Zitterhagen»* verballhornt wurde. — Sehr beliebt waren unverhüllt erotische Namen, wie die im Mittelalter häufigen Strassenbezeichnungen *Rammelsberg* (S. 170), die *Horen-* oder *Hörengasse,* später in Hildesheim zur *Herrengasse* verharmlost (S. 171). Dasselbe besagt die ehemalige *Amtsfrauengasse* in Wildungen (S. 174). — *Handschuhgässlein* (S. 178, früher in Nürnberg) klingt harmlos, doch klärt jedes französische Argotwörterbuch über die verfängliche Bedeutung von Handschuh (= frz. *gant*) auf (*donner des gants à une femme* = lui donner de l'argent en plus du prix convenu avec la maison). — Die Obszönität eines Namens wie der ehemaligen *Tittentasterstrasse* in Wismar (S. 177) fällt sofort in die Augen. — An Üppigkeit kaum zu übertreffen ist die alte Strassenbezeichnung *im geilen Stert* (S. 176, Hannover und Hildesheim).

Das grösste Interesse für den Geographen haben die auf alten Geländenamen beruhenden Strassenbezeichnungen, weil sie Behelfe für die Siedlungsgeschichte sind. Sehr häufig ist z. B. *Brühl* (S. 179 f., Erfurt, Hildesheim, Leipzig), womit eine bebuschte Sumpfwiese bezeichnet wird.[1] — Der *Venusberg* in Ham-

[1] Vgl. das bekannte Wiener Volkslied:

Ja, in der Hinterbrühl,
da geht der Wind so still,
da san die Wiesen nass usw.

burg (S. 180) hat nichts mit Erotik zu tun, sondern ist aus einem alten Geländenamen hervorgegangen. (Ahd. *fenn,* niederrh. *veen* bedeutet «Sumpf, moorige Niederung», S. 181.) Der *Poggenpfuhl* in Danzig und der ehemalige *Poggenhagen* in Hildesheim (S. 184) deuten auf eine froschreiche Sumpfgegend (ndd. *pogge* = Frosch). — Die Strassen mit dem Namen *Klingenberg* (S. 186, Hamburg, Lübeck usw.) erheben sich auf altem, quellreichen Boden. (Vgl. *Klinge* = Quelle, Gebirgsbach.) — Sehr häufig ist in Süddeutschland und Österreich (z. B. in Graz) der Name *Griess,* der auf die Nähe eines Flusses deutet, denn *Griess* bedeutet «Ufersand». Das Vorhandensein eines Flusses verrät auch die Bezeichnung *Länd (Lend),* ursprünglich eine Ablagerung am Flussbett. In Graz gibt es einen *Lendplatz,* der im Stadtviertel desselben Namens gelegen ist. — Zu den niederdeutschen Geländenamen, die eine kleine Bodenerhebung bezeichnen, wie *Brink, Klint* (ursprünglich «Klippe», so noch dänisch), *Knoll* (S. 192), möchte ich noch österr. *Riegel* stellen. (Vgl. *Hafner-, Dominikanerriegel* in Graz.) — Ein alter Baumname ist erhalten in der *Felbergasse* in Wien (S. 195). *Felber* < mhd. *velwer* bezeichnet die Weide. Hingegen haben nichts mit der Botanik zu tun die *Bohnenstrasse* in Hamburg (S. 197) und die *Krautenau* in Strassburg (S. 199). *Bohne* bedeutet hier eine bretterne Erhöhung (= hochdeutsch *Bühne*), während die Krautenau (mhd. *krutenouwe*) soviel wie «Krötenau» (*Krut* = Kröte) bedeutet. — Andere Beispiele von Volksetymologie der Strassennamen sind *Wehrgasse* (Köln, S. 200) für *Twerg* = Quergasse, *Alfstrasse* (Lübeck, S. 200 f.) für Adolfstrasse, *Pilatuspool* (Hamburg, S. 204 f.) für *Pilazpool* = Pilzpfuhl (*Pilz* < mhd. *bülz* < ahd. *buliz* < griech. - lat. *bōlētus* < griech. *βωλίτης*), *Palmentiergasse* (Stralsund, S. 205) für *Pergamentiererstrasse. Am Kabutzenhof* (Rostock, S. 200 f.) für *Kabussenhof* (*Kabûskohl* = Kopfkohl von *cabus* < lat. *caput*).

Doch genug der Beispiele! Im letzten Kapitel des Buches gibt Verf. ein kulturhistorisch äusserst fesselndes Strassenbild der Vergangenheit. Ein sorgfältig gearbeitetes Namen-, Orts- und Sachverzeichnis erleichtert das Nachschlagen. So sei das Buch Fachmännern wie Laien aufs wärmste empfohlen. Nicht nur der Sprachforscher, auch der Kulturhistoriker und Geograph werden reiche Belehrung daraus schöpfen. Möge das Werk vor allem *die* Wirkung haben, dass unsere Stadtväter Ehrfurcht bekommen vor unseren alten Strassennamen und es sich künftighin überlegen, diese ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit leichtsinnig durch Namen zweifelhafter Lokalgrössen zu ersetzen.

Klagenfurt. *R. Riegler.*

Hennig Brinkmann, *Entstehungsgeschichte des Minnesangs* (= Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hrsg. von P. Kluckhohn u. E. Rothacker, Buchreihe, 8. Band). Halle (Saale), Max Niemeyer, 1926. XI + 172 S. 8:o. Preis: geh. M. 7.50, geb. M. 9.—.

Verf., durch seine «Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter» (1924) den Freunden der mittellateinischen lyrischen Literatur schon wohlbekannt, will in diesem Werke die endgültige Lösung des vielumstrittenen Minnesang-Problems geben, indem er die Anfänge der altprovenzalischen Troubadourpoesie, ebensowie die des deutschen Minnesangs, auf mittellateinishe Vorbilder, besonders auf die in Anjou blühende klerikale Dichtung, zurückführt.

Man muss gewiss dem Verfasser darin Recht geben, dass zwischen der mittellateinischen Poesie auf der einen Seite und der altprovenzalischen und mittelhochdeutschen Lyrik auf der anderen ein direkter Zusammenhang bestanden hat. Seine gewissenhaften Zusammenstellungen beweisen das zur Genüge. Und da die älteste mittellateinische Liebesdichtung sicher vor den uns bewahrten Anfängen sowohl des altprovenzalischen wie des mittelhochdeutschen Minnesangs entstanden ist, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass diese letzteren den lateinischen Klerikern und Vaganten des frühen Mittelalters ihre Entstehung verdanken. Somit würden alle Hypothesen von einer ursprünglichen «Volkspoesie», deren Spuren in der bewahrten höfischen Liebeslyrik zu verfolgen wären, hinfällig. Ich denke vor allem an Jeanroys und Gaston Paris' geistreiche Mailiedtheorie und an die Hypothese der autochthonen Entstehung der alten Kürenberglieder.

Wie gesagt, nach dem Lesen der Arbeit Brinkmanns muss man unbedingt an einen sehr innigen Zusammenhang zwischen der mittellateinischen und der romanisch-deutschen Liebesdichtung des Mittelalters glauben. Es gibt jedoch ein «Aber». Ist in jedem einzelnen Falle, wie Verf. ohne weiteres annimmt, die mittellateinische Dichtung der gebende Teil? Ist nicht eine Wechselwirkung ebenso möglich? Vor vielen Jahren habe ich in einem Aufsatze «Das Verhältnis zwischen den deutschen und den entsprechenden lateinischen Liedern in den 'Carmina Burana'» (Mém. de la Soc. Néo-philol. à Helsingfors, I, 1893, S. 71—109) zu beweisen versucht, dass in sämtlichen Fällen die d e u t s c h e n Lieder der «Carmina Burana» als formale Vorbilder der entsprechenden l a t e i n i s c h e n gedient haben. Ich weiss nicht, ob mein Aufsatz Beachtung gefunden hat, ob meine Beweisführung irgendwo

gutgeheissen worden ist. Jedenfalls stehe i c h noch auf demselben Standpunkt. Und somit glaube ich, dass mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass die mittellateinische Liebesdichtung ihrerseits auf Entlehnungen aus der höfischen einheimischen Lyrik beruhen kann. Trotz des Verfassers sehr anerkennenswerten Untersuchungen vermag ich das Minnesang-Problem noch nicht als ganz endgültig gelöst anzusehen. *A. Wallensköld.*

Thérèse Labande-Jeanroy, *La Question de la langue en Italie, de Baretti à Manzoni.* L'unité linguistique dans les théories et les faits. Paris, H. Champion, 1925. XIV + 133 p. gr. in-8°.

Pendant plusieurs siècles, la question de la langue littéraire italienne a été vivement débattue en Italie. Cet italien littéraire est-il le dialecte florentin, enrichi de mots et de tournures hétérogènes, ou bien est-il une langue commune indépendante? D'un côté, nous avons les théoriciens de l'*italianité,* un Castiglione, un Trissino, un Cesarotti, un Monti, un Foscolo, un Leopardi, de l'autre, ceux de la *florentinité,* un Varchi, un Machiavel, un Manzoni.

Dans son ouvrage intitulé *La Question de la Langue en Italie, examen critique des données du problème, des méthodes et des solutions* (Strasbourg, 1925), M^me^ Labande-Jeanroy avait déjà exposé la thèse de l'italianité triomphant jusqu'à la fin du XVIII^e^ siècle et aboutissant aux plus funestes conséquences. Dans le présent volume, elle traite d'une époque plus récente, nous montre, à l'aide d'une documentation méthodique et sûre, les deux théories l'une en face de l'autre et constate que c'est avec Manzoni que la florentinité remporte la victoire décisive.

Le premier chapitre de l'ouvrage de M^me^ Labande-Jeanroy nous rappelle les témoignages des contemporains sur la manière dont, au XVIII^e^ siècle, la langue commune était généralement parlée et écrite hors de Toscane et quel était, à cette époque, le toscan provincial. Le chapitre II est consacré à la thèse de l'italianité, et le suivant à celle de la florentinité. Enfin, le dernier chapitre développe les opinions de Manzoni et de ses disciples, ainsi que celles de ses adversaires.

Grâce au dépouillement consciencieux des textes entrepris par M^me^ Labande-Jeanroy, nous pouvons maintenant considérer comme un fait solidement établi que l'italien commun est le florentin vivant de la société cultivée. *A. Wallensköld.*

Julius Hennig, *Die französische Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels.* Heidelberg, Julius Groos, 1926. 67 p. 16:o. Prix: broché, M. 1.80.

Un Allemand habitant la Belgique depuis 1871 a écrit ce petit livre à l'usage des étrangers, et particulièrement ses compatriotes, pour leur signaler quelques mots et tournures qui se rencontrent dans le parler des Belges de culture moyenne, mais qui ne sont pas conformes au bon usage. A vrai dire, toutes les expressions qualifiées de vicieuses ou de belgicismes ne le sont pas au même degré. Ainsi, «aller à confesse» (p. 9) est du très bon français, peut-être un peu archaïque, qui se trouve dans tous les dictionnaires. «Accrocher son veston *après* un porte-manteau» (p. 11) et «se fâcher *après* quelqu'un» (p. 12) sont des tournures qui ont leur correspondant dans le parler vulgaire en France. Même observation pour «tout ce *que* j'ai besoin». M. Nyrop s'est dernièrement occupé de cette construction (cf. ci-dessus, p. 124). Je ne suis pas bien sûr qu'on ne dise pas même en France «courir après quelqu'un» (au sens de «se cramponner»). En tout cas, «ma blouse est *une idée* trop étroite» (p. 24) est une expression fort courante à Paris... mettons dans le monde des midinettes. Mais, à part quelques exemples dont le caractère local est contestable, on trouve dans cette plaquette un grand nombre d'expressions pittoresques qui donnent du parler belge une image à tout le moins aussi vraie que *Le mariage de M^lle^ Beulemans* et les charges de music-hall. Il y a aussi une étude sur le «marollien», parler du quartier des apaches bruxellois, avec des textes et un glossaire fort savoureux.[1] Lorsque M. H. se risque dans le domaine de l'étymologie, il a au moins le mérite de n'être pas ennuyeux. Ainsi, à propos du mot *estaminet* (qui est loin d'être exclusivement belge, et que M. Meyer-Lübke considère comme d'origine incertaine), il rapporte l'explication que voici. Les soldats espagnols jadis stationnés en Belgique appelaient *Mineta* une servante de cabaret. Lorsqu'un Espagnol demandait où se trouvait un camarade quelconque, l'interpellé répondait: «Está donde *está Mineta.*» Et voilà l'origine du mot *estaminet!*

Arthur Långfors.

[1] *Cherchent* (p. 43, dans *Nelleke Perle d'amour*) veut dire «sergent», ce que l'auteur n'a pas compris, ainsi qu'il ressort de sa traduction (p. 63).

Eingesandte Literatur.

Altdeutsche Textbibliothek, 21: *Konrad von Würzburg*, Die Legenden, III, hrsg. von *P. Gereke*. VIII+66 S. Preis: geh. M. 1.80. — 22: Schriften aus der Gottesfreund-Literatur, 1. Heft. Sieben bisher unveröffentlichte Traktate und Lektionen. XXI+105 S. Preis: geh. M. 3.60. — 23: 2. Heft. Merswins Vier anfangende Jahre. Des Gottesmannes Fünfmannenbuch (Die sogenannten Autographa), hrsg. von *Ph. Strauss*. XVII+83 S., drei Tafeln in Lichtdruck. Preis: geh. M. 3.60. 8:o. Halle, Max Niemeyer, 1927.

Joseph Bédier, La Chanson de Roland. Volume II: Commentaires et Glossaire. Paris, L'Édition d'Art H. Piazza, 1927. 527 p. 8:o. — L'auteur a repris en ce livre l'examen des problèmes littéraires que pose la *Chanson de Roland* (chapitres I et II): il la croit contemporaine de la première croisade et s'efforce de déterminer les circonstances qui ont préparé la venue du poète, de décrire les influences qui ont animé son inspiration. Puis il traite le problème essentiel, qui est celui de l'établissement du texte (chapitre III): le moyen âge nous ayant légué de nombreuses recensions du poème, en quelle mesure est-il légitime d'y recourir pour amender la plus archaïque et la plus belle de toutes, celle du manuscrit de la Bibliothèque Bodléienne, à Oxford? Il montre que ce recours à des versions de plus basse époque est presque toujours décevant et que le texte d'Oxford se suffit à lui-même en des centaines de passages que, bien à tort, maints éditeurs et commentateurs ont déclarés fautifs et ont abusivement retouchés. Cette «défense et illustration» du texte de la Bodléienne ne porte pas seulement sur l'authenticité des leçons: par l'étude des faits de langage (chapitre IV) et des faits de versification (chapitre V), M. Bédier justifie le parti qu'il a pris, dans son édition, de respecter l'usage du scribe d'Oxford et de s'en tenir partout à l'attitude critique la plus résolument conservatrice. Suivent des éclaircissements littéraires et archéologiques (chapitre VI) et un Glossaire, le plus complet qu'on ait publié jusqu'ici, et qui est l'œuvre de M. Lucien Foulet.

C. Brunel, Remarques sur la paléographie des chartes provençales du XII^e^ siècle, I: Les lettres *T* et *D* cédillés (Extrait de la Bibliothèque de l'École des chartes, LXXXVII, 1926, p. 347—58).

W. E. Collinson, Contemporary English. A Personal Speech Record. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1927. 161 S. 8:o. Preis: geh. M. 4.80, geb. M. 5.60.

Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Zweiter Teil: Die Mittelhochdeutsche Literatur, II. Blütezeit. Erste Hälfte. München, C. H. Beck'sche Ver-

lagsbuchhandlung, 1927. XVII+358 S. gr. 8:o. Preis: geh. M. 13.50, in Ganzleinen M. 16.50.

Bernhard Fehr, Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1927. 228 S. 8:o. Preis: geh. M. 6.—, geb. M. 7.40.

Sigmund Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. Halle, M. Niemeyer, 1927. IV+75 S. 8:o. Preis: geh. M. 4.—, kart. M. 4.50.

Franz. und engl. Schulbibliothek, Reihe A, Band 227, Twentienth Century England. — Band 228: The United States of today, hrsg. von *H. Gade* und *A. Ludwig*. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1927. Geb.

J. Fraser, Linguistic Evidence and Archaeological and Ethnological Facts (From the Proceedings of the British Academy. The Sir John Rhŷs Memorial Lecture). London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1927. 18 p. 8:o.

J. Haas, Kurzgefasste französische Literaturgeschichte von 1549—1900. IV. Band: 1820—1900. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1927. XII+348 S. 8:o. Preis: geh. M. 12.—, geb. M. 14.—.

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde, 137. Teil: *B. Bonnerjea*, Praktische Grammatik der Hindisprache. Wien, 1927. Preis: geb. M. 2.—.

Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von *Ernst Hoffmann* und *Heinrich Rickert*, 7: *H. Pflaum*, Die Idee der Liebe. Leone Ebreo. Zwei Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie in der Renaissance. Thübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1926. IV+157 S. 8:o. Preis: geh. M. 6.—.

Hermaea, XVIII: *Martha Heep*, Die Colloquia Familiaria des Erasmus und Lucian. Halle, Max Niemeyer, 1927. VIII+74 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.50.

Idealistische Philologie, hrsg. von *V. Klemperer* & *E. Lerch*, III (1927), 1—2. München, Max Hueber.

Alfred Jeanroy, Anthologie des troubadours. XII^e—XIII^e siècles. Introduction, traductions et notes. (Les Cent chef-d'œuvre étrangers.) Paris, La Renaissance du Livre, 1927. 160 p. 16:o. Prix: broché, fr. 5.—.

T. Atkinson Jenkins, On Newness in the Novel (The Presidential Address, delivered at the Forty-third Meeting of the Modern Language Association of America, Harvard University, December 30, 1926). Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XLII, No. 1, March, 1927.

Handbook of Idiomatic English, as now written and spoken, containing Idioms, Phrases and Locutions, selected by *John Kirkpatrick*. Adapted for Students and Travellers of all Nationalities. Third Edition. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1927. VIII+317 S. 8:o. Preis: geb. M. 5.50.

H. Klinghardt, Übungen in deutschem Tonfall, für Lehrer und Studierende, auch für Ausländer. Leipzig, Quelle & Meyer, 1927. XI+88 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.—, in Leinenband M. 4.—.

Rudolf Kuhlmann, Der Natur-Paganismus in der Weltanschauung von Emily Brontë Diss. Bonn. Schloppe, 1926. 147 S. 8:o.

Der Guckkasten und andere Erzählungen moderner deutscher Schriftsteller Mit Anmerkungen herausgegeben von *Gustaf Lannert* [und] *Lili Dircks*. Uppsala & Stockholm, Almqvist & Wicksell, 1927. 118 S. 8:o. Preis: kart. Schw. Kr. 2.75.

Gustave Lanson, Esquisse d'une histoire de la tragédie française. Nouvelle édition revue & corrigée, avec une planche hors texte. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion, 1927. 194 p, 8:o.

Paul Leidig, Studien zu King Horn. Diss. München. Borna—Leipzig, Robert Noske, 1927. 101 S. 8:o.

Mittelenglische Sprach- und Literaturproben. Neuausgabe von *Mätzners* Altenglischen Sprachproben, mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer herausgegeben von *A. Brandl* und *O. Zippel*, Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927. VII+423 S. gr. 8:o. Preis: geh. M. 10.—.

H. L. Mencken, Die amerikanische Sprache (Das Englisch der Vereinigten Staaten). Deutsche Bearbeitung von *H. Spies*. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1927. VIII+176 S. 8:o. Preis: geh. M. 5.60, geb. M. 7.—.

E. S. Murrell, Girart de Roussillon and the Tristan Poems. Chesterfield, Bales & Wilde, 1926. 208 p. 8:o.

[*Reidar Øksnevad*,] Les Pays du Nord autrefois. Danemark—Finlande—Islande—Norvège—Suède. Exposition à la Bibliothèque Sainte-Geneviève du 23 mai au 12 juin 1927. Paris, Éditions Albert Morancé. 55 p. et 12 planches hors texte, 16:o.—Ce beau petit volume, dont l'impression a été rendue possible grâce à un don généreux de M. le baron Wedel-Jarlsberg, ministre de Norvège à Paris, constitue le catalogue de l'exposition organisée, sous les auspices de l'administration de la Bibliothèque Sainte-Geneviève, par l'excellent bibliothécaire de la section finno-scandinave M. Øksnevad. Dans une préface, M. Paul Verrier trace rapidement l'histoire de ce dépôt, dont le premier noyau est constitué par la collection d'un français, Dezos de la Roquette, qui possédait, entre autres, plusieurs livres finnois très rares. Dans ce catalogue figurent en effet l'édition princeps (1642) de la Bible finnoise,

un exemplaire de l'édition de 1758 relié aux armes du roi Adolf Fredrik, l'*Epitome descriptionis Sueciae, Gothiae, Fenningiae* (1650), de Michaël Wexionius, deux volumes de Johannes Messenius, le dictionnaire finnois (1745) de Daniel Juslenius, des ovrages de Pehr Adrian Gadd, Christfrid Ganander, Joseph Acerbi (*Travels through Sweden, Finland and Lapland to the North Cape, in the years 1798 and 1799*), sans parler des éditions de luxe modernes comme *L'Art finlandais au moyen âge, Les Sept frères* illustrés par Gallen-Kallela et les deux volumes de M. U. T. Sirelius sur l'ornementation populaire. — *A. Långfors.*

Silvio Pellegrini, Don Denis. Saggio di letteratura portoghese, con appendice di traduzioni. Belluno, tip. ed. «La Cartolibraria», 1927. 43 p. 8:o.

Holger Petersen, Fransk Grammatik. Helsingfors, Söderstöm & Co, 1927. 87 S. 8:o Preis: geb. *FM.* 30:—.

Poèmes et récits de la vieille France, publiés sous la direction de *A. Jeanroy*, IX: Les aventures merveilleures de Huon de Bordeaux, chanson de geste du XIII^e^ siècle, traduite par *Jean Audiau*. Paris, E. de Boccard, 1927. XI+158 p.

Fritz Redenbacher, Die Novellistik der französischen Hochrenaissance (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Band XLIX, Heft 1–3. Diss. München). Jena u. Leipzig, Wilhelm Gronau, 1926. 72 S. 8:o.

Luigi Russo, Italienische Erzähler (1860–1926). Aus dem Italienischen übertragen und nach Angaben des Verfassers vervollständigt von *Laura M. Kutzer*. Heidelberg, Julius Groos, 1927. XL+278 S. 8:o. Preis: kart. M. 5.—.

Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, I. Altgermanistische Abteilung, Heft IV: *H. Steckner*, Der epische Stil von Hermann und Dorothea. Halle, Max Niemeyer, 1927. IX+264 S. 8:o. Preis: geh. M. 12.—.

Sammlung Göschen, Bd. 955: *St. Smal-Stockyj*, Ukrainisches Lesebuch mit Glossar. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter, 1927. 133 S. Preis: in Leinen geb. M. 1.50.

Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, X: *W. Mulertt*, Lesebuch der älteren spanischen Literatur, von den Anfängen bis 1800. Halle, Max Niemeyer, 1927. 15+391 S. Preis: geh. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Sammlung romanischer Übungstexte, XI: *Cervantes*, Drei Zwischenspiele, hrsg. von *L. Pfandl*. Halle, Max Niemeyer, 1926. XVI+72 S 8:o. Preis: geh. M. 2.20.

D. Scheludko, Bemerkungen zu den Quellen von Mistrals Calendau (Extracto del Homenaje a Bonilla y San Martin, publi-

cado por la Facultad de Filosofia y Letras de la Universitad Central). Madrid, 1927. 40 S. 8:o.

William P. Shepard, Une chanson pieuse de Daudé de Pradas (Mélanges de philologie et d'histoire offerts à M. Antoine Thomas par ses élèves et ses amis, p. 405—411). Paris, 1927.

K. Sneyders de Vogel, Quelques remarques sus les lettres échangées entre Frodebert et Importun (Extrait des Mélanges Antoine Thomas). Paris, H. Champion, 1927. 9 p. 8:o.

Studien über Amerika und Spanien, Philologisch-literarische Reihe, hrsg. von *A. Franz* und *A. Hämel,* 2: *Th. Heinermann,* Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Bernardo del Carpio. Halle, Max Niemeyer, 1927. 76 S. 8:o. Preis: geh. M. 4.40.

Studien zur englischen Philologie, LXXI: *Hans Thüme,* Beiträge zur Geschichte des Geniebegriffs in England. Halle, Max Niemeyer, 1927. IX+102 S. 8:o. Preis: geh. M. 4 80.

Antoine Thomas, «Crassantus» ou «Craxantus», nom du crapaud chez Eucheria et ailleurs (tirage à part de Archivum latinitatis medii aevi, consociatarum Academiarum auspiciis conditum). Paris, Champion, 1927. 10 p. 8:o.

W. H. Wells, The Elements of English Pronounciation for teatchers and Students. Munich, Max Kellerer, 1927. 64 p. 8:o. Price: M. 2.—.

Ernst Werner, Des päpstlichen Nuntius Nicolini Reise nach Spanien im Jahre 1686 (Extrait de la Revue Hispanique, tome LXVIII, p. 220—320), New York, Paris, 1926; 8:o.

Fredrik Wulff, Om oredan i den modärna franska värsläran (Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1. Bd. 23. Nr. 25). Lund, Gleerup, 1927. 52 S. 8:o.

Zeitschrift für Ortsnamenforschung, II, 3, und III (1927), 1. Enthält u. a.: C. Schererz, Studien zu den Ortsnamen von Cambridgeshire; P. Aebischer, Sur les noms de lieu en -acum de la Suisse alémannique; K. Thomsen, Über die Etymologie der Ortsnamen auf -hall; E. Schwartz, Quellgebiets- u. Mündungsnamen in den Sudetenländern; J. Schnetz, Untersuchungen zu Flussnamen Deutschlands. 3. Der Kocher. — München u. Berlin, R. Oldenbourg.

Schriftenaustausch.

Akademiske Avhandlinger over tysk Sprog, utgit ved *Hjalmar Falk,* Nr. IV: *P. A. Nordset,* Anmerkungen zur Rektion der deutschen Präpositionen in der neuesten deutschen Literatur. Oslo, i Kommission hos H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), 1927. 74 S. 8:o.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheitkunde, VI Reeks Deel V (1927), Afl. 3—4.

«Ce fastu?», III (1927), 3—8.

Codrul Cosminului. Buletinul Institutului de Istorie și Limbă. Anul II și III (1925 și 1926). Universitatea din Cernăuți, 1927.

Diccionari Català-Valencià-Balear, redactat de Mn. *Antoni Mª Alcover* y En *Francesch de B. Moll*, pag. 17—32 (**Abandonada-Abella**).

Elliott Monographs in The Romance Languages and Literatures, edited by *Edward C. Armstrong*, 21: *William P. Shepard*, The Oxford Provençal Chansonnier, diplomatic Edition of the Manuscript of the Bodleian Library Douce 269, with Introduction and Appendices. XX+251 p. 8:o. — Le romaniste américain bien connu M. Shepard a rendu aux provençalistes un service signalé en donnant une édition diplomatique intégrale du chansonnier *S*, unique chansonnier provençal de la Bibliothèque Bodléienne et par là même d'un accès peu commode pour les philologues qui travaillent dans les grands dépôts continentaux. Dans l'introduction, M. Shepard, après une description minutieuse du manuscrit, examine les rapports de celui-ci avec les autres chansonniers, et retient de l'hypothèse émise jadis par G. Gröber la parenté de *S* et *P*, mais rejette celle de *Uc* avec *PS*. L'analogie entre *PS* ne porte d'ailleurs que sur une partie du contenu; ces deux manuscrits doivent remonter à un modèle commun, copié plus servilement par le scribe de *S*, tandis que celui de *P* a pris certaines libertés avec le modèle et en a utilisé plusieurs. Dans un article paru dans les *Mélanges A. Thomas* j'ai signalé que certaines variantes interlinéaires de *L* provenaient de *S*. M. Shepard constate que *S* n'en est pas l'unique source. Dans des tables placées après le texte diplomatique, l'éditeur donne 1:o la bibliographie de toutes les pièces de *S*, 2:o la correspondance entre les manuscrits *S* et *P*, 3:o la liste des auteurs et 4:o les *incipit* des pièces. — *A. Långfors.*

Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. XVIII, Heft1—3.

Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie, IV. Zusatzheft: *Dietrich Behrens*, Über englisches Sprachgut im Französischen. 264 S. 8:o. Preis: geh. M. 10: 50.

Wilhelm Giese, Anthologie der geistigen Kultur der Pyrenäenhalbinsel (Mittelalter). Mit Erläuterungen und Glossar. Aus der Bibliothek der ibero-amerikanischen Auslandskunde (Veröffentlichungen des Ibero-americanischen Instituts, Hamburg). Mit 9 zum Teil mehrfarbigen Tafeln und 1 Übersichtskarte. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1927. Preis: in Ganzleineneinband M. 28: —.

Cette chrestomathie, qui sera complétée par une étude d'ensemble sur la vie intellectuelle de la péninsule ibérique, contient: 1. des textes

latins du haut moyen âge, 2. des échantillons de la littérature arabe du IX^e^ au XII^e^ siècles et 3. de la littérature hébraïque des XI^e^ et XII siècles (ces deux dernières sections en traduction allemande), 4. des textes latins du XII^e^ siècle, des textes romans (espagnols, portugais et catalans), 5. antérieurs à 1200, 6. des XIII^e^, 7. XIV^e^, 8. XV^e^ siècles (jusqu'à 1492), 3. des textes mauresques du XIII^e^ au XV^e^ siècles (traduits en partie). Les documents ne sont pas exclusivement littéraires: beaucoup d'entre eux se rapportent à la vie économique, à la politique, au droit, à la médecine, aux sciences naturelles. Ce beau volume se termine par de bonnes tables et quatre Glossaires: espagnol, portugais, catalan et provençal (car même quelques pièces provençales d'auteurs d'origine catalane sont données).

Iberica, VII (1927), 12.

Institut d'Estudis Catalans, Secciò filològica. Memòries, Vol. 1 (1927), fasc. 1: *Pompeu Fabra*, La coordinació i la subordinació en els documents de la cancilleria catalana durant el segle XIV^è^.

The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages, VII: *Eunice Rathbone Goddard*, Women's Costume in french texts of the eleventh and twelfth Centuries. Baltimore (Maryland), The Johns Hopkins Press; Paris, Les Presses universitaires de France, 1927. 265 p. 8:o.

The Journal of English and Germanic Philology, XXV (1926), 4, & XXVI (1927), 1.

Les Langues Modernes, XXV (1927), 3, 5—6.

Leuvensche Bijdragen, XVIII (1926), 4 + Bijblad, XIX (1927), 1 + Bijblad.

Moderna Språk, XXI (1927), 5—6.

Modern Language Notes, XLII (1927), 1—6.

Modern Languages, VIII (1927), 5.

Museum, XXXIV (1927), 8—10.

Revista de Filología Española, XIII (1926), 4, XIV 1927), 1. — P. 72—3 et 112, discussion, par M. Amada Alonso et la Redaction, des idées émises par notre collaborateur M. O. J. Tallgren, *Neuphil. Mitt.*, XXVIII, 54—60.

Revue belge de philologie et d'histoire, V (1926), 4.

Revue des Études Hongroises et Finno-Ougriennes, V (1927), 1—2.

Romanische Forschungen, XL (1927), 3. — P. 331. *Georgette Schüler*, Studien zu Romain Rollands «Colas Breugnon.» [«En contant cette histoire d'un Nivernais bavard du temps de Louis XIII, R. Rolland a voulu divertir ses contemporains: il ne semble point y avoir réussi», dit un peu durement M. René Lalou.

Mlle Schüler a soumis à un examen intelligent et soigneux, qui témoigne d'une connaissance très honorable du français ancien et moderne, ce roman écrit dans une prose rythmée et rimée et farci de réminiscences littéraires et populaires. Cette dissertation n'épuise pas le sujet. Elle ne comprend que l'élément musical, les traditions populaires, les proverbes, le vocabulaire et le dialecte (à vrai dire, le caractère dialectal de la langue est à peine marqué). Il n'y a rien sur le cadre historique et géographique, et les influences littéraires ne se bornent pas à celle de Rabelais et quelques-uns de ses contemporains que signale Mlle S. — *A. Långfors.*] — P. 458. *R. Zenker*, Erekiana. — 483. *L. Weisgerber*, Angebliche Verwirrungen im Peredur.

Die Neueren Sprachen, XXXV (1927), 2—4.

Nuovi Studi Medievali, II, 2 (1926).

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society. Literary & Historical Section. Vol. I, Part III (1927).

Publications of the Modern Language Association of America, XLII, 2.

Scottish Gaelic Studies, II (1927), 1.

Slavia, V (1927), 4.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. 12, No. 4, pp. 259—340: *Henriette Roumiguière*, Le français dans les relations diplomatiques, 1926. — No. 5, pp. 341—411: *Frank Howard Wilcox*, Prévost's Translations of Richardson's Novels, 1927.

Virittäjä, XXXI (1927), 4—6

The Yiddish Scientific Institute. Account of two Years organizing Work. Vilno, 1927.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, Mélanges de poésie lyrique française, I, in Romania, LII, S. 417—44; Besprechungen von: Ch. Bémont, Le statut De Justiciis assignatis quod vocatur Rageman, das., LII, 413; A. Jeanroy, Le Chansonnier d'Arras; J. Holmberg, Eine mittelniederfränkische Übertragung des Bestiaire d'amour; L. Allen, De l'Hermite et del Jougleour, das, S. 528—32.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXVI, und Mémoires de la Société néo-philologique, VII, besprochen von Mario Roques in Romania, LII, 401—2, u. 535—6.

Eine zweite Uppsala-Handschrift der *Disciplina Clericalis.*

In A. Hilkas und meiner Ausgabe des lateinischen Textes der *Disciplina Clericalis* haben wir als letzte Nummer (63) der von uns exzerpirten Hdss Uppsala, Univ. Bibl. C 390, Papier, Anf. d. XV. Jh., aufgeführt. Nachher war Prof. Hilka noch in der Lage, einige Hdss zu vergleichen. Da sie aber keine Veränderungen in bezug auf unsere Darstellung der Handschriftenverhältnisse bewirken konnten, hat er sie nicht weiter behandelt (ein Verzeichnis wird unserem letzten Heft beigegeben werden). Mit der Handschrift, die jetzt hinzugekommen ist und auf die mich mein Freund Professor Blanck in Uppsala aufmerksam gemacht hat, verhält es sich nicht anders. Da sie jedoch älter ist als die uns früher aus derselben Bibliothek bekannte und nebst dieser einen Vorposten des weitverbreiteten und einflussreichen Werkes im Norden Europas bildet und da ich soeben Gelegenheit gehabt habe, sie an Ort und Stelle zu untersuchen, mag hier eine kurze Notiz über sie stehen, umsomehr als von der reichen Sammlung mittelalterlicher Hdss, die diese hervorragende Bibliothek besitzt, kein gedruckter Katalog vorhanden ist, sondern nur ein geschriebener und wohl nicht vollständiger.[1]

Die in Frage stehende Hds, mit dem Signum C 521, stammt aus der Bibliothek des berühmten Vadstena-Klosters, der an Hdss reichsten im Norden und überhaupt einer ungemein wohlversehenen: sie soll während der höchsten Blütezeit des Klosters 1,500 Bände enthalten haben. Von ihnen sind kaum mehr als 400 übrig geblieben, die meisten wohl jetzt in Uppsala, wohin sie Gustav I. überwies.

[1] Neulich hat jedoch ein Fachmann auf dem Gebiete, Bibliothekar Dr. Nelson, vom Staate den Auftrag bekommen, diese Schätze ordentlich zu katalogisieren. Es wird dies eine Arbeit *de longue haleine* sein; erst nach ihrer Beendigung wird man den ganzen Reichtum überblicken können, wenn auch nicht mehr die Entdeckungen erleben, die fleissige Forscher von Zeit zu Zeit dort machten.

Das ist eine Pergamenthds in 8:o von 173 Blättern, aus dem Anfang des XIV. Jh., von verschiedenen Händen geschrieben. Sie enthält zuerst f:o 1—22 einen Traktat *De septem vitiis capitalibus*, weiter Marienwunder und kurzgefasste Heiligenleben, *duo sermones vel meditationes*, ein paar Fragmente theologischen Inhalts, ferner f:o 169—172 eine *Poetria* des Beichtvaters der heil. Brigitta, des als Scholastiker bekannten *Magistri Mathie Lincopensis*, eine kuriose Abhandlung, die demnächst Prof. Blanck herausgeben will. Die *Disciplina* steht f:o 154—165: *Incipit liber petri auffulsi. Dixit petrus auffursus* ... Als Rubrik ist von fremder Hand geschrieben: *Liber qui dicitur clericalis disciplina*, auch sind am Rande des Textes, besonders am Anfang, Rubriken von einem späteren Schreiber hinzugefügt. Der Text zieht sich in schöner gotischer Schrift hin, zweispaltig mit 40 Zeilen auf jeder Spalte. Gegen den Schluss öffnet sich ganz unmotiviert eine grosse Lücke (vier von unseren Textseiten umfassend), und am Ende fehlt die letzte Seite.

Die Textrezension ist die ältere (vgl. grosse Ausgabe, S. XVI), gehört aber der Gruppe an, wo die Schreiber durch Augensprünge u. Ä. verschiedenes ausgelassen haben, wo also nicht die ganz vollständige Version, die a. a. O. exemplifiziert ist, steht. Ausserdem hat sich offenbar auch unser Kopist persönlicher Fehler schuldig gemacht. Hier einige Beispiele der Gestaltung.

Unser Text 4, 9: *Tunc filius: Renuncia mihi* (4, 11) *de duobus negotiatoribus* ... (Augensprung, den Sinn verderbend).

4, 15: *per Vll dies* (wie verschiedene andere Hdss).

11, 2: *huiusmodi esse* ausgelassen.

11, 3: *Cave mendacium quare dulce est.*

11, 7: *verecundiam negandi* ...

12, 10: *Dixit Arabs cuidam* (!) *filio suo.*

16, 7: ... *sufficiet. Magister: Rex quidam*, etc. (zwei Zeilen übersprungen).

16, 10: ... *consueverat. Cave ne contingat inter nos quod inter regem et suum accidit fabulatorem* (Einschiebsel).

39, 20: *debes tam de adversitate quam de ˙prosperitate laudare.* Dann plötzlicher Übergang zu 43, 171: *Hujus seculi divitiae sunt transitoria sicut hominis sompnia dormientis,* etc. Dann Fortsetzung bis 44, 1—2, wo das Ganze mit den Worten: *quia illius incurabilis* schliesst.

W. Söderhjelm.

Le manuscrit fr. 25418 de la Bibliothèque nationale et les Vers sur les quatre tempéraments humains.

Voici, d'après le *Catalogue général,* le contenu du ms. fr. 25418 (anc. Saint-Victor, 1479; XIV^e^ siècle) de la Bibliothèque nationale:

Fol. 1. *Boèce,* Consolation de la philosophie, traduction anonyme en vers.

Fol. 75. Poème sur la miséricorde de Dieu.

Fol. 102. Poème en l'honneur de la Vierge Marie.

Fol. 141. Des tempéraments humains: «Homme sanguin de sa nature.»

Pour le premier de ces poèmes, le rédacteur du *Catalogue* renvoie au mémoire de L. Delisle[1] et à l'article de P. Meyer[2]; pour les trois autres, il se borne à en transcrire les *incipit.*

La traduction de la *Consolation* contenue dans notre manuscrit est, comme l'a déjà vu P. Meyer[3], un remaniement abrégé de celle qui commence par *Celui qui bien bat les buissons.* Cette dernière traduction, faussement attribuée à Charles duc d'Orléans, remonte, d'après L. Delisle, à 1364 ou 1380.

Quant au «Poème sur la miséricorde de Dieu», il s'agit, en réalité, d'un remaniement, également abrégé, du *Respit* (ou *Orologe*) *de la mort,* par Jean Lefèvre (vers 1376), poème

[1] *Bibl. de l'École des chartes,* XXXIV (1873), p. 17.

[2] *Romania,* II (1873), p. 271—273.

[3] *Ibid*, p. 272.

dont on connaît cinq manuscrits et deux éditions[1]. Ce remaniement comprend, dans notre manuscrit, env. 1950 vers, tandis que la version originale, dans le manuscrit fr. 1543, en compte à peu près 3500. Voici le début et la fin du poème d'après les deux manuscrits:

Bibl. nat., fr. 1543, fol. 240.	*Bibl. nat., fr. 25418, fol. 75.*
A tous ceulx qui cest dit orront	
Salut, sachent tuit qu'il morront.	
Bonne chose est d'avoir memoire	
De sa fin pour acquerir gloire.	
Je ne voeil pas traitier d'amours	Je ne vueil plus traitier d'amours
Ne d'armez, ne (de) faire clamours	Ne d'elles faire les clamours,
De Fortune ne de sa roe,	De Fortune, de sa grant roe,
Qui l'un met hault, l'autre en la boe;	Qui l'un met hault, l'autre en la boe;
J'ay assez aillieurs a entendre:	J'ay ailleurs assez a entendre:
A ce qui revertist en cendre.	A ce qui revertit en cendre.
Fin, ibid., fol. 265 v°b.	*Ibid., fol. 101 v°.*
Sy prions [Dieu] devotement	Cy prions Dieu le tout puissant
Et supplions trés humblement	Et l'aorons en suppliant,
Qu'a nous aidier sa dextre tende	Et la douce Vierge pucelle,
Et sa grace sur nous espande,	Sa douce mere et ancelle,
	Leur grace plese nouz donner
	Et respit de mort octroier,
Si qu'ayons paix en tout tempoire.	Que d'eulz ayons si grant memoire
Le vray Dieu regnant en gloire (*sic*)	Que nouz puissons monter en gloire.
Sur le hault trosne imperial	Le vray Seigneur imperial
L'ottroit de (sa) grace especial.	L'ottroit de grace especial.
Explicit.	*Amen.*

Les derniers vers du texte remanié forment la transition au poème, ou plutôt *aux poèmes* en l'honneur de la Vierge Marie. C'est en effet tout un chapelet inextricable de poèmes de différents rythmes, qui n'ont en commun que l'inspiration générale: la glorification de la Vierge. Comme les poèmes en l'honneur de Marie sont très nombreux et en

[1] A. Långfors, *Incipit*, I, 25, 404; G. Brunet, *Manuel*, art. *Lefebure (Jean)*. [Il faut ajouter le ms. de Bruxelles 1352; cf. *Romania*, XXXIV, 130. — *A. L.*]

grande partie encore inédits, il est assez malaisé d'identifier ceux utilisés par le compilateur. Ajoutez que ces poèmes — autant qu'on peut s'en rendre compte — ont été eux aussi remaniés et tronqués, de sorte qu'on ne sait pas trop où commence ni où finit chaque tronçon. Enfin, la plupart de ces poèmes offrent un texte fort corrompu: beaucoup de vers sont dépourvus de rimes, et c'est à peine si on arrive à déterminer la structure propre pour chaque pièce[1]. Je me contenterai de reproduire, sauf erreur, les *incipit* des quinze premiers poèmes[2] et d'en indiquer, le cas échéant, ce que je crois en être le schéma primitif.

Fol. 102. Se du gravier de tout le monde
Toute la pourre et chascune onde....

Fol. 102 v°. Marie, fleur de bonté et de vray[e] aliance,
Fleur de grant charité, de foy et d'esperance....

Tirade de 24 vers commençant tous, sauf le premier, par le mot *Fleur*.

Tout aussy que descend en la fleur li rousee....

Quatrain (ici écrit en huit lignes) dont on connaît plusieurs copies[3].

Fol. 103. Adam quant vit en esperit
L'incarnacion Jhesucrist....

Suite de prophéties au sujet de la Vierge.

Fol. 109 v°. La royne des cieux couronnee,
De toute grace enluminee....

Remaniement d'une *Prière*, par Bartelemi Arnaut, dont on connaît deux autres copies[4].

---

[1] Il arrive aussi que la structure change au cours d'une même pièce.

[2] Plusieurs de ces poèmes se retrouvent dans le ms. 24436 de la Bibl. nat. Voir la notice de M. Långfors, dans *Romania*, XLI (1912), p. 206—246, *passim*.

[3] *Incipit*, I, 405.

[4] Cf. *ibid.*, p. 348: *Roygne des sains cielx couronnee*....

Fol. 110 v°. A Marie vint le salut
Qui fist enfer rompre et destruire....

Huitains rimant selon le schéma: a b a b b c b c.

Fol. 111 v°. Celle qui Marie nom a
Toute grace souveraine a....

Douzains rimant selon le schéma: a a b a a b b b a b b a.

Fol. 116. Dieu le puissant, quant ce monde forma,
Adam et Eve, et congié leur donna....

Les vers qui suivent forment des quatrains d'alexandrins monorimes.[1]

Fol. 118. Marie, dame (tres) nette,
Trez humble pucelle[te],
Soucie ouverte et close....

Sixains rimant tantôt a a b c c b, tantôt a a c b b c.

Fol. 120. La dame de grace divine
Et d'ame chaste et char virgine....

Extrait remanié du *Miserere* du Renclus de Moiliens.[2]

Fol. 122. La trez glorieuse royne,
En qui par la vertu divine
Jhesucrist print humanité....

Prière à Notre Dame («Prière de Théophile») dont on connaît une vingtaine de manuscrits.[3]

Fol. 123 v°. La clere estoille sanz ombre,
De toute ordure nette et monde (*sic*)....

Remaniement du *Dit de la tremontaine?*[4]

---

[1] Les vers (fol. 117 v°):
La vierge glorieuse, de toute bonté plaine,
Celle qui n'a paraille premiere ne darraine....
forment peut-être le début d'un poème nouveau.

[2] Cf. *Incipit*, I, 237: *O dame de grace divine*....

[3] Cf. *ibid.*, p. 151: *Glorieuse vierge roïne*....

[4] Cf. *ibid.*, p. 77: *Dame plus douce que seraine, Estoile clere, tresmontaine.* L'attribut *tresmontaine* se retrouve encore plus loin (fol. 117 v°): *Clere estoille de mer, seraine tresmontaine*....

Fol. 125. La dame de touz biens fontaine,
Vierge plesant et gracieuse....

Huitains rimant a b a b b a b a (?).

Fol. 126. Glorieuse Vierge Marie,
Lassus ou ciel haut couronnee....

Remaniement (24 couplets au lieu de 27) d'une paraphrase de l'*Ave Maria*, dont M. Långfors a signalé une autre copie[1].

Fol. 127. La glorieuse Vierge
En qui humanité....

Remaniement d'un poème à la Vierge[2].

A mesure qu'on avance vers la fin, le désordre augmente, le rythme devient de plus en plus flottant ou s'efface complètement. Mais ces quelques échantillons suffisent à montrer que nous avons affaire à une compilation de différents poèmes en l'honneur de la Vierge, qui ont été remaniés et fusionnés par le compilateur.

J'arrive à la dernière pièce du recueil. Les «Vers sur les tempéraments humains» ne faisaient pas, originairement, partie du manuscrit 25418; ils ont été transcrits au XV^e^ siècle, sur son dernier feuillet resté libre. Ces vers ne sont d'ailleurs qu'une traduction des vers latins correspondants qu'on lit dans le *Regimen sanitatis salernitanum*. Dans ce *Régime*, chaque tempérament est décrit en six hexamètres, mais les signes essentiels auxquels on le reconnaît sont résumés dans les deux derniers vers de chaque strophe. Aussi ces vers ont-ils souvent été copiés à part, par exemple dans le florilège du ms. n. a. l. 1544 de la Bibl. nationale (fol. 107 v^0^), ou dans les mss. 1422 (fol. 103) et 2656 (fol. 107 v^0^) de la Bibl. Sainte-Geneviève.[3] J'ignore si les préceptes de l'École de Salerne

[1] *Romania*, XLI, 209; cf. *Incipit*, I, 150.

[2] Cf. *Incipit*, I, 104: *Douce vierge Marie, En qui humanité*....

[3] Voir aussi les *Initia operum latinorum* de B. Hauréau (Bibl. nat., n. a. l. 2398, fol. 16), et E. Langlois, *Les manuscrits du Roman de la Rose*, p. 23 (Bibl. nat., fr. 1566).

ont été traduits intégralement dès le moyen âge, mais les vers relatifs aux quatre humeurs l'ont été souvent, soit en prose[1], soit en vers. La version du ms. fr. 25418 (*A*) se retrouve, presque identique, dans un manuscrit du comte de Diesbach (*B*)[2], mais offre aussi des points de contact avec la rédaction du ms. 249 de Clermont-Ferrand (*C*), qui consacre, comme *A* et *B*, à chaque «complexion» un sixain[3]. Aucun de ces trois textes n'est irréprochable, mais il est possible d'en corriger chacun à l'aide des deux autres tout en tenant compte du texte latin.

J'imprime d'abord celui-ci (d'apres l'édition de Ch. Meaux Saint-Marc),[4] et ensuite les trois textes français.

I. Texte latin.

Sanguineus.

Largus, amans, hilaris, ridens, rubeique coloris,
Cantans, carnosus, satis audax atque benignus.

---

[1] Dans la traduction de *Placides et Timeo* (Bibl. nat., fr. 212, fol. 124 v° *b*), les vers latins sont paraphrasés en français. Voir Ch.-V. Langlois, *La connaiss. de la nature et du monde au m. â.*, p. 321, qui signale, à ce propos, une paraphrase acéphale, dans le ms. 478 de la Bibl. d'Angers. Cf. *ibid.*, p. 133 et ss. (Barthélemy l'Anglais). Une autre paraphrase, sans les vers latins, se lit dans le ms. fr. 20040 (XIV^e siècle) de la Bibl. nat., au fol. 150.

[2] Cf. *Romania*, XXXIV (1905), p. 599. Après la mort du comte Max de Diesbach, survenue en 1916, le manuscrit a passé à un descendant de son ancien possesseur, le comte Eugène de Diesbach. Son fils, le comte Serge, qui a soin de ses manuscrits, a bien voulu se charger du présent collationnement.

[3] Cf. *Bull. de la Soc. des anc. textes*, année 1889. Ayant eu l'occasion de voir ce manuscrit, j'en ai profité pour copier la version qu'il contient, laquelle est du reste fort corrompue. Le copiste l'a visiblement transcrite de mémoire, mais sa mémoire l'a trahi plus d'une fois.

[4] *L'École de Salerne, traduction en vers français*, par M. Ch. Meaux Saint-Marc, *avec le texte latin en regard, précédée d'une Introduction* par M. le Docteur Ch. Daremberg, Paris, 1861.

Cholericus.

Versutus[1], *fallax, irascens, prodigus, audax,*
Astutus, gracilis, siccus, croceique coloris.

Phlegmaticus.

Hic somnolentus, piger, in sputamine multus;
Hebes ei sensus, pinguis facies, color albus.

Melancholicus.

Invidus et tristis, cupidus, dextraeque tenacis,
Non expers fraudis, timidus, luteique coloris.

II. Textes français.

A.

I. Homme sanguin de sa nature
Doit estre large de sa nature (*a*),
Riant, chantant et amoreux,
Saiges, hardis et gracieux,
Chault et moite (*b*), vermeille face,
Charnus et plain, telle est sa grace.

II. Le colerique est oultrageux (*c*),
Appert, hardy et orguielleux (*d*),
Chaut [et] sec (*e*), et en toute place
Plain de riote et de falace,
Leger d'angin (*f*), megre de corps,
Differans a tous bons acors (*g*).

B.

I. Homme sanguin de sa nature
Doit estre large par mesure,
Riant, chantant et amoreux,
Appert, hardix et gracieux,
Coleur (*a*) vermeille et plaine face,
Chault et moite, telle est sa grace.

III. Le colorique est outrageux,
Fellons, hardiz et corageux (*b*),
Et chault et froit (*c*) en toute place,
Plain de riotte et [de] fallace,
Jaune coleur, greille le corps,
Differans a tous bons acors.

---

[1] Quelques mss. (par ex. le ms. n. a. l. 1544 de la Bibl. nat.) donnent au lieu de *versutus*, la leçon *hirsutus*, qui figure aussi dans l'édition de Villeneuve, mais semble être inconnue à nos poèmes. Dans la paraphrase française de *Placides et Timeo*, le mot *hirsutus* est rendu par *pelu et velu* (Bibl. nat., fr. 212, fol. 125 *a*). Sur une autre variante, voir p. 204.

(*a*) *Lis.* par mesure (= *B*) — (*b*) *cf.* Humidus est sanguis, calet vis aeris illi — (*c*) = impetuosus — (*d*) = summa petens — (*e*) = Sicca calet cholera — (*f*) = leviter discunt (*cf. C*, 13) — (*g*) = irascens.

(*a*) *Lis.* charnus (= *A*)? — (*b*) *lis.* orguelleux (= *BC*) — (*c*) *lis.* sec (= *A*).

III. De sa nature le flamatique
Sy est penseur (*h*) a la pratique,
Gris (*i*), blanc et paraceulx,
Souvant dormant et envi-
eulx (*j*),
Chaut et froit (*k*) et plain de
rume,
Rude d'angin, c'est sa cous-
tume.

II. La nature du fleumatique
Sy est telle scelong phisicque (*d*):
Froit et moite (*e*), grasse la face,
Blanc et paresouz en toutte
place,
Rude d'engin et plain de
vice (*f*),
Tout endormiz, c'est sa cos-
tume.

IV. Le merencolique est triste et
coursant (*l*)
Et a la foit est decevant,
Froit, sec (*m*), couvert (*n*) et
tricheux,
Noire couleur, eschars, bara-
teux,
Et n'est point souvant en santé,
Soit en yver, soit en esté.

IV. Melencorique par le contraire
Porte face de coleur morte (*g*),
Triste, envieux et convoiteux,
Plain de barat, coart, (et) tri-
cheux,
Et en tous temps plain de
froidure,
S'il fait bien c'est contre na-
ture.

(*h*) *pensif, rêveur* (= Otio, non studio tribuunt); *cf. C*, 8 — (*i*) *lis.* Gras (pinguis) — (*j*) *déplacé* (*cf. B*, 21) — (*k*) *lis.* Froit et moite (= Alget, humet phlegma) — (*l*) *déplacé* (*cf. C*, 16) — (*m*) = friget et desiccat — (*n*) *lis.* couvoiteux (= *B*).

(*d*) *corr. ce vers d'après A ou C* (*v.* 8) — (*e*) *ms.* morte — (*f*) *lis.* rume (= *A*) — (*g*) *lis.* noire.

C.

Cy s'anssivent lez .iiij. complexssions.

I. Le sanguin est de bon aire (*a*),
Atrampé (*a*) et de simple affaire,
An parler courtoiz (*b*), lié et sain,
Char a vermelh[e], en ces faiz plain (*c*),
Benigne (*a*), sage, large, hardy,
De cestui cy plus ne vous dy.

II. Trop hardi est le flamatique
Et trop panssant a la pratique,
D'ourdenensse saige (*d*), charnus (*d*),

(*a*) = benignus — (*b*) = dulcia verba loquen(te)s — (*c*) *lis.* en face est plain — (*d*) *Ces trois attributs conviennent plutôt au sanguin.*

Despendent (*d*), honteux (*e*), tost chanus (*e*),
De cestui sachiés vraiemant
Qu'on le treuve sovant dormant.

III. Le coularique a vif angin,
Megre prest (*f*), a mangier anqlin (*g*),
Hardy, triste (*h*) et ourgolheux,
Tost couroussant et anvieux (*i*),
Et agu a(y) sciansse malle (*j*),
De cestui cy point ne me galle.

IV. Le mellencolique est courossant (*k*)
Et alaffin (*l*) est decevant,
Et n'est pas sovant an santé,
Ne an yver ne en esté,
Moult froit est, envieux et triste,
Eschars, dont point ne me delite.

Ce sont lez qatre complexssions [de crea]ture humainne.

En comparant le texte de *A* à celui de *B* et de *C*, on constate que là où *A* s'écarte de *B*, *A* se rapproche de *C*, par exemple en traduisant *studiis habiles* (S.)[1] par *sage*, ou *leviter discunt* (C.) par *leger d'angin (C: vif angin)*. Dans les deux couplets consacrés au F. et au M., les points de contact entre *A* et *C* sont plus nombreux encore (cf. *A*, 13—14, 19—20, 23—4, et *C*, 7—8, 19—22). Il y a même une faute commune à *A* et *C*: l'attribut *coursant* (*courossant*) donné au M., comme il y a une faute commune à *A* et *B* (*chaut et froit*), il est vrai qu'elle ne se trouve pas au même endroit de part et d'autre[2]. Mais voici mieux. Quelques manuscrits

(*e*) *Ces deux attributs manquent dans l'original* — (*f*) *lis.* cors — (*g*) = multum comedunt — (*h*) *lis.* traitre (= versutus, fallax) — (*i*) *lis.* outrageux (= *AB*) — (*j*) = astutus — (*k*) *déplacé* (*cf. v.* 16) — (*l*) *lis.* alaffie (*cf. A*, 20).

[1] Je désigne les quatre humeurs par leurs initiales respectives qui sont S, C, F. et M.

[2] Il n'y a pas de faute commune à *BC*; l'intervertissement des strophes II et III n'est pas un indice de parenté: déjà dans la version latine, le F précède quelquefois le C.

latins du *Régime* ont, au lieu de *carnosus* (S.) la variante *formosus*; *B* traduit *formosus* (*gracieux*), *C*: *carnosus* (*charnus*)[1], mais *A* combine les deux leçons. De même, en traduisant *non expers fraudis* (M.), *A* combine la leçon de *B* (*tricheux, barateux*) avec celle de *C* (*decevant*).

Il en résulte que la version de *A* est une version contaminée, et par conséquent, que le manuscrit fr. 25418 de la Bibl. nat., exécuté dans le dernier quart du XIV^e^ siècle, ne contient que des poèmes remaniés.

Je profite de cette occasion pour publier deux poèmes plus étendus sur les quatre tempéraments, qui tous deux semblent être antérieurs à la version en sixains. Le premier, conservé dans un manuscrit du XIII^e^ siècle (Bibl. nat., fr. 17177, fol. 224), a pour auteur un certain Pierre de Maubeuge. Il a été publié, dès 1860, par le Dr. Sachs[2], comme pendant français à un chapitre des *Breviari d'amor* (v. 8300—8397).[3] Le poème français comprend 60 vers dont 39 sont consacrés à la description des différentes humeurs (S. = 7, C. = 6, F. = 8, M. = 18 vers). Il est écrit en dialecte picard[4] et est sans rapport avec les autres versions. — Le second, conservé dans un manuscrit du XIV^e^ siècle (Lille, ms. 366, fol. 49), est resté inédit[5]. Il compte 64 vers et se rattache partiellement à la version de Clermont-Ferrand (*C*)[6]. Chaque paragraphe se compose de deux parties: la description proprement dite, qui ne dépasse pas six vers (comme dans

[1] Ce mot a été déplacé dans *C* (v. 9), de même que d'autres attributs du S.

[2] *Jahrbuch f. roman. u. engl. Liter.*, II (1860), p. 354. On y relève, outre l'omission d'un vers (v. 18), de nombreuses fautes de lecture, par ex. *sanguineus* (9), *charmi* (12), *Ja n'est* (24), *baisier* (35), etc

[3] Sachs signale, à ce propos, un poème anglais analogue, par Lydgate, conservé dans le ms. Harl. 2251. Ajoutez, pour l'Italie, un chapitre du *Tesoretto* de Br. Latini (v. 775—810).

[4] Cf. les rimes aux v. 57—60.

[5] Cf. *Incipit*, I, 181.

[6] Voir les rapprochements faits en note à la version lilloise.

les versions «symétriques» *ABC*), et l'assimilation de chaque tempérament à l'un des quatre éléments et à l'une des quatre saisons (avec les signes correspondants du zodiaque). Ce dernier trait est inconnu aux autres versions, mais se retrouve dans le *Régime* latin[1] et ailleurs[2]. Une autre particularité de la rédaction lilloise — outre la conclusion, qui diffère de celle de Pierre de Maubeuge — est que la description de chaque tempérament est mise dans la bouche d'un de ses représentants; on peut en inférer que les vers en question devaient servir de légende à quelque représentation figurée[3]. Les deux premiers couplets rimaient peut-être selon le schéma a a b a a b (cp. v. 1—6, 19—24), les autres ont des rimes plates.

Voici maintenant le texte de ces deux redactions:

I. *Bibl. nat., fr. 17177, fol. 224.*

Cy vous weil deviser les .iiij. complections de l'oume.

Li uns hom est sanguinïens,
Aprés est tieus mes essians
C'uns autres hom est coleriques,
Et li autres est fleumatiques, 4
Li quars melencolieus est.
Dou deviser me truiz tout prest
Les complexions de ces quatre,
Sans riens croistre et sanz rabatre. 8
Li sanguinïens est amans,

---

[1] Voir le chapitre *Consensus quatuor elementorum, quatuor humorum, quatuor anni temporum et quatuor vitae aetatum* (éd. *citée*, p. 137).

[2] Par exemple chez Eustache Deschamps (*Œuvres*, t. V, 377; VIII, 292), dans le ms. fr. 630 de la Bibl. nat. (fol. 152 v°: *Cy s'ensuivent les quatre complexions des hommes selon les quatre temps de l'an*). Dans le *Roman de Fauvel* (éd. Långfors, v. 2993—3104), les quatre humeurs sont mises en rapport non seulement avec les quatre âges de l'homme (comme dans le *Regimen*), mais encore avec les quatre âges de l'humanité (voir la note de l'éditeur).

[3] On pourrait citer à l'appui de cette opinion des expressions qui, sans cela, seraient difficiles à expliquer, comme *bien veïr le puet on* (v. 8, 20), *Comme chi en present veés* (v. 57), *que chy porte* (v. 61).

Larges, et coulor a (*a*) rians,
De coulor a vermeil le vis,
Chantant et charnu le devis,
Assez hardy et debonnaire;
Teus costumes doivent bien plaire,
A ce que tesmoingne fisique.
Aprés vos dy dou colerique:
Ireus, fous (*b*), larges et hardis,
Et se li voirs en est par dis,
Grailles est et voiseus et sage(s)
Le voit on et jaune en visage;
Tout cifait le poez trouver.
Del fleumatique weil prouver
La maniere et les drois assens:
Icil n'est mie agu de sens,
La face [est] crasse et coulor blanche,
De dormir a paines estanche,
Pereceus est, de fleume plains;
Sifais hom n'est mie moult plains (*c*)
Qant on le voit partir de vie.
Or est raisons que je vos die
Le voir dou melencolïeus:
Il est dolans et envieus
Et couvoiteus et trop fer tient (*d*);
Un vilain usaige maintient:
D'autrui boisier fet son pooir.
Cest coars, ce puet on veoir,
De couler pale est coulorés;
Et se vos por tel homme ouvrés,
Ja Deus bon gré ne vos en sache,
Car plus tost ahert et ensache
Le mal plus que le bien assez.
Sifais hom n'en iert ja lassez
De mener anuieuse vie,
Qu'il ne set vivre sanz envie;
Et mainte autre teche mauvaise
Voit on norir en sa fournaise,
Domques est sa valor petite. —
Or vos ai la maniere dite

(*a*) *lis.* L. et cortois et rians? — (*b*) *lis.* faus (= fallax) — (*c*) *lis.* sains? — (*d*) = dextraeque tenacis (*cp. J. Bodel, Jeu de Saint Nicolas, v.* 540: *Mais garde qu'il soit fers tenus*).

Des .iiij. complections de l'oume,
Dont je vos ai la droite somme
Tout apartement despondue.
Se vos l'avez bien entendue,
A droit poez jugier et dire
La queus est mieudre, la quieus pire;
Ci faut de ce rommans la fin.
Priés Dieu qu'il a bonne fin
Amaint celui et sa maisnie
Qui la letre en a pourtraitie:
De Maubuege ot a non Pierres,
Cil ne fu ne fous ne lechieres.

II. *Lille, ms. 366, fol. 49.*

I. Jou sanguin [sui] monlt debonnaire,
Pau (*a*) parlant, de faitich afaire (*b*),
Amoureux, courtois, liés, (et) jolis,
Carnuls [et] cantans pour mieux plaire,
Sains et loyauls, c'on ne doit taire,
De mon est[re] est tels li devis.
Et si est ma condicion
Sur l'air, bien veïr le puet on;
Muiste suy et mon regné áy
En printamps, .iij. signe[s] sy ay (*c*),
De non *taurus*, *aries* et *gemini* (*d*),
Monlt voel et [si] monlt puis pour vray.

II. Jou colericques sui nommés
Hardis, saiges, fauls, cauteleux (*sic*),
Tiestus, traïtres, orguilleux,
Tost cour[e]chans et annuyeux (*e*),
Agus en mal estudiier.
— — — — — — — — — (*f*)
Et si est ma condicion
Sur le feu, veïr le puet on;
Mon regné [si] en estet ay;
Trois signes ay de grant renon:
Cancer, *leo*, *virgo*, ce dist on.
Monlt voeil, (et) pau puis, monlt bien le fay (*g*).

(*a*) *Lis.* Bel (*cf.* C, 3) — (*b*) *cf.* de simple affaire (C, 2) — (*c*) *lis.* ay sy, *ou* aussy — (*d*) *lis.*: *Taurus*, *aries*, *gemini* — (*e*) *lis.* outrageux (*cf.* C, 16) — (*f*) *Suppléez un vers comme*: Chaut sui et secq sans nul doubter — (*g*) *lis.* say.

III. Jou qui sui nommés fleumatique
Cois sui monlt (*h*), pensans a pratique (*i*),
Cras, (et) blans, dur d'engien, bien dormans,
Perecheux et en despens grans (*j*),
Honteux (*j*) ossi suy monlt souvent
Et carnuls (*j*), sachiés vraiement.
Sur l'iaue est ma condicion,
Frois sui et muiste a fuison;
Mon droit [regné] (si) est en voain (*k*);
Des signes ay trois pour certain:
Capricornus, aquarius et *pisces* (*l*)
— — — — — — — — — — — — —
Monlt puis, de ce n'ait nuls doubtance,
Et pau voel, c'est (*m*) ma plaisance.

IV. Jou merancoliques tenchans
Suy a le fois et cour[e]chans (*n*),
Et [si] n'ay point souvent santet,
Ne en yver ne en este[t] (*o*),
Envieux suy, triste et solite (*p*),
Escars, on (*q*) point ne me delite.
Sur tiere est ma condicion,
Froit suy et secq toute saison;
Mon droit regné en yver ay;
Des .xij. signes trois en tray:
Libra, scorpius, sagit[t]arius (*r*):
Ossi, de che ne doubte nuls,
Bien pau voeil et ossi pau puis,
De ma nature plus n'en truis.

Nostres Sires qui tout crea
Et homme a [son] samblant forma,
Et corpora (*s*) certainement
Des .xij. signes proprement,
Comme chi en present veés;

(*h*) = tardus motus — (*i*) *cf. C*, 8 — (*j*) *cf. les notes sur C*, 9—10 — (*k*) *automne* (*cf. A. Thomas, Essais*, p. 371) — (*l*) *lis.: Caper, aquarius, pisces?* — (*m*) *lis.* telle est — (*n*) *déplacé* (*cf. C*, 19) — (*o*) *cf. C*, 21—22 — (*p*) = perpauca loquentes — (*q*) = *lat. u n d e, dont* — (*r*) *lis.: Libra, sagittae, scorpius* — (*s*) *lis.* Le c. *ou* L'encorpora (*cf. Eust. Deschamps, La Fiction du lyon, v.* 1460: Aussis .IIII. complexions Sont en un corps encorporees . . .).

Et s'est li hons elementés
De l'un de ces .iiij. pour vray
Plus que de l'autre, bien le say.
Des .xij. signes que chy porte
Cascum .iij. principauls en porte,
Li quel se forment sans doubte (*sic*)
A element, c'est somme toute.

J. Morawski.

Orientalisches im Abendlande vor Dante.

Einige Bemerkungen zur *Escatologia* von A. Palacios.

Palacios sucht in seinem mit Recht berühmten Buche über Dante unter anderem ausführlich den Beweis zu führen, dass das Abendland lange vor Dante und jedenfalls schon im 11. Jahrhundert eine ganze Reihe von Ideen und Motiven von den Moslimen übernommen hat. Diese Behauptung berührt zum Teil das Thema von dem arabischen Ursprung der altprov. Lyrik, welche mich augenblicklich beschäftigt, und obgleich Palacios' Folgerungen, soweit sie Dante betreffen, mich in dieser Hinsicht nicht angehen — Dante lebte ja zu einer Zeit, wo schon seit zweihundert Jahren vielseitige Beziehungen zur islamischen Welt bestanden und es nicht schwer war, ihr irgend eine Idee zu entlehnen —, so müssen seine Behauptungen doch für das 11. Jahrhundert und noch frühere Zeiten nachgeprüft werden. Bei dieser Prüfung erschienen mir seine Aufstellungen so zweifelhaft, dass ich daranging, sein ganzes Material zu kontrollieren, und dabei kam ich zu Ergebnissen, die denen von Palacios geradezu widersprechen. Auf alles kann ich hier nicht eingehen, und ich begnüge mich mit einigen Beispielen, aus denen Palacios' Methode und die Unsicherheit seiner Schlussfolgerungen hervorgeht.

Er geht von dem Satze aus, dass die christlichen eschatologischen Legenden bis zum 12. Jahrhundert recht arm an Motiven sind, während sie sich nachher plötzlich zu üppiger

Blüte entfalten, dass sich andererseits solche Legenden bei den Mohamedanern viel früher entwickelten und dass es daher ganz natürlich ist, hier orientalischen Einfluss anzunehmen.[1] Der Unterschied zwischen den Legenden vor dem 12. Jahrhundert und den späteren ist auch anderen Forschern aufgefallen. Verdeyen und Endepols[2] sagen darüber folgendes: «Auffallend ist die Breite und der Reichtum an eschatologischen Vorstellungen und die Formenschönheit der Visionen im 12. Jahrhundert, wenn man sie mit den früheren vergleicht. Wir können daher unmöglich die ersteren von den letzteren ableiten. Die Kreuzzüge haben aus fernen Landen eine Reihe phantastischer Motive nach Europa gebracht, während sich gleichzeitig die Kenntnis der lateinischen und griechischen Literatur immer mehr verbreitete. So können wir schliesslich eine Anzahl von Übereinstimmungen zwischen abendländischen eschatologischen Visionen und der Eschatologie des Buddhismus, Brahmaismus, Mazdaismus und Islam feststellen.» Hier möchte ich hinzufügen, dass die morgenländische Beeinflussung nicht nur durch die Kreuzzüge und durch die klassische Literatur stattfand. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass Verbindungen und Zusammenhänge mit dem Orient schon vor dem ersten Kreuzzuge bestanden, ja dass sie lange vor dem Auftreten der islamischen Völker auf der Bühne der Weltgeschichte nicht nur bestanden, sondern sogar orientalischen Ideen zum Eindringen ins Abendland verhalfen. Vom 5. bis zum 8. Jahrhundert waren die Syrier die Vermittler, die in Rom und Marseille, in Nizza, Bordeaux und Vienne, in Lyon, Orleans und Tours, auch in Deutschland und Grossbritanien ihre Kolonien hatten. Auf diesem Wege hat Gregor von Tours einige Legenden kennen gelernt, die nach Palacios' Meinung von den Moslimen herstammen sollten.[3] Die Verbindung mit dem Orient hörte auch später nicht auf, denn die Pilgerfahrten ins heilige Land dauerten mit einigen Unter-

[1] *Escatologia*, S. 229.
[2] *Tondalus visioen en S.-Patricius vagevuur*, 1914, S. 37.
[3] *Byzant. Zts.*, 1903, S. 1 ff., 11 ff., 36.

brechungen von Karl dem Grossen bis zum Ende des 11. Jahrhunderts.[1] Natürlich knüpften die Pilger persönliche Beziehungen zunächst mit der christlichen Bevölkerung des Orientes. Ein zweites Verbindungsglied zwischen Osten und Westen war Byzanz. Daher müssen wir Palacios' Satz: «aus dem Orient, d. h. durch Vermittelung der Muselmänner» nur mit grosser Vorsicht aufnehmen. Ich gebe einige Beispiele. Palacios hält für mohamedanisch eine Einzelheit in der Erzählung von der Pilgerfahrt dreier Mönche zum irdischen Paradiese, wo es von den Seelen der Verstorbenen heisst, dass sie als Vögel weiterleben (Escatologia, S. 243 f.). Aber diese Vorstellung entspricht ganz der christlichen Symbolik der ersten Jahrhunderte.[2] Die Wurzeln dieser Symbolik sind viel älter. Schon auf ägyptischen Papyri ist die Seele wiederholt als Vogel mit einem Menschenkopfe, bisweilen übrigens auch mit einem Vogelkopfe dargestellt.[3] Vgl. auch Pokrovskij, *Das jüngste Gericht in der byzantinischen und russischen Kunst*, russ., 1887, S. 351: Die Vögel haben wunderbare Eigenschaften, sie haben einen Menschenkopf und bisweilen auch menschliche Hände, und in der russischen Ornamentik lässt sich diese Art der Darstellung mindestens bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen. — Palacios vermutet weiter, dass die Vorstellung von der Brücke, auf der die Seelen der Gerechten und Sünder geprüft werden, ebenfalls von den Mohamedanern stamme. Er weiss natürlich, dass die Vorstellung älter als der Islam, sogar älter als das Christentum ist, aber er hält auch hier arabische Vermittelung für das Wahrscheinlichste.[4] Seine Annahme widerspricht indessen den Tatsachen. Die Vorstellung von

---

[1] Bréhier, *L'Église et l'Orient.*

[2] F. Kraus, *Realencyclop. der christl. Altert.*, II, 960 f.; *Gesch. der christl. Kunst*, I, 99; *Dict. d'Archéol. chrétienne*, I, 1903, col. 1485 ff.: «La colombe a été un des symboles préférés des premiers chrétiens pour servir à la représentation de l'âme juste.» Die Taube als Sinnbild der Seele kehrt beständig in der Kunst wieder.

[3] W. Budge, *Egypt. Magic*, S. 113 ff.

[4] *Escatologia*, S. 150 f., 236 f.

der Brücke ist schon im 6. Jahrhundert bekannt (Gregorius Magnus, Dial. IV, 36, spricht schon von der Brücke, über die die Gerechten dahinschreiten, während die Sünder in den Abgrund stürzen).[1] Wir müssen daher die Ansicht von Leszynsky[2] («die Vorstellung von der Höllenbrücke scheint dem Judentum wie dem Christentum bis zu Mohameds Zeit fremd geblieben zu sein») für falsch erklären. Die Vorstellung ist vielmehr uralt. Bei den Griechen und Römern können wir sie freilich nicht nachweisen, aber dafür kommt sie bei den Chinesen und Hindus vor[3], ebenso noch bei vielen anderen Völkern mit Einschluss der alten Kelten,[4] und ganz besonders entwickelt ist sie bei den Persern. Nach ihrem Glauben führt eine Brücke vom Himmel zur Hölle. Die Seelen der Frommen überschreiten sie ohne Gefahr, aber die Seelen der Gottlosen stürzen von ihr in die Hölle, da sie für die Gerechten genügend breit und bequem, für die Sünder aber zu schmal ist.[5] Wenn ein Gerechter sie überschreitet, hat sie die Breite von 9 Pferden, dagegen, wenn ein Sünder hinüber will, wird sie schmal wie ein Faden.[6] Darmesteter verbindet mit dieser Brücke die volkstümlichen Legenden, die überhaupt über eine Brücke im Umlauf sind, die so schmal wie ein Faden oder ein Haar ist. Ich vermute weiter, dass man hierher auch das Märchenmotiv ziehen darf, wo der Held, der irgend etwas sucht, auf dem Wege zum ersehnten Ziele einen schmalen und sehr gefährlichen Pfad durchschreiten muss.[7] Aus der alt-

---

[1] Vgl. Ebert, I², S. 548; ebenso Gregor von Tours, Historia Francorum, IV, 33.

[2] *Moham. Trad. über das jüngste Ger.*, 1909, S. 33.

[3] Landau, *Hölle und Fegefeuer*, 1909, S. 56 ff.

[4] O. Delepierre, *L'Enfer*, 1876, S. 69; Verdeyen und Endepols, a. a. O., S. 18, 195 f.

[5] Haug, *Essays on the sacred language ... of the parsis*, 165, 244, 311; Gaskell, *Dict. of the sacred langu.*, 420; St. A. F. Salmond, *The christ. doctrine of immortality*, 106.

[6] Darmesteter, *The Zend-avesta*, 212 f.

[7] Vgl. H. Gunkel, *Das Märchen im A. T.*, 1917, S. 65, Esra, IV, 7, 6—8.

französischen Literatur möchte ich hierher die gefährliche Brücke ziehen, die Lancelot im Karrenroman auf der Suche nach der geraubten Königin überschreiten muss. In jedem Falle reisst die Vorstellung von der Brücke in der anderen Welt im Abendlande nicht ab. Wir haben sie in der Vision des Adamnan[1] in dem von Willibald verfassten Leben des Bonifatius,[2] also zu einer Zeit, wo von arabischem Einflusse nicht die Rede sein konnte.[3]

In den christlichen Legenden wägt der Erzengel Michael die guten und die schlechten Werke der Menschen gegeneinander ab, bei den Mohamedanern tut es der Erzengel Gabriel. Palacios schliesst daraus, dass diese Vorstellung von den Mohamedanern zu den Christen des Abendlandes gekommen sei.[4] Hier ist aber eine Berichtigung am Platze. Denn T. Kraus[5] bemerkt über die mittelalterliche Vorstellung von der Wage, dass sie existierte, nicht ohne dass auch dafür im profanen Altertum in der Wage des Minos ein Vorbild geschaffen war.[6] In der Tat hat es diese Vorstellung schon in der Antike gegeben. Vgl. *Il.* VII, 658; auch auf Vasen: unten kämpfen Achill und Memnon, und oben wird ihr Schicksal gewogen, dargestellt als geflügelte Genien auf den Schalen der Wage.[7] Die Göttin Themis wurde ja bekanntlich auch mit einer Wage dargestellt. Auch im Alten Testamente ist die Vorstellung ganz lebendig. Bei Berthelot[8] können wir le-

---

[1] Landau, *a. a. O.*

[2] Delepierre, S. 42.

[3] Über die Brücke in den russischen Legenden vgl. Pokrovskij, a. a. O., S. 361. Über die Höllenbrücke bei den Germanen vgl. Grimm, *Myth.*, 1876, II, 694 f.; bei den Slaven — A. Kotlarevskij, *O pogrebalnych obyčajach*, 1868, S. 203; bei den Indern — H. Zimmer, *Altindisches Leben*, 1879, 409. Weiter sind Gruppe, *Griech. Mythol.*, I, 404; Günter, *Buddha*, 152, zu vergleichen.

[4] *Escatologia*, S. 253 f.

[5] *Gesch. der christl Kunst*, I, 123.

[6] *Sächs. Ges. der Wiss., phil.-hist. Kl.*, VII, 658.

[7] Vgl. Vigouroux, *Dict. de la Bible*, I, 2, col. 1404.

[8] *Biblische Theologie des A. T.*, 1911, S. 454.

sen, dass in der Bibel und bei den Kirchenvätern das Gericht über die Menschen im Bilde der Wage seinen äusseren Ausdruck findet.[1] Mohamed hat also selbst die ganze Idee von der Wage von den Juden entlehnt.[2] Besonders populär war aber die Vorstellung vom Wägen der Menschenseelen noch früher im alten Orient. Nach dem Glauben der alten Iranier wog der Engel Rashnû die Taten der Menschen auf der Wage der Gerechtigkeit.[3] Nach dem Glauben der alten Ägypter wurde, wenn der Verstorbene vor den Göttlichen Richter trat, eine Wage aufgestellt und auf die eine Schale das Herz des Menschen, auf die andere ein Bild der Maāt gelegt. Das Verhör wird von 42 Richtern abgehalten, und das Herz als Symbol des menschlichen Gewissens muss ihnen antworten.[4] Auch auf ägyptischen Bildwerken sehen wir oft diese Wage, und im Westen ist diese Vorstellung zuerst und am meisten in der Malerei verbreitet, während in der ganzen Welt des Islam dies Moment fortfällt, da der Islam ja eine religiöse Malerei und Bildhauerkunst nicht kennt. Auf ägyptischen Darstellungen haben wir etwa folgendes Bild: In der Mitte befindet sich die Wage, auf der einen Seite Götter mit Tierköpfen, auf der anderen solche mit Menschenköpfen. Dabei sitzt ein Tier, der «Verschlinger der Ungerechten», und neben der Wage sehen wir die Seele des Menschen in Vogelgestalt mit einem Menschenkopfe.[5] Osiris wohnt der Handlung bei. Unter der Wage ist ein Affe damit beschäftigt, die Wage zu regulieren (Budge, *Egypt. Mag.*, S. 35). Um aus solch einem Bilde eine Darstellung des christl. jüngsten Gerichts zu ge-

[1] Vgl. auch Jessen, *Darstellung des Weltgerichtes*, 1883, S. 16 ff.

[2] Leszynsky, *Mohamed. Trad.*, S. 56, auch I. Rüling, *Beiträge zur Eschatol. des Islam*, S. 20 f.; Pautz, *Muhameds Lehre*, 208; Rudolf, *Die Abhängigkeit des Qoran von Judentum und Christentum*, S. 31.

[3] Gaskell, *Dict. of the sacr. langu.*, 89; M Haug, *Essays on the sacr. langu.*, 205. Dieselbe Vorstellung auch bei den Buddhisten: *Revue Archéologique*, I, 235, 306.

[4] St. A. F. Salmond, *The christ. doctr. of immort.*, 1, 896, 60.

[5] Budge, *Egypt. ideas of the future life*, 1900, p. 137; *The book of the dead*, 1893, Titelblattbild.

winnen, brauchte man nur die Götter mit Tierköpfen als Teufel und die mit Menschenköpfen als Engel aufzufassen. Im Westen erscheint dieses Bild ziemlich spät, aber der Weg, den es genommen hat, zeigt sich deutlich in der ältesten Darstellung, dem jüngsten Gerichte von Torcello, einer Nachahmung der byzantinischen Schule.[1] Aus Byzanz ist das Bild in die russische Malerei übergegangen.[2] Palacios misst dem Umstande besondere Bedeutung bei, dass bei den Christen und Mohamedanern in gleicher Weise ein Erzengel das Wägen vornimmt. Doch braucht man hier beim Suchen nach einem Vorbilde für den Westen durchaus nicht an die mohamedanische Überlieferung zu denken. Wie Jessen und Pokrovskij gezeigt haben, erklärt sich das Auftreten des Erzengels Michael als Wäger durch die Rolle, die er in der biblischen Überlieferung spielt, wo er als Verteidiger der Seelen und Gegner des Teufels auftritt. In der altchristlichen Überlieferung gehören Michael und Gabriel zu den Abgesandten Gottes, die alle Taten der Menschen kennen und die Seelen zum Gericht vor dem Antlitz des Höchsten versammeln.[3] In der rabbinischen Literatur führen beide Engel die Seelen aus der Gehenna vor das Angesicht Gottes.[4] Im Pastor des Hermas heisst es, dass der Erzengel Michael den Gläubigen das Gesetz in die Hand gibt und sie darauf prüft, ob sie es wohl bewahrt haben. In den abendländischen Darstellungen wird übrigens die Wage bisweilen auch nur von einer Hand aus den Wolken oder von einem namenlosen Engel gehalten.[5] Die Wage in der Hand Gottes selbst unabhängig von der Vorstellung vom jüngsten

---

[1] Jessen, *a. a. O.*, S. 17.

[2] Pokrovskij, *Das jüngste Ger.*, 344.

[3] Atzberger, *Gesch. der christl. Eschatologie*, 1894, S. 504.

[4] Salmond, *a. a. O.*, 372. Vgl. Stadler, *Lexicon*, IV, 441, 1: hieran schliesst sich wie von selbst die schon bei dem heiligen Basilius und anderen Vätern sich findende Vorstellung, dass der heilige Michael die Seelen der Gestorbenen wäge. P. Cahier, *Caractéristiques des saints*, I, S. 34 und 108.

[5] Jessen, *a. a. O.*, S. 10.

Gerichte haben wir auf einem Bilde des 11. Jahrhunderts.[1] Ich halte demnach Palacios Ansicht, dass wir es hier mit mohamedanischem Einflusse zu tun haben, mindestens für überflüssig.

Nach abendländischen Vorstellungen hat die Hölle das Aussehen eines Ungeheuers, das die Sünder verschlingt. Da nun bei den Mohamedanern dieselbe Vorstellung herrscht, schliesst Palacios (S. 241 u. 255) hieraus wieder auf mohamedanische Beeinflussung. Aber auch dieser Schluss muss starke Zweifel wachrufen. Denn die Vorstellung vom Höllenrachen haben schon die Babylonier und Hebräer (Jesaias, 5, 14). Ursprünglich ist die Hölle oder Unterwelt selbst eine Schlange resp. ein Drache.[2] Auf christlichen bildlichen Darstellungen haben wir diesen Höllenrachen seit dem 10. Jahrhundert.[3] Zur Entstehung der christlichen Vorstellung von der Hölle als dem Rachen eines Ungeheuers hat der Umstand beigetragen, dass der Leviathan schon bei den alten Kirchenvätern symbolisch den Widersacher Gottes, den Satan, bedeutet, den man sich dabei als Drachen oder Schlange vorstellte.[4] Über Leviathan als Teufel, als Drachen, der die Menschen verschlingt, vgl. M. Grünbaum, *Sprach- und Sagenkunde*, S. 128, 130 ff. Über den Drachen als Symbol des Todes und der Finsternis, sowie über die Darstellung des Teufels als Schlange, als Löwe, als Drache, vgl. Twinning, *a. a. O.*, S. 157 ff. Wenn man endlich im Abendlande den Leviathan oder die Hölle auch als Walfisch darstellte, der die Sünder verschlingt, so hat das Grimm (*Die Riesen der germ.*

---

[1] Detzel, *Christl. Ikonographie*, 1894, I, 563.

[2] Leszynsky, a. a. O., S. 21; aus diesen Vorstellungen leitet Leszynsky die mohamedanische Idee der Hölle als eines Ungeheuers ab.

[3] Vgl. L. Twinning, *Symbols and Emblems of early and mediaeval christ. art*, 172 ff. Der Verfasser meint, die Vorstellung stamme aus dem Buche Hiob, wo von dem Leviathan die Rede ist, und derselben Ansicht ist auch Mâle, *L'Art religieux du XIII^e s.*, 1898, S. 479.

[4] Gaskell, *Dict.*, S. 450.

Mythol., S. 950) seiner Zeit durch den Einfluss der Sage von Thors Sieg über die Weltschlange erklärt. Auf russischen Bildern erscheint die Hölle als Rachen eines Ungeheuers erst ziemlich spät, und zwar haben wir hier westeuropäischen Einfluss festzustellen.[1] Den Drachen als Symbol des Bösen kennt auch die altchristliche Kunst.[2]

Ein weiteres Beispiel: In der Turcillegende heisst es, dass Adam im Paradiese mit dem einen Auge weint und mit dem anderen lacht, indem er an seine sündige und an seine gerechte Nachkommenschaft denkt. Da nun Palacios bei den Arabern auch dies gleichzeitige Weinen und Lachen findet, schliesst er wieder auf arabischen Einfluss. Ich möchte in meinen Folgerungen nicht so weit gehen. Das gleichzeitige Weinen und Lachen ist ein Motiv, das schliesslich auf die indische Literatur zurückgeht. Vgl. *Baital Pachisi*, übers. Oesterley, S. 157: Brahma verlässt seinen alten Körper und geht über in den Körper eines verstorbenen Jünglings. Dabei lacht und weint er gleichzeitig. Er weint in der Erinnerung an seine Kindheit und daran, wie er seine Jugendzeit verbracht hat, und er lacht bei dem Gedanken, dass er jetzt in einen jungen Körper gefahren sei. Daselbst, S. 167 f.: Der alte Jogi ist in den Körper eines gestorbenen Jünglings eingetreten, und dieser ist davon zu neuem Leben erwacht. Als der Vater das erfährt, lacht und weint er gleichzeitig. Er lacht vor Freude darüber, dass Jogi im Körper seines Sohnes Platz genommen hat, und weint beim Gedanken daran, dass auch er einmal seinen Körper verlassen muss.[3]

Aufs Arabische führt Palacios auch die *leyendas del debate entre angeles y demonios*[4] zurück, obgleich er Grafs Buch, *Miti, legendi e superstizioni* kennt, wo die hierher gehörigen

---

[1] Pokrovskij, *a. a. O.*, 417.

[2] C. M. Kaufmann, *Handbuch der christl. Archäol.*, S. 290.

[3] Oesterley verweist auf ein ähnliches Thema in *1001 Nacht*, Breslau, I, S. 62.

[4] S. 287 ff.

Legenden der christlichen Tradition besprochen und Motive angeführt werden, die ohne Frage älter sind als das Auftreten der Sarazenen gegen Westeuropa.[1] In der alten apokryphen Literatur kämpft der Erzengel Michael, der Beschützer und Geleiter der Seelen ins Paradies, mit dem Teufel um Moses' Leiche.[2] Ähnlich kämpfen übrigens auch nach persischem Glauben, wenn ein Mensch gestorben ist, gute und böse Geister drei Tage lang um seine Seele.[3] H. Günter bemerkt diesbezüglich (*Buddha*, 151): die Vorstellung vom Streite der guten und bösen Geister um den Sterbenden ist mongolisch, chinesisch, ägyptisch und griechisch, und ungezählte Male christlich belegt ist sie von der Vita Antonii des Athanasius an durchs ganze Mittelalter, bei Beda, in den Marienlegenden usw.

Von den Arabern soll aber auch der Stein stammen, der in der deutschen Version von Alexanders Reise zum indischen Paradiese das menschliche Auge symbolisiert,[4] obgleich dies den Ergebnissen von W. Herz[5] widerspricht, der den Nachweis führt, das wir es hier mit einer bei den Hebräern aufgekommenen Vorstellung zu tun haben.[6] Unbegründet ist auch Palacios' Glaube (S. 276) an arabische Vermittelung bei der Legende von den Sieben Schläfern,[7] da schon Gregor von Tours sie kennt,[8] und ebenso vergeblich sucht Palacios zu beweisen, dass die *leyendas del reposo de los reprobos* (S. 282 ff). von den Arabern stammten.[9]

---

[1] II, 104 ff.

[2] N. Pokrovskij, «Das Evangelium in den Denkmälern der Ikonographie», russ., 1892, S. 421.

[3] Salmond, *a. a. O.*, 106.

[4] *Escatologia*, S. 275.

[5] *Ges. Abh.*, 1905, S. 73 ff.

[6] Vgl. Graf, *Miti*, 116 f.; *Archiv f. Religionswissenschaft*, 1910, S. 200 f.

[7] Vgl. M. Huber, *Die Wanderlegende v. d. Sieben Schläfern*, 1910; *Rom. Forsch.*, 1909, S. 362; Günter, *Buddha*, 148 ff.

[8] *Byzant. Zts.*, 1903, S. 36.

[9] Vgl. Landau, *Hölle und Fegefeuer*; Graf, *Miti*, I, 241.

In dem Gesichte des Hugo von Brandenburg wird erzählt, dass er einmal während der Jagd auf Teufel stiess, die auf Menschenseelen loshämmerten, die auf einen Ambos gelegt waren. Im Tundalgesichte werden die Seelen erst geschmolzen und dann auf einem Ambosse geschmiedet.[1] Auch diese Vorstellung vom Hämmern der Seelen durch Teufel möchte Palacios von den Mohamedanern herleiten (S. 242), aber wir haben sie ja schon bei Plutarch.[2]

Eine besondere Behandlung verlangt die *Navigatio Brandani*.[3] Seiner Zeit hat M. J. de Goeje[4] die Ansicht begründet, dass die Navigatio mit arabischen Erzählungen, besonders denen über Sindbads Reisen, zusammenhänge, und hat auf Einzelheiten hingewiesen, aus denen der Zusammenhang mit dem Orient, besonders mit Palästina hervorgehen soll. Etwas nach ihm bemerkt Chauvin:[5] «L'influence directe ou indirecte des récits orientaux de voyages merveilleux se montre dans plus d'un roman du moyen âge.» Gegen diesen allgemeinen Schluss kann man nichts einwenden, und dass der Verfasser der *Navigatio* selbst im Orient gewesen ist, wird noch dadurch bestätigt, dass bei ihm des Klosters der Schweiger Erwähnung geschieht. Aber Goeje hat diese Einzelheit falsch verstanden, wenn er S. 72 bemerkt, die Beschreibung der schweigenden Mönche stamme ohne Zweifel aus Sindbads fünfter Reise, wo es sich in Wahrheit um einen stummen, bösen Alten mit sehr phantastischen Eigenschaften handelt. In der *Navigatio* ist dagegen ausdrücklich von Mönchen die Rede, die nicht etwa stumm sind, sondern das Gelübde des Schweigens abgelegt haben. Mönche dieser Art gehören in genügender Zahl der Geschichte der Kirche an: der heilige

---

[1] Verdeyen und Endepols, *a. a. O.*, 1914, S. 33, 54.

[2] Graf, *Miti*, I, 107.

[3] Palacios, S. 262 ff.

[4] *Actes du* VIII^e *congrès intern. des orientalistes*, 1893, sect. I, 2^e partie, S. 41 ff.

[5] *Bibliographie*, Bd. VII, 77 ff.

Petrus, Johannes, Hesychios, Stephanos, Lukas.[1] Von den Christen ist dann diese Art der Askese zu den Mohamedanern übergegangen. *Revue de l'hist. des religions*, Bd. 37, S. 319; Rinn, *Marabout et Khouan*, 1884, 171: die arabische Korporation Djenidy schreibt ihren Mitgliedern vor, Schweigen zu bewahren und es nur zwecks Gebet zu unterbrechen. Auch in der westlichen Kirche fand das Gelübde des Schweigens Eingang,[2] aber es hat dort nicht dieselbe Verbreitung wie bei den Christen im Orient gefunden, und der Verfasser des Brandan zeichnet uns sein Bild offenbar unter dem Einflusse von Eindrücken, die er im christlichen Morgenlande empfangen hat. Nach der *Navigatio* erhalten die schweigenden Mönche ihr Brot vom Himmel. Sogar dies uralt christliche Motiv, das sich in den Lebensbeschreibungen der heiligen Einsiedler beständig wiederholt, will Palacios (S. 269) den Arabern zuschreiben! — Auch die übrigen Berührungspunkte, die Goeje zwischen der *Navigatio* und Sindbads Reisen findet, bedürfen der Berichtigung. Der Fisch als Insel ist ein weithin bekanntes Motiv.[3] In Goejes Augen ist es ein wichtiger Umstand, dass sowohl beim Brandan als auch beim Sindbad auf dieser seltsamen Insel Bäume wachsen. Aber auch eine talmudische Fassung kennt Pflanzenwuchs auf einem Fische.[4] Etwa zu derselben Zeit, wo sich die ersten Fassungen der *Navigatio* im Norden verbreiten, wiederholt Damiani in Italien die Version vom Fisch als Insel (Migne, 145, col. 790). Auch Hildebertus (Migne, 171, 1221) weiss davon zu erzählen *(physiologus, de ceto)*. — Weiter haben wir im Sindbad wie in der *Navigatio* die Legende von den Kyklopen. Natürlich finden Goeje und Palacios auch hier Abhängigkeit des Westens vom

---

[1] Vgl. dazu *Die Sonntagslection*, russ. 1875, Lesky, *Hist. of europ. moral*, 1869, II, S. 123.

[2] *Cathol. encycl.*, Bd. XIII, S. 790.

[3] Runeberg, *Le Conte de l'île-poisson*, 1901, in *Mémoires de la Soc. néo-phil.*, Bd. III, S. 343 ff.

[4] Orient und Occident, III, 354, haben wir auf dem Rücken eines Riesentieres Gras und sogar Berge.

arabischen Märchen. Aber das Motiv in *1001 Nacht* wird von Settegast[1] auf die Odyssee zurückgeführt. Vielleicht mit Recht. Jedenfalls haben wir keinen Grund anzunehmen, dass einem Manne in Irland im 11. Jahrhundert die griechische Überlieferung weniger zugänglich war als die arabische. Es ist ausserdem zu berücksichtigen, dass die Polyphemsage im Abendlande sehr verbreitet, im Orient aber sehr selten (nur 2 Beispiele!) ist. Sie kann deswegen ihrem Ursprunge nach unmöglich orientalisch sein. Ein anderes Nachklingen antiker Vorstellungen haben wir auch im Brandan, wenn der Heilige fromme Lieder singt und damit die Tiere des Meeres herbeilockt. Das ist einfach das Orpheusmotiv.[2]

Die Paradiesinsel im Brandan vergleichen Goeje und Palacios ebenfalls mit mohamedanischen Motiven. Gemeinsam sind der Reichtum an Edelsteinen und die Flüsse, in denen Milch und Honig, Wein und Essig fliessen; aber die im Paradiese strömenden Flüsse von Milch, Wein, Öl und Balsam (Tertullian) und die in ihm umherliegenden Edelsteine sind älter als Mohamed.[3]

In der *Navigatio* entsteht auf einer Insel plötzlich ein Schloss mit reichgedecktem Tische, wo der Teufel einen Mönch verführen will: es ist ein Motiv der asketischen Literatur von den Versuchungen des Teufels und hat mit den Kannibalen, die im Sindbad ihre Opfer verschlingen, nichts gemein. Ebenso dürfen wir die Insel mit den sprechenden Vögeln in der *Navigatio* nicht mit Sindbads siebenter Reise vergleichen, sondern mit der Stelle im Alexanderromane, wo von den sprechenden Vögeln die Rede ist.[4] Zum Wasser, welches Schlaf bewirkt: in

---

[1] *Das Polyphemmärchen in afrz. Gedichten*, 1913, S. 4 ff. Vgl. dazu noch Chauvin, *Bibliogr.*, VII, 9; Hackman, *Die Polyphemsage*, 1904.

[2] Über das Motiv der Zähmung der Tiere durch die Macht der Musik in der altchristlichen Kunst vgl. C. M. Kaufmann, *Handb. der christl. Archäol.*, 1922 S. 279 ff.

[3] Graf, *Miti*, I, 37; 38 ff.

[4] *Archiv für Religionswissenschaft*, 1910, S. 175; Chauvin, *Bibl.*, VII, 84.

der *Navigatio* haben wir eine Parallele in der Speise der Vergessenheit.[1] — Palacios will auch die Erzählung vom dichten Meer, die wir in der *Navigatio* treffen, aus arabischen Quellen erläutern. Dazu ist zu bemerken, dass das dichte Meer M. Capella kennt (Grotius, S. 215): «ultra Thilen navigatione unius diei mare concretum est.» A. v. Bremen (Ad. IV, Sch. 144): «circâ Orchados mare sit concretum et ita spissum a sale ut vix moveri possint naves, nisi tempestatis auxilio.» Es handelt sich wohl um Packeisgebiete! Endlich vergleicht Palacios die Bestrafung des Judas in der *Navigatio* — er wird sowohl der Glut wie dem Froste ausgesetzt — mit Kains Bestrafung in der mohamedanischen Legende — er sitzt am Wasser und kann doch seinen Durst nicht löschen, erduldet also die Qualen des Tantalos, — aber auch dieser Vergleich ist keineswegs zutreffend. — Wir müssen festhalten, dass, wenn auch der oder die Verfasser der *Navigatio* selbst im Orient gewesen sind und ihm manche Motive ihrer Erzählung entlehnt haben, doch eine arabische Vermittelung als unbeweisbar nicht in Frage kommt. Da die ganze *Navigatio* von mönchlich-religiösem Geiste durchdrungen ist, müssen wir annehmen, dass nicht nur ihre Verfasser Mönche waren, sondern dass sie auch ihren Stoff in christlicher Umwelt gesammelt haben. Der Zusammenhang mit dem Sindbad ist ganz problematisch, zumal da es fraglich ist, ob in dieser fernen Zeit die Erzählungen von Sindbads Reisen schon existiert haben. Übrigens teilt C. R. Beazeley[2] Goejes Ansicht von der Abhängigkeit der *Navigatio* von den arabischen Quellen. Er zählt alle Argumente Goejes auf (S. 238) und fügt hinzu: «Shortly before or after the year 900 an irish or frankish monk, going on pilgrimage to Syria, heard or read the Sindbad story in some form.» Wie ich oben gesagt habe, sind die Verfasser der *Navigatio* bzw. ihrer Vorlage ohne Zweifel im Orient gewesen und haben von dort einen Teil ihres Materials in ihre Hei-

[1] Chauvin, *Bibl.*, S. 19; *Encycl. Brit.*, XXV, S. 143, Lotos der Vergessenheit usw.

[2] *The down of modern geogr.*, I, 1897, 235.

mat zurückgebracht, dieses Material steht jedoch in keinem genetischen Zusammenhange mit der arabischen Welt.

Als ich das Obengesagte bereits niedergeschrieben hatte, bekam ich die Abhandlung von W. Mulertt, Östliche Züge in der Nav. Brend.[1], zu sehen. Mulertt unterwirft sämtliche Vergleiche von Goeje und Palacios genauer Nachprüfung, zieht keltische Quellen heran und schliesst seine Untersuchung mit der Bemerkung: «Dagegen ist in der *Nav. Brend.* kein einziger Zug zu finden, dessen Herübernahme aus arabischer Literatur bewiesen werden könnte.»

Wenn wir alle Erwägungen Palacios' nochmals an uns vorübergehen lassen, kommen wir zum Ergebnisse, dass er nur solche Motive behandelt, die entweder eine alte abendländische oder eine alte morgenländische Überlieferung hinter sich haben. Wahrscheinlich ist arabischer Einfluss nur in der Vision *del Cantor de Reg. Emilia* (Palacios 249), aber da sie erst im 13. Jahrhundert und noch dazu in Süditalien entstanden ist, nimmt sie eine Sonderstellung ein. Sonst steht nur fest, dass die mohamedanischen Parallelen von Palacios teils auf ältere christliche und jüdische Überlieferungen zurückgehen, teils ein Nachhall der morgenländischen Motive und Vorstellungen sind, die ihrerseits durch Vermittelung der Syrier, Byzantiner und abendländischen Pilger den Anstoss zum Entstehen der entsprechenden Motive im Westen gegeben haben.

Auch in bezug auf Dante geht Palacios in seinen Behauptungen zu weit. Ich kann sie hier natürlich nicht alle einer eingehenden Kritik unterziehen, aber auf die Schwäche einiger seiner Beweise, die ich nachprüfen konnte, möchte ich hier doch hinweisen. So sucht er S. 140 ff. den Nachweis zu führen, dass die abendländische Vorstellung von dem auf dem untersten Grunde der Hölle in Fesseln geschmiedeten Teufel das Ergebnis arabischer Beeinflussung sei. Aber das

[1] *Zt. f. rom. Ph.*, 1925, S. 306 ff.

Bild des Bösen, der auf dem Grunde der Hölle mit Ketten oder Stricken gefesselt ist und bisweilen mit drei Rachen die Sünder verschlingt, ist im Westen im 12. und 13. Jahrhundert bekannt.[1] Die drei Rachen hält Blomberg für eine Spiegelung antiker Vorstellungen.[2] Seit dem 10. Jahrhundert wird Satan wie in der Offenbarung Johannis XX, 1—3, mit Ketten gefesselt dargestellt. Nach dem Evangelium des Nikodemos fasst Christus, nachdem er zur Hölle niedergefahren ist, Satan am Kopfe, übergibt ihn den Engeln und spricht: «Schmiedet seine Hände und Füsse, seinen Hals und seinen Mund in eiserne Ketten». Darauf übergibt er ihn der Hölle und spricht: «Haltet ihn fest bis zu meiner Wiederkehr».[3] Wir haben es also offenbar mit einer altchristlichen Vorstellung zu tun, aus der das arabische Motiv erst erwachsen ist.

Im Koran ist vom Baume der Seligkeit die Rede. Abenarabi führt das Bild weiter aus und spricht von dem *arbol de la felicidad*, dessen Zweige sich in allen Teilen des Paradieses befinden und dessen Wurzel oben in der Welt «del primer movil» ruhen. Bei Dante findet nun Palacios ein ähnliches Bild, wo auch von einem symbolischen Baume die Rede ist, der vom Wipfel her seine Nahrung bezieht — aus der oberen Welt, in der Gott selbst seine Wohnung hat —, und er schliesst natürlich wieder auf Entlehnung aus dem Arabischen. Aber der Baum als Symbol ist uralt. Im Pastor des Hermas lesen wir von einem Weidenbaume, der Täler und Berge beschattete. Unter dem Schatten des Baumes waren alle, die mit dem Namen des Herrn genannt werden, zusammengekommen. — Der

[1] Blomberg, *Der Teufel*, 1867, S. 32 ff.

[2] Vgl. noch G. Voss, *Das Jüngste Gericht*, 1884 S. 21: die Darstellung des gefesselten Satans kehrt im Mittelalter überall wieder.

[3] N. Pokrovskij, *Das Evangelium in den Denkmälern der Ikonographie, bes. den byzantischen und russischen*, russ., 1892, S. 416. S. 424 bringt er auch eine westeuropäische Miniatüre des 10.—11. Jahrhunderts, wo Satan in der Tiefe der Hölle liegend dargestellt ist. Verdeyen und Endepols, *a. a. O.*, 195 ff., weisen ebenfalls auf Christi Höllenfahrt hin, wie auch auf das Bild des gefesselten Teufels im mittelalterlichen Drama.

Baum ist nichts anderes als das Gesetz Gottes, das der ganzen Welt gegeben ward.[1] Der Baum als Symbol der Auferstehung ist seit den ältesten christlichen Zeiten bekannt.[2]

Später war das Bild des Baumes im Westen besonders beliebt zur symbolischen Darstellung der Tugenden und Laster nach christlicher Auffassung.[3] Seit dem 12. Jahrhundert ist das Bild allgemein verbreitet.[4] Diesen Vorstellungen entnahm Matfre Ermengaud seinen *Arbre d'amor*, wobei er offenbar Frère Lorens folgte, der ebenfalls seinen Baum der Tugenden aus dem Boden der Liebe erwachsen lässt.[5] Hierher gehört ohne Zweifel auch Mohameds Baum der Seligkeit, der auf ein jüdisches oder christliches Modell zurückgeht. Palacios hält es freilich für nötig, den Baum Abenarabis und den Dantes als besondere Gruppe von den anderen zu trennen, da sich Abenarabi seinen Baum mit den Wurzeln nach oben vorstellt und er bei Dante ähnlicherweise *vive della cima*. In Wirklichkeit erklärt sich diese Übereinstimmung nicht dadurch, dass Dante etwas entlehnt hat, sondern dadurch, dass nach dem Glauben beider Gott, der Grund des Baumes, zugleich den obersten Platz im Weltgebäude einnimmt.[6]

---

[1] *Neutest. Apokr.*, hg. v. Hennecke, 1904.

[2] *Dict. d'Archéol. chrétienne*, I, 2, col. 2698; Atzberger, *Gesch. der christl. Eschat.*, S. 628. Bei den Völkern des Altertums symbolisierte der Baum das Weltganze: Schrader, *Monatsber. der Berl. Akad.*, 1881, S. 426 f.; *Keilinschriften*, 2. Aufl. S. 28; Über den Weltbaum in Märchen — H. Gunken; *Das Märchen im A. T.*, 1917, S. 24 f.

[3] W. Molsdorf, *Führer durch den symbol. Bilderkreis*, 1920, S. 114.

[4] Vgl. Mâle, *L'Art religieux du XIII^e siècle*, 1898, S. 142 ff.

[5] Über den symbolischen Minnebaum, den Baum der göttlichen Leidenschaften, den Baum der Heiligen des Karthäuserklosters usw. in späterer Zeit vgl. Preger, *Gesch. der deutschen Mystik*, II, 49 ff; Rosenthal, *Incunabilia typographica*, I, 185; II, 301, 312 usw.

[6] Vgl. noch A. I. Wensinck, *Tree and bird as cosmological symbols*, 1921, ff. Gaskell, *Dict. of the sacred language*, 766, betreffs des indischen symbolischen Baumes: «This is the ancient tree, whose roots grow upward and whose branches grow downwards»

Palacios vergleicht S. 40 ff. den aus den Scharen der Seelen zusammengesetzten Adler der Göttlichen Komödie mit dem mystischen Hahne der arabischen Legenden. Aber die Araber sind mit ihrem Hahne durchaus nicht die einzigen Eigentümer dieses Bildes. In talmudischen Legenden ist von einem Vogel die Rede, der mit den Füssen die Erde, mit dem Kopf den Himmel berührend, Gottes Lob singt. In der jüdischen Sage ist es nun der himmlische Hahn, der fortwährend Gottes Lob singt.[1] In der christlichen Symbolik erscheinen seit dem 2. Jahrhundert der Vogel Phönix, der Pfau und der Hahn als Symbol der Auferstehung.[2] In der christlichen Kunst der ersten Jahrhunderte ist der Hahn der Herold des Lichtes, *praeco Christi*.[3] A. I. Wensinck (*Tree and bird*, S. 36) sagt, dass die arabische Vorstellung vom kosmischen Hahne auf jüdischen Volksglauben zurückgehe. Hier finden wir indessen nicht nur den Hahn, sondern auch den Adler.[4] Hierher gehört wahrscheinlich auch der Vogel im Gesichte des Esra, der mit seinen Flügeln die ganze Erde beschattet.[5] In der christlichen Überlieferung symbolisiert der schwebende Adler die göttliche Wahrheit.[6] Sogar der heilige Geist wird seit dem 11. Jahrhundert im Bilde des Adlers dargestellt.[7]

Sogar die Himmelsleiter, die bei Dante den Verkehr zwischen den himmlischen Sphären vermittelt, soll nach Palacios S. 93 arabischen Ursprunges sein. Wir werden gewiss besser tun, hier an Jakobs Himmelsleiter zu denken. Bei den Ägyptern haben wir weiter auch die vom Himmel zur Erde reichende Leiter, auf der die Götter zur Erde hinabsteigen und die Seelen der Abgeschiedenen zum Himmel hinaufstei-

---

[1] Grünbaum, *a. a. O.*, S 36 ff., 40.
[2] Atzberger, *a. a. O.*, 628 f.
[3] C. de Kaufmann, *a. a. O.*, 1922, S. 289 f.
[4] Wensinck, S. 37.
[5] Oesterley, *The books of the Apocrypha*, 1916, S. 517.
[6] Gaskell, *a. a. O.*, 236.
[7] Twinning, *Symbols and emblems*, 1885, S. 70.

gen[1], ferner gehören hierher die Himmelsleiter bei den christlichen Mystikern[2] und die Leiter mit goldenen Stufen, auf der sich Buddha vom Himmel herablässt.[3]

Weiter leitet Palacios (S. 146 f.) auch die christliche Vorstellung vom Purgatorium als einem Raume zwischen Hölle und Paradies von der Religion der Araber her. Aber wir finden die Vorstellung auch bei den Iraniern, die die Toten, bei denen sich die guten und bösen Werke die Wage halten um Salmonds Worte[4] zu gebrauchen, «in an intermediate state» gelangen lassen, «in which he is reserved til the decision of the last day». In jedem Falle ist die Vorstellung von diesem Zwischenreiche und dem limbus für Kinder älter als das Christentum[5]. Im Abendlande tritt sie schon früh auf. So lesen wir bei Verdeyen und Endepols, *a. a. O.*, S. 38: «Met de Gregorius treden in de Christelijke middeleewsche letterkunde de eigenlijke visioenen op, die zich kenmerken door de verdeeling der onderwereld in drie deelen: vagvuur, hel en hemel.» Palacios betont, dass die Vorstellung lange Zeit nicht als kanonisch anerkannt war, aber das hat ihr Weiterwuchern durchaus nicht gehindert.[6] Die Frage nach dem Fegefeuer stand im 13. Jahrhundert, vor Dante und zu seiner Zeit, im ganzen Bereiche der römischen Kirche im Mittelpunkte des religiösen Interesses schon wegen des Streites mit der griechischen Kirche, die die Lehre vom Fegefeuer nicht anerkannte.

Auch hier sind Palacios' Vergleiche zu allgemein und besagen sehr wenig. Sobald er aber spezielle oder individuelle Übereinstimmungen feststellen will, haben wir es bei ihm einfach mit einer unrichtigen Einschätzung des vorliegenden Materials

[1] Budge, *Book of the dead*, S. CXVII; *Egypt. Mag.*, S. 52.
[2] Junge, *Christ. Mysticism*, S. 9.
[3] M. William, *Buddhism*, S. 416 ff.
[4] *A. a. O.*, S. 106.
[5] M. Landau, *Hölle und Fegefeuer*, 1909, S. 193 ff.
[6] Vgl. F. Schmidt, *Das Fegefeuer*, 1904, wo auch die ältere Literatur angegeben ist.

zu tun. Bei Dante bitten die Seelen im Fegefeuer den Dichter, für ihre Errettung zu beten. Dante gibt hier den Grundgedanken der Lehre vom Purgatorium wieder, wie sie in der Kirche des Abendlandes noch von den alten Kirchenvätern formuliert worden war, dass nämlich die Seelen der Sünder durch Gebete und Almosen der noch lebenden Menschen aus dem Fegefeuer errettet werden können. Der Islam hat diese Lehre dem Christentum entlehnt: auch bei ihm bedürfen die Seelen der Verstorbenen der Fürbitte der Lebenden. Der Einfluss ging also nicht, wie es Palacios will, sondern in direkt entgegengesetzter Richtung. Bei Dante reinigen sich die Hochmütigen von ihrer Sünde, indem sie ungeheure Steine tragen, so dass sie eine Haltung annehmen müssen, die ihrer früheren auf der Erde entgegengesetzt ist. Wir sehen hier deutlich den Einfluss des Sisyphosmotivs, nur lässt Dante die Steine von den Hochmütigen getragen werden, da bei ihm ja die Strafe der jeweiligen Sünde in kontrastierender Weise angepasst ist. Bei den Mohamedanern kann der Geizige nicht ins Paradies kommen, da er beim Übergange über die schmale Brücke der Rettung mit der ganzen Last seiner irdischen Schätze beschwert ist. Dies ist aber eine ganz andere Vorstellung! In Dantes Purgatorium herrschen Trauer und Herzeleid, ebenso in dem der Mohamedaner. Ist es nötig, derartige Übereinstimmungen beizubringen? Palacios führt sie trotzdem zu Dutzenden an. Ich will nur noch an einem Beispiele zeigen, wie sehr er sich durch haltlose Vergleiche bestimmen lässt (S. 245). In Tundals Vision hat ein Mensch eine Kuh gestohlen, und er muss nach seinem Tode mit der Kuh zusammen die schmale Brücke der Rettung überschreiten, die ins Paradies führt. Das heisst: Die auf der Erde begangene Sünde macht es dem Sünder unmöglich, über diese Brücke ins Paradies zu gelangen. Nun findet Palacios bei den Mohamedanern einen Text, wo von der religiösen Steuer Zekat die Rede ist, die besonders vom Vieh erhoben wurde. Dabei wird folgende Drohung ausgestossen: «Wer die Steuer für ein Schaf, eine Kuh oder ein Kamel nicht zahlt, den wird im Jenseits ein

rasendes wildes Tier in Empfang nehmen, es wird ihn mit seinen Hörnern zerreissen, mit seinen Füssen zertreten und ihn darauf in der Hölle quälen». Hier will Palacios wieder im christlichen Texte eine *copia evidente* des mohamedanischen sehen, während es sich hier und noch sehr oft um *errores evidentes* des spanischen Gelehrten handelt.

Dante verteilt weiter die Heiligen je nach ihren Verdiensten in Kreise, in sieben verschiedene *mansiones celestiales*. Palacios sieht auch hier arabischen Einfluss (S. 190 f.). Diese Aufstellung verschiedener Seligkeitsgrade liegt tatsächlich im Islam vor. Aber W. Rudolph[1] bemerkt dazu mit Recht: «Hier ist noch undeutlich, ob jüdischer oder christlicher Einfluss vorliegt, da verschiedene Grade der Seligkeit nicht bloss von den Christen sondern auch von den Rabbinen gelehrt wurden». Nach jüdischer Vorstellung zerfallen die Heiligen in sieben Gruppen, und die Vollkommensten sind die, welche das Angesicht der Schehina sehen. Darnach ist es wahrscheinlich, dass auch Mohamed das Schauen Gottes als ein besonderes Vorrecht der mukarrabûn betrachtet habe.[2] Bei Dante und nach dem Glauben der Mohamedaner strahlen die Heiligen der verschiedenen Grade in verschiedenem Lichte, und in dieser Hinsicht ist die christliche Überlieferung älter als die mohamedanische. Nach der Bibel und nach dem Talmud leuchten die Heiligen, und an dem verschiedenen Glanz der Gesichter kann man den verschiedenen Grad der Frömmigkeit ermessen.[3] Über die verschiedenen Grade der Seligkeit und den verschiedenen Glanz der Heiligen in der christlichen Literatur vgl. Pokrovskij «Das jüngste Gericht», russ., S. 357. Dies genügt wohl, um zu zeigen, wo die Entlehnung zu suchen ist.

Bei Dante ist das Symbol Gottes der Kreis, bei den Arabern ebenfalls. Also, schliesst Palacios S. 219 f., hat es Dante

---

[1] *Die Abhängigkeit des Qorans v. Judentum und Christentum*, 1922, S. 33.

[2] Rüling, *a. a. O.*, 37. Vgl. auch Pautz, *Muham. Lehre*, 1889, S. 212.

[3] Leszynsky, *Muham. Trad*, 1909, Seite 37.

von den Arabern. Der Schluss ist natürlich verkehrt, denn der Kreis als «a symbol of the all-embracing principle of divin Manifestation»[1] ist weit verbreitet. So haben wir bei Detzel, *Christliche Ikonographie*, I, 563, eine Darstellung Gottes im symbolischen Kreise.

Auch bei den Höllenqualen kehrt Palacios wiederholt zum Gedanken zurück, dass wir es mit einer Entlehnung mohamedanischer Vorstellungen zu tun hätten.[2] Der Gedanke ist zweifellos falsch, denn die Übereinstimmungen erklären sich einfach durch den Einfluss des Christentums auf den Islam, und zum Teil dadurch, dass beide Religionen aus denselben alten orientalischen Quellen geschöpft haben. So haben wir z. B. die durch Schlangen und sonstige Kriechtiere verursachten Höllenqualen auch bei den Kopten, die wieder unter altägyptischem Einflusse standen[3], wo verschiedene Reptile die Sünder quälen und ein riesiger Wurm sie verschlingt. Zum Aufhängen an den Füssen und den Qualen auf dem feurigen Rade können wir ruhig die Kreuzigung des Apostels Petrus und die Räderung christlicher Märtyrer als Parallelen hinzuziehen. Die Rationalisierung der Höllenstrafen und ihre Anpassung an die gerade vorliegende Sünde haben wir im Abend- wie im Morgenlande überliefert.[4] Über die Strafen kann ich nur Krauses Worte wiederholen:[5] «Diese Vorstellungen (von Höllenstrafen) waren so allgemein verbreitet, dass es äusserst gewagt wäre, aus der Übereinstimmung in bestimmten Einzelheiten Schlüsse auf eine Abhängigkeit von einer bestimmten Quelle zu ziehen.» Einige Vergleiche, die Palacios zieht, scheinen freilich auf den ersten Blick überzeugend zu sein, aber beim näheren Zusehen büssen auch sie ihre Beweis-

[1] Gaskell, S. 158.

[2] S. 234, 131 und sonst.

[3] Budge, *Egypt. Ideas*, 1900, S. 112 f.

[4] Pokrovskij, *Das Jüngste Gericht*, 299, 365 ff.

[5] *Dante*, 1897, S. 439.

kraft ein. So trägt bei Dante Bertrand de Born seinen Kopf in den Händen. Dante symbolisiert damit das Ausstreuen des Geistes der Feindschaft und des Haders, das von Bertrand ausgegangen ist, und zur Strafe wird ihm in der Hölle der Kopf vom Rumpf getrennt. Palacios vergleicht dies mit der mohamedanischen Erzählung, wo der Ermordete und der Mörder vor dem himmlischen Richter erscheinen; der Ermordete trägt seinen Kopf zum Beweise des begangenen Verbrechens in den Händen und spricht zum Richter: «Frage den Mörder, warum er mich getötet hat». Eine gewisse Übereinstimmung liegt hier natürlich vor, denn in beiden Fällen trägt ein Mensch seinen ihm abgeschlagenen Kopf. Aber die Übereinstimmung ist rein zufällig, denn in beiden Fällen haben wir es mit einer ganz selbständigen Idee zu tun, die sich aus der vorhergegangenen Situation ergibt: bei Dante wird dem Manne, der die Menschen durch Säen von Feindschaft voneinander trennte, der eigene Leib zertrennt, dagegen wird in der mohamedanischen Legende der Kopf vor den Richter gebracht, um als Sachbeweis für das begangene Verbrechen zu dienen. Übrigens ist die Idee von Dante im Abendlande sehr verbreitet. Vgl. die Legende von dem heiligen Denis, der seinen Kopf vor sich trägt, und Ähnliches bei den Kelten.[1] P. Cahier, Caractéristiques des saints, II, 764: «Sainte Osithe, vierge et martyre en Angleterre. On la fit décapiter. Alors, dit-on, le cadavre se dressant sur ses pieds, prit entre ses mains la tête que le glaive venait d'abattre; et marchant ainsi l'espace de trois cents pas, la sainte se rendit à une église ... Saint-Piat ... porte sa tête jusqu'à cinq lieues de Tournai au village de Séclin où il fut inhumé.» Ähnliches wird von dem heiligen Proculus (ib., 765), dem heiligen Silanus u. a. erzählt (ib.). Cahier schliesst seine Beispiele mit folgender Bemerkung (ib., 766): «Saint Chrysostome nous donne la clef de cette expression des artistes quand il dit: comme des guerriers qui montrent la preuve de léal service, les martyrs, se présentant avec

[1] *Revue celtique*, 12, S. 116 ff.

leur tête entre les mains, peuvent réclamer du roi des cieux tout ce qu'ils désirent.[1]»

Palacios' Behauptungen sind, mit einem Worte, nicht nur falsch, soweit sie sich auf die abendländische eschatologische Literatur vor Dante beziehen, sondern auch in bezug auf die *Divina Comedia* selbst erweisen sie sich oft als irrig. Unwillkürlich fragt man sich, ob nicht sein ganzes Gebäude nichts als ein Gespinst haltloser Kombinationen ist und die von ihm geltend gemachten Parallelen bei näherem Zusehen etwas ganz anderes besagen. Ich kann daher mit noch grösserer Entschiedenheit Gabrielis Worte[2] wiederholen: «Non posso persuadermi che Dante conoscesse tutta codesta letteratura islamica nè direttamente nè indirettamente.» Doch habe ich schon oben gesagt, dass es hier nicht meine Aufgabe ist, über Dante zu handeln, sondern ich habe nur feststellen wollen, dass Palacios' Behauptungen über arabischen Einfluss auf die eschatologische Literatur des Abendlandes vor Dante ganz unbegründet sind.

D. Scheludko.

Trois Dits de Notre Dame

tirés du manuscrit français 24432 de la Bibliothèque nationale.

Le manuscrit français 24432 de la Bibliothèque nationale, qui date des environs de 1340,[3] contient, aux fol. 152 et 153, trois pièces en vers réunies sous cette rubrique commune: *Cy s'ensuivent li Dit de Nostre Dame.* Chacune est composée de trois douzains. La première est une paraphrase de l'*Ave Maria*, comme il y en a beaucoup; j'en ai jadis publié une ici même.[4] Celle-ci est peut-être fragmentaire: en effet, seuls

[1] Cf. auch Rübezahl. Weiteres Material zu diesem Motiv siehe bei H. Günter, *Christliche Legende*, S. 154; *Mule sans frein*, v. 593.

[2] *Intorno alle fonti*, 1919, S. 70.

[3] Voir, p. ex., mon article dans la *Romania*, XLV, 99.

[4] *Neuphilologische Mitteilungen*, 1905, p. 119.

les trois premiers mots de la salutation angélique y sont commentés. Les strophes se composent de six couples de rimes et les vers sont des alexandrins. La formule rythmique est donc:

12 aa bb cc dd ee ff.

On ne connaît pas d'autre exemple de ce type de strophe; mais M. G. Naetebus[1] a enregistré, sous les n^os^ LI—LIII, quelques types apparentés. Les couplets des deux autres pièces présentent le type que les romanistes allemands appellent *Helinandstrophe*, d'après le nom de l'auteur des *Vers de la mort*, qui constituent le plus célèbre et peut-être même le plus ancien échantillon de ce type:

8 aab aab bba bba.

Ces trois *dits* non seulement sont d'une inspiration identique, mais présentent aussi une identité de formules qui permet d'affirmer qu'ils sont tous du même auteur. Ils pourraient appartenir encore au XIII^e^ siècle. Il est vrai que *beneois* A, 13, compte pour deux syllabes; mais il serait très facile de corriger le vers, retouche d'autant plus justifiée qu'ailleurs l'*e* en hiatus conserve sa valeur syllabique. La rime *filz : tiex : mortiex : ciex : gentiex : esciex*, C, II, est une rime «picarde». Au v. 22 de C, il y a une faute de déclinaison: *gentiex* sert de cas régime. La versification laisse parfois à désirer: il y a une césure dite italienne aux v. 3, 32, 34 et un hiatus choquant au v. 25 de la première pièce. Mais ces imperfections, ainsi que l'obscurité de certains autres passages, sont peut-être dues à la corruption du texte.

G. Gröber[2] a mentionné brièvement ces textes. M. A. Bernhardt a analysé les deux derniers dans sa thèse *Die altfranzösische Helinandstrophe* (Münster, 1912), p. 70. Ils ont été enregistrés dans mes *Incipit des poèmes français antérieurs au XVI^e^ siècle* (p. 37, 440 et 437).

---

[1] *Die nichtlyrischen Strophenformen des Altfranzösischen*, Leipzig, 1891.

[2] *Grundriss der romanischen Philologie*, II, 1, p. 975.

(Paris, Bibl. nat., fr. 24432, fol. 152 b)

A

Cy s'ensuivent li dit de Nostre Dame

I AVE tres excellente estoile pure et monde,
Chastellaine des ciex, sauverresse du monde,
Gardïenne et dame du porpris glorïeus
Ou sont vos esleüs qui ne sont enuieus;
Propheuzïé des bons fu, de ce sui je fis,
Que de Yessé nestroit une flour de grant pris
Et dessus cele flour si se reposeroit
Li souverains Espris dont tous biens descendroit.
Cele flour vint de vous, s'en sommes emprainté
Por l'amour de vo fil, quant pour nous son costé
Laissa fendre a Longis. Ce fu pour vous, Marie.
Beneois soit li doulz fruis dont issi tel lignie.

II MARIA, mere au fil dont la sustance vient *(fol. 152 v°)*
Au commun de ça jus quant pour ses filz nous tient,
Bien moustra clerement que moult vous avoit chiere
Quant en la sainte crois vous dist a mate chiere
Du dous virge Jehan: «Fame, vez cy ton fiex.»
Puis a Jehan redist, qui tant est dous et piex:
«Vez cy ta mere, amis, je le te recommant.»
Roÿne sans pareille, s'il ne vous amast tant,
Ceste recommandise au defrois de la mort
N'eüst faite, et par ce sathan n'ot nul remort
En nous, dont vous doit on genoulz flechis loer
Et de vrai cuer servir, roÿne sans amer.

III GRACIA, de grace estes enluminee
Et d'anges et d'archanges nuit et jor encensee.
Vous estes la fontaine enclose de vertu,
Vous estes li tresors dont somes repeü,
Esmeraude gentilz, saphirs plain de purté,
Topace de noblece et rubis de biauté,
Dyamant de douçour et bericle d'amour,

I–11 Laissa *manque au manuscrit.*

II–21 defrois *est le même mot* que deffroy, *dont Godefroy* (II, 589c, s. v. DESFROI 2), *donne un seul exemple au sens de* «trouble, effroi» — 23 Enous dont.

Pecine de grace, baume de grant douçour, *(fol. 152 v°b)*
Oignement pour saner, de concorde racine;
Voirs est que vous estes de tous mauls medecine.
Car prïez vostre fil, qui nous fist a s'ymage,
Qu'au jor du jugement sauve l'umain lingnage.
Amen.
Explicit.

B

Dit de Nostre Dame.

I Voirs est que cilz vit saintement
Qui met cuer et entendement
A servir la dame et amer
Ou li vrais Diex herbergement
Voult prendre, car plus dignement
Ne se pooit il hosteler.
En lui se mist, nel volt grever,
Comme vrais hons s'i voult former;
Tant nous amoit parfaitement.
En ce qu'il vit de nous l'amer,
Si la volt de son sanc laver
Qu'il avoit pris virginalment.

II O flor des flors, dame sans per, *(fol. 153)*
Par vous le monde restorer
Voult Diex, qui moult fu dissolus,
Comme il appert au mors amer
Que fist Adans en entamer
La pomme, dont fumes confus.
Quant il li plot des ciex lassus
En esperit venir ça jus
Et en vostre corps habiter,
Vostre filz, de pitié meüs,
En crois en voult morir tous nus
Por la grant perte racheter.

III O Virge excellente de pris,
Advocate ou saint paradis,
Devant le juge droiturier
Pour pechours genoulz flechis,
Qui vous prïent les cuers marris

Por eulz geter de l'adversier,
C'est de sathan, veilliez prïer
Le seigneur qui tant vous a chier
Qu'il reçoive nos esperis;
Car, quant il vous plest a traictier
De nos prïeres avancier,
Par vous .ij. sommes es ciex mis.

C

Dit de Nostre Dame.

I
Virge, chascuns scet vraiement
Que char en vous corporelment *(fol. 153 b)*
Prist Diex qui le monde forma.
Sans cri, sans noise, sans torment
En delivrastes vraiement,
Onques vo corps n'en peçoia.
Bien moustra cler qu'il vous ama
Quant son ange vous envoia,
Gabrïel, qui tres doucement
Le sien salut vous aporta,
Qui fu d'un *Ave Maria*,
Puis vous couronna saintement.

II
O flor des flors, enluminer
Vous plest tous ceulz qui reclamer
Vous veulent devant vostre filz,
Car ce qu'a vo fil demander
Pour tous vos servans enbaumer
Volez, il veult, ses cuers est tiex,
Come il appert, n'est hons mortiex,
Tant servesist le roy des ciex
Ne les sains c'on doit honorer,
Se de la roÿne gentiex
Ne se fait bien du tout esciex,
Des ciex sera, n'en doit douter.

II. *Les vers* 19—24 *ne sont pas clairs. Mais le sens général doit être celui-ci: il ne suffit pas de servir Dieu et honorer les saints, il faut aussi l'intercession de la Mère de Dieu pour entrer au ciel* — 20 serue sist — 23 esciex *doit être le mot* eschif «*privé, dépourvu, exclu*» — 24 ciex *est d'une lecture incertaine.*

III Lumiere qui tout esclaras,
Soleil qui le monde embelis,
Virge plaine de grant valour,
28 O baumes qui nous adouas,
Mirgesse qui des maulz gueris,
O dyamant de grant douçour,
O bericle de grant amour,
32 Par toy fu sathan desconfis,
Qui nous tenoit en tenebrour.
Roÿne, par tres grant fervour
Conduisiez nous au douteus jor
36 Qu'eslira Diex les siens amis.
Amen.
Explicit.

III–35 deuteus.

Arthur Långfors.

Besprechungen.

Lichtdrucke nach althochdeutschen Handschriften. Codd. Par. Lat. 7640, SGalli 911, Aug. CXI, Jun. 25, Lobcow. 434, hrsg. von **Georg Baesecke.** Halle (Saale), Max Niemeyer, 1926. Preis: 12 RM.

Die Mappe enthält 38 ausgezeichnet gelungene Faksimileblätter von den oben genannten Handschriften, von denen die drei ersten zu der Hrabanisch-Keronischen Sippe gehörenden bekanntlich die ältesten deutschen Glossensammlungen enthalten. Eine sehr wertvolle alte Quelle ist auch der Cod. Jun. 25 der Bodlejana in Oxford; die mitgeteilten Proben enthalten Glossen und Auszüge aus den Murbacher Hymnen. Die Probe aus der Handschrift der Lobkowitzschen Bibliothek in Prag bietet das Beispiel eines Palimpsestes.

Diese erste Auswahl der Sammlung von Nachbildungen althochdeutscher Handschriften, die ursprünglich für die Zwecke des Deutschen Seminars hergestellt wurde, eignet sich vortrefflich für den Unterricht, und man muss dem Herausgeber dankbar dafür sein, dass er den angehenden Germanisten auch an anderen Universitäten Gelegenheit gegeben hat, einen tiefen Blick in die alten Quellen ihres Forschungsgebietes zu tun. Auch dem Verleger, der den Preis aussergewöhnlich niedrig angesetzt ha gebührt unser Dank. *Hugo Suolahti.*

Karl Bergmann, *Deutsches Wörterbuch.* Leipzig, Friedrich Brandstätter, 1923. XX + 404 S.

Bergmann's Wörterbuch ist zugleich die dritte Ausgabe des etymologischen deutschen Wörterbuchs von Paul Immanuel Fuchs. Trotzdem ist die selbständige Leistung des Bearbeiters durchaus nicht zu unterschätzen, der eifrig verbessernd sich um die Entfernung der Fehler und Mängel der Fuchsschen Arbeit redlich bemüht hat. So ist es ihm denn auch gelungen, das Werk im ganzen auf die Höhe des heutigen Wissens zu bringen.

Das Deutsche Wörterbuch Bergmann's ist eine nützliche Leistung vor allem, weil es die Mundarten und Fremdwörter bedeutend ausgiebiger heranzieht als die sonstigen einschlägigen Wörterbücher. Ferner bietet es neben dem alphabetisch geordneten Wörterbuch eine Reihe von Zusammenstellungen, die nach dem Begriffsbereich, dem Ursprung des Wortschatzes und nach sonstigen Gesichtspunkten geordnet sind. Durch diese Anordnung gibt das Buch einen vielseitigen Überblick über den Wortschatz der heutigen deutschen Schriftsprache in dem oben angedeuteten Sinne und Umfang, ohne selbstverständlich dabei Vollständigkeit anzustreben oder auch nur annähernd erreichen zu können. — Selbstredend ist es ebenfalls ein leichtes, Lücken in dem alphabetischen Verzeichnisse nachzuweisen; so vermisst man, um nur ein Beispiel zu nennen, hier ungern ein Fremdwort wie *Milieu.*

Dann einige Einwände gegen die Anordnung des alphabetischen Verzeichnisses. Der Verf. ist bestrebt, etymologisch Zusammengehöriges in Gruppen unter einem gemeinsamen Stichwort zu behandeln. Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden. Aber unzweckmässig und nicht zu empfehlen ist das vom Verf. eingeschlagene Verfahren, unter einem fremdsprachlichen Stichwort einen Haufen von Wörtern zu behandeln, die zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Sprachen ins Deutsche eingedrungen sind und deren Zusammengehörigkeit nur darin besteht, dass sie in letzter Linie auf den durch das Stichwort vertretenen Stamm sozusagen als Urform zurückgehen. Durch dieses Verfahren erhält der Leser, bes. der Anfänger, von der Geschichte der betr. Wörter ein mangelhaftes und schiefes Bild: durch diese Anordnung wird nicht etwa solches, was vom Standpunkt der deutschen Wortgeschichte zusammengehört, zusammengeführt, sondern es werden hier ausserhalb der deutschen Sprachgeschichte liegende und für sie oft irrelevante Verwandtschaftsverhältnisse für die Anordnung massgebend. Es mag das Stichwort *clamare* hier als Beispiel dienen. Erstens ist es nicht an-

gängig ein Wort wie *clamare* (und *cernere, koptein* usw.) mit dem Zeichen F(remdwort) zu versehen; derartige Wörter haben ja garnichts mit dem deutschen Wortschatz zu tun, sind keine Fremdwörter, sondern fremde Wörter. Unter dem Stichwort *clamare* werden behandelt: *akklamieren, -ation*; *deklamieren*; *proklamieren*; *reklamieren*; *Schamade*; *klar*; *Klarinette* usw. Abgesehen davon, dass lat. *clarus* eher zu *calare* (mit der Ablautstufe von *clamare*) gehört, wird ein derartiges Zusammenfassen von chronologisch und geographisch ganz verschiedenen Entlehnungsschichten angehörendem Wortgut keineswegs der deutschen Sprachgeschichte gerecht, was eine solche Darstellung doch unbedingt anstreben sollte. Als Beispiele der Schattenseiten dieses Verfahrens verweise ich noch auf die Stichwörter *capit-, claudere, minor.*

Emil Öhmann.

Marguerite Lips, *Le style indirect libre.* Paris, Payot, 1926. 240 p. in-8°. Prix: 25 fr.

I

L'ouvrage de M^lle^ Lips est un spécimen de l'application des méthodes de la «linguistique statique», dont les savants genevois MM. Bally et Sechehaye ont posé les fondements scientifiques. L'auteur veut nous montrer, à l'aide d'un choix systématique d'exemples tirés des auteurs français, allemands et anglais, sous quelles formes et à quelles époques apparaît ce procédé d'expression littéraire «interlinguistique» auquel elle donne, d'après M. Bally,[1] le nom de «style indirect libre» et qu'on a gratifié, en allemand, de différents termes: «verschleierte Rede»,[2] «Imperfekt der Rede»,[3] «uneigentliche direkte Rede»,[4] «erlebte Rede»,[5] etc., et pour lequel M. Jespersen a choisi l'expression «represented speech».[6]

L'on sait que «le style indirect libre» consiste en ce que le narrateur, en transposant, au besoin, les pronoms et les formes verbales, reproduit les pensées ou les paroles du personnage qui est censé penser ou dire quelque chose, mais sans subordonner

---

[1] *Le style indirect libre en français moderne* (*Germ.-rom. Monatsschrift*, IV (1912), 549—556, 597—606).

[2] Th. Kalepky, *Zum «style indirect libre» (Verschleierte Rede)*, dans *Germ.-rom. Mon.*, V (1913), 608—619.

[3] E. Lerch, *Die stilistische Bedeutung des Imperfektums der Rede* (*Germ.-rom. Mon.*, VI, 1914, 470—489).

[4] G. Lerch, *Die uneigentliche direkte Rede* (Festschrift für Vossler). Heidelberg, 1922.

[5] E. Lorck, *Die «erlebte Rede»*, Heidelberg, 1921 (cf. *Neuph. Mitt.*, 1923, p. 109).

[6] O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar.* New York, 1924.

cette reproduction indirecte à un verbe introducteur. Ainsi, pour prendre un exemple formulé au hasard, il y a «style indirect libre» dans le passage suivant (en italiques): «Le garçon malade était triste. *Était-il vraiment condamné à mourir? Ne pourrait-il jamais guérir?* En «style direct» on dirait: «Le garçon malade se demandait tristement: «*Suis-je vraiment condamné à mourir? Ne pourrai-je jamais guérir?*», et en «style indirect ordinaire»: «Le garçon malade se demandait tristement *s'il était vraiment condamné à mourir, s'il ne pourrait jamais guérir.*»

Il y a entre «l'école genevoise», dont fait partie M^lle^ Lips, élève de M. Bally, et «l'école de Munich» certaines divergences d'opinion assez subtiles concernant la valeur exacte du terme «style indirect libre». M^lle^ Lips reproche aux Allemands d'englober dans ce terme celui de «figure de pensée», lequel serait nécessairement applicable aux cas où c'est le contexte seul qui décide si une énonciation appartient au narrateur, ou bien si elle est la reproduction des pensées (ou paroles) d'un personnage du récit. Pour M^lle^ Lips (p. 106), la «figure de pensée» est «le stade idéal intermédiaire entre le type ambigu [où le lecteur hésite comment il faut interpréter le passage en question] et le procédé linguistique constitué [c'est-à-dire le cas de «style indirect libre»]». Nous avouons ne pas saisir l'importance de cette antinomie d'opinions; c'est, au fond, une affaire de terminologie.

Comme, pour M^lle^ Lips, «la transposition des temps est, avec celle des pronoms, le signe par excellence du style indirect libre» (p. 65), elle s'oppose naturellement à M. Lorck,[1] qui n'admet pas cette transposition des temps, pour qui le style indirect libre se réduit à une question d'imparfait, auquel il attribue une fonction unique, celle de servir l'imagination.[2] Ici encore, comme dans toute cette controverse entre les deux écoles, nous trouvons que l'école genevoise fait trop de cas de la différence qui existe entre le point de vue *statique* et le point de vue *évolutif*. D'ailleurs, quand on essaie, comme le fait M^lle^ Lips elle-même, d'expliquer l'origine du style indirect libre (chap. VI), n'abandonne-t-on pas déjà par là le point de vue *statique* pur?

Malgré ces réserves et quelques assertions douteuses (ainsi, nous ne croyons guère aux «imparfaits par attraction», que nous voudrions interpréter autrement que ne le fait M^lle^ Lips p. 63 et suiv.), le raisonnement de l'auteur contribue beaucoup à nous

---

[1] Die «erlebte Rede».

[2] Voir l'article de Lorck intitulé *Passé défini, Imparfait, Passé indéfini* (*Germ.-rom. Mon.*, VI, 1914, 43—57, 100—113, 177—191).

éclairer sur ce mode d'expression qui s'est développé peu à peu comme type stylistique dans le langage littéraire européen. Le chapitre VII, qui traite de l'évolution du style indirect libre dans la littérature française, est d'un grand intérêt. Il est notamment très curieux de constater que les classiques du XVII[e] siècle, à l'exception de La Fontaine, ne connaissent guère le style indirect libre, «asservis qu'ils sont à la phrase latine, à laquelle ce tour est étranger» (p. 117).

L'ouvrage se termine par un «historique des recherches sur le style indirect libre», où M[lle] Lips passe en revue, un peu trop rapidement peut-être, les différentes interprétations de ce type d'expression, à partir de l'article fameux de M. Bally, de l'année 1912.

En somme, un ouvrage très digne d'être lu.

Voici, pour finir, quelques remarques de détail. P. 67, l. 2—3. Le passage *Son affreuse douleur se changea en un des plus* est, par erreur, imprimé en italiques. — P. 119, note 1, l. 2. Il faut traduire: maintenant il ira chercher le roi ... P. 124, l. 11. Il n'est pas *historiquement* correct de parler de «l'ellipse de *que*» en a. fr. après les verbes déclaratifs (cf. de même plus bas: «l'oubli de *que*»). L'a. fr. a conservé un usage primitif.

A. Wallensköld.

II

Les recherches nouvelles sur le style indirect libre attirent l'attention des linguistes depuis quelques années.[1] Ce moyen d'expression sert à reproduire la parole ou des états intérieurs et suppose un procédé sous-entendu qu'on appelle transposition ou changement d'attitude, c.-à-d., qu'en l'absence de tout signe linguistique, seulement l'état du sujet parlant ou du sujet entendant exprime le discours reproduit. Ainsi l'interprétation du style indirect libre peut varier selon la sensibilité imaginative du lecteur. C'est ce qu'on trouve aussi chez l'auteur du présent livre.

Mais il ne faut pas croire que l'interprète éprouve toujours de telles difficultés, souvent le style en question est bien caractérisé par des signes expressifs, tels que la transposition des temps verbaux et des pronoms personnels. Le mode d'introduction est en général le même que dans l'indirect ordinaire, mais la conjonction manque et l'énoncé ne dépend pas du verbe introducteur (les temps sont transposés, mais non pas subordonnés). Il y a encore d'autres particularités linguistiques qui révèlent le style indirect libre et qui ne sont pas possibles en style indirect ordi-

[1] Cf. le compte rendu de G. Schmidt, *Neuphil. Mitt.*, XXIV, 109—112.

naire, p. ex. les mots d'exclamation, l'intonation interrogative ou exclamative, etc. Tout ceci donne au style indirect libre un caractère plus subjectif et le rapproche du style direct. P. ex: «Frédéric allégua un long procès, la santé de sa mère, il insista beaucoup là-dessus, afin de se rendre intéressant! Bref, il se fixait à Paris, définitivement.»[1] En style direct, le personnage parlant se serait résumé ainsi: «Bref, je me fixe à Paris définitivement.»

D'après M^lle^ L. le style indirect libre est né d'une interprétation fluctuant entre l'énonciation et la reproduction. Cette attitude hésitante de l'écrivain produit un effet impressionniste, qui donne au discours plus de réalité, comme O. Walzel dit dans son étude *Von «erlebter» Rede:* «Gleich allem Impressionismus gestattet sie [die erlebte Rede] ein innigeres Miterleben. Sie darf erlebte Rede heissen, auch weil sie vor allem den Vorgang erleben lässt, ihn nicht durch blossen Bericht ins Begriffliche wendet. Nicht der Dichter sagt was vorgeht, sondern unmittelbar erfahren wir, was der Mensch in der Erzählung erlebt.»[2]

En analysant les différents usages du style indirect libre, soit dans la littérature française, soit en dehors de celle-ci, l'auteur se borne au point de vue statique et ne tend pas à la synthèse historique, quoique les rapports évolutifs soient quelquefois évidents. On regrette aussi l'absence d'une étude plus approfondie des textes anciens français, où l'emploi de ce procédé se trouve à l'état plus ou moins pur, p. ex.: «Et quant il ot ce, si est tant dolenz qu'il li est bien avis que il doie des sens issir. Car vilanie ne feroit il pas au vaslet; et s'il pert ainsi le Chevalier qui s'en vet, il n'avra ja més joie.»[3] — A partir de la constitution définitive du style indirect libre par La Fontaine, M^lle^ L. fournit plus d'exemples et des observations très fines sur l'emploi de ce procédé stylistique qui devient de plus en plus conventionnel chez les écrivains modernes. En général, l'ouvrage de M^lle^ Lips est dans son ensemble un bon guide pour les recherches futures.

Gyula Weöres.

Histoire littéraire de la France, tome XXXVI. Suite du quatorzième siècle. Fasc. 2. Paris, Imprimerie Nationale, 1927. P. I—XXI et 313—668, 4:o.

Les membres de la Commission de l'*Histoire littéraire de la France,* MM. Antoine Thomas (A. T.), Henri Omont (H. O.),

[1] Flaubert, *Éducation sentimentale,* p. 130.
[2] *Zeitschr. f. Bücherfreunde,* 1924, p. 24.
[3] *Queste del saint Graal,* Class. franç. du m. â., XXXIII, 89.

Paul Fournier (P. F.) et Charles-Victor Langlois (C. L.), de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, viennent de publier la seconde partie du tome XXXVI, dont la première a paru à la fin de 1923. L'Avertissement rappelle le passé de cette entreprise de grande envergure, commencée par dom Rivet, de la Congrégation des Bénédictins de Saint-Maur, en 1733. L'œuvre de dom Rivet et ses collaborateurs et continuateurs immédiats va jusqu'au tome XII (1763). Après une interruption de plus de quarante ans, l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres reprit les travaux des Mauristes. La publication du volume suivant coïncidera sans doute avec le deuxième centenaire de l'œuvre et franchira l'étape de 1350. — Le fascicule qui vient de paraître est en majeure partie consacré à des auteurs théologiques et juridiques: *François de Meyronnes, Hugues de Novo Castro, Jean de Bassoles, Nicolas de Lyre, Jacques de Padoue* (C. L.), *Gui Terré, Jean de Semur, Pierre Jame d'Aurillac* (P. F.). Entre ces notices est intercalée celle que M. A. Thomas a consacrée à l'Anglais Nicole Bozon, de l'Ordre de Saint-François, auteur français d'une fécondité rare: son œuvre comprend une collection de contes moralisés, une dizaine de poèmes pieux ou allégoriques et une demi-douzaine de légendes hagiographiques mises en vers français. M. Thomas a l'occasion de rectifier et de compléter, dans sa notice, ce que l'on savait jusqu'à présent sur la personnalité de l'auteur. Ainsi, il faut localiser l'activité de Nicole Bozon dans la région de Derby, et non dans celle d'York, comme l'avait fait M. J. Vising. Pour la date, le début d'une de ses fables offre un point de repère. Il y est parlé de John d'Alderby, évêque de Lincoln, dans des termes qui indiquent qu'il était déjà mort à l'époque. Or on sait que ce personnage mourut en 1320. D'autre part, dans la *Lettre de l'empereur Orgueil,* il y a une allusion au décri des monnaies dites *pollards* et *crokards* à partir de Noël 1299. Ce poème ne peut donc pas être ni antérieur à 1300, ni postérieur de beaucoup à cette date. En tout cas, l'activité littéraire de frère Nicole Bozon s'est manifestée assez longtemps avant la date de 1320, fixée par le début du conte moral mentionné tout à l'heure.

Après l'article de M. P. Fournier sur le jurisconsulte *Petrus Jacobi,* viennent deux études d'ensemble: *Harangues d'apparat des écoles de droit* (P. F.) et *Lettres missives, suppliques, pétitions, doléances* (C. L.), cette dernière traitant aussi, cela va de soi, de textes rédigés en français, puis une notice sur les auteurs anonymes de la *Très ancienne coutume de Bretagne* (P. F.), enfin des notices succinctes: sur *Jacques Fournier, Jacques de Pamiers* (C. L.),

Jean de Bourbon, Les deux Maucreux, l'auteur anonyme des *Styles* de la Chambre des Enquêtes (P. F.), *Jean de Prouville* (A. T.), *Jean Josse de Marville, Géraud du Buis* (H. O.), *Géraud du Pescher, Seguin et Siger, frères mineurs, Élie de Ferrières* (C. L.), *Godefroi Le Coispelier* (A. T.) (auteur d'un ouvrage religieux en prose française intitulé *La Violette,* dont on trouve une mention au XVIII[e] siècle, mais dont aucune copie n'est actuellement connue), sur l'auteur anonyme d'une *Voie de Paradis* en prose française (C. L. et A. T.), Gui de Châtres, l'auteur anonyme d'une *Chronique universelle* en français (H. O.), l'auteur également anonyme d'une pièce en vers anglo-normands sous le nom d'Édouard II (c'est une pièce en huitains, récemment retrouvée dans un manuscrit appartenant au marquis de Bath, à Longleat, et publiée par feu Paul Studer en 1921; c'est probablement la traduction d'une pièce latine dont un érudit anglais a cité, en 1811, les six premiers vers; il y a grande apparence que l'opuscule est d'un clerc qui fait parler le roi et non, comme le voulait Studer, du roi Édouard lui-même); sur l'auteur anonyme d'un *Livre de Fortune* (C. L.) contenant une énigme insoluble que j'ai signalée dans la *Romania* XLV, 265; l'auteur de l'*Arbre d'Amour* (A. T.), qui donne son nom, *Raimont Badaut,* en acrostiche (ce poème n'a que le titre de commun avec deux courts poèmes du XIII[e] siècle que je publierai prochainement); sur l'auteur anonyme du dit *le Songe vert* (C. L.). *Arthur Långfors.*

Hermann Urtel, *Guy de Maupassant.* Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit. Max Hueber, München, 1926.

Ce livre se compose d'une suite de chapitres, dans lesquels l'auteur étudie méthodiquement et en se basant sur une documentation soignée les divers aspects de Guy de Maupassant comme artiste: réceptivité sensorielle, lyrisme et romantisme, Maupassant et les beaux-arts — idées philosophiques — psychologie — humour — la forme artistique — le théoricien — le voyageur — le dramaturge, rapports avec le passé et les contemporains — Bouilhet et Taine, Flaubert — le naturalisme — le style personnel, Balzac — Tourguénief — Swinburne.

Selon M. Urtel, il faut voir en Guy de Maupassant surtout un grand artiste littéraire, un coloriste, un sensitif, d'un tempérament surabondant de vie, une âme ardente. Sa froideur n'est qu'apparente. Le Maupassant, observateur insensible, que nous retrouvons dans presque tous les manuels d'histoire littéraire, n'est qu'un cliché reproduit pour ainsi dire mécaniquement — et un

mauvais cliché. M. Urtel explique le grand succès de Maupassant par le fait qu'on sent vibrer dans toutes ses œuvres une note personnelle. Jamais Maupassant ne paraît plus grand que lorsqu'il décrit la souffrance, toujours sobrement, mais avec une profonde et sincère compassion. Dans la plupart des cas, M. Urtel me semble avoir raison. Toutefois, quand il déclare que Brillat-Savarin a fortement influencé Maupassant, je me demande sur quoi se fonde une pareille assertion.

Des fautes d'impression déparent quelques-unes des citations.

A. v. Kraemer.

Anthologie des troubadours (XII^e—XIII^e siècles). Introduction, traductions et notes par Alfred Jeanroy, de l'Institut, Professeur à la Sorbonne (*Les Cent Chefs-d'œuvre étrangers*). Paris, La Renaissance du Livre, 1927. 160 p. petit in-8°. Prix: broché, 5 fr.

Cette anthologie comprend soixante-dix pièces, traduites et annotées, représentant les principaux genres cultivés par les poètes lyriques du midi de la France: poésies amoureuses, poésies plaisantes ou humoristiques, tensons et jeux-partis, poésies politiques, chansons de croisade, poésies satiriques, poésies morales et religieuses, chansons de danse, romances, aubes, pastourelles. Elle est destinée au grand public lettré, qui trouve dans une introduction substantielle les notions indispensables concernant la société médiévale et les théories courtoises, les centres poétiques et l'histoire externe des troubadours. Mais même les spécialistes y trouvent leur profit: de plusieurs pièces traduites ici avec autant de précision que d'élégance il n'existe que des éditions anciennes et elles n'avaient jamais été interprétées intégralement. Ce recueil constituera un supplément précieux à l'*Histoire générale des troubadours* que M. Jeanroy prépare depuis de longues années et qui, il est permis de l'espérer, ne tardera pas à paraître.[1]

Arthur Långfors.

Methode Gaspey—Otto—Sauer. *Spanische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht* von **Carl Marquard Sauer** und **Heinrich Ruppert.** Sechzehnte

[1] P. 30 (notice sur la comtesse de Die), au lieu de *Guigne,* lire *Guigue.* P. 89, couplet III, au lieu de *à chose,* lire *à cause.* P. 95, au premier couplet du *planh* sur la mort du vicomte de Béziers, le qualificatif *juste* se trouve deux fois.

Auflage. Neubearbeitet von Dr. **Richard Ruppert y Ujaravi,** Lektor für Spanisch an der Universität Giessen. XII + 472 S. 8:o. Dazu gehörig: *Spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch.* 88 S. 8:o. Preis zusammen: RM. 6.—. *Schlüssel zur Spanischen Konversations-Grammatik* von **C. M. Sauer** und **H. Ruppert.** Achte Auflage. Neubearbeitet von **R. Ruppert y Ujaravi.** IV + 70 S. 8:o. Preis: RM. 1.80. Heidelberg, Julius Groos, 1926.

Vorliegendes spanisches Lehrbuch ist eines von den besten, die ich gesehen habe. Die angewandte progressive Methode (für jede Lektion ein grammatischer Teil, Vokabeln, spanische und deutsche Übungsstücke, spanische Lesestücke, Konversation usw.) ist geschickt durchgeführt, die grammatischen Angaben (auch diejenigen über die spanische Aussprache) sind korrekt und deutlich, die Übungsstücke systematisch ersonnen. Im zweiten Teile des Lehrbuches, der syntaktische Fragen behandelt, kommen auch Spanien berührende Auszüge aus spanischen Autoren vor. Nur eine prinzipielle Anmerkung hätte ich gegen die angewandte Methode zu machen: m. E. hätte das Wörterbuch sämtliche Wörter der spanischen Texte erklären sollen, damit ein besonderes Wörterbuch entbehrlich wäre.

Da ich das Lehrbuch ziemlich genau durchgelesen habe, erlaube ich mir einige Berichtigungen für die 17. Auflage zu machen. Einige Ungenauigkeiten rühren offenbar von der Tatsache her, dass der «Schlüssel» (8. Aufl.) nicht in allen Fällen mehr zum verbesserten Lehrbuche (16. Aufl.) stimmt. S. 19, Z. 9. Das engl. Wort *earthy* hat «hartes *th*». — S. 25, Z. 10 v. u. Die Verkürzung *Vd.* ist noch nicht erklärt worden. — S. 29, Z. 17. Es ist eine veraltete Ansicht, dass vor weiblichen mit betontem *a* oder *ha* beginnenden Substantiven *el* statt *la* «des Wohlklangs wegen» stände. Der «Wohlklang» spielt keine lautgesetzstörende Rolle in der Sprache. III(a) áqua hat ganz regelmässig *el agua* gegeben. — S. 54, Tema 5, Z. 12. «Haben Sie gestern meinen Brief erhalten?» wird im Schlüssel ganz richtig mit *¿Recibió Vd. ayer mi carta?* übersetzt. Aber *recibió* ist eine Form, die der Schüler noch nicht kennt. Er hat nur *ha recibido* gelernt. — S. 74, Tema 9, Z. 1. Es wird «gestern abend» im Schlüssel nur durch *ayer* wiedergegeben. — S. 75, Z. 1—2. Der letzte Satz des *Tema 9* fehlt im Schlüssel. — S. 102, Z. 2. Das Komma nach *mozo* ist zu streichen. — S. 103, Z. 8. «Recht gerne. Wählen Sie...» sollte im Schlüssel mit *Con mucho gusto. Escoja Vd.* — — — wiedergegeben werden. — S. 114, Z. 14.

Es fehlen die Beispiele zu *tener (años)*, anstatt dessen andere Ausdrucksweisen angegeben werden. — S. 118, Tema 15, Z. 11. Der Satz «Diese Stadt wird über 600000 Einwohner haben» wird richtig mit *Esta ciudad tendrá más de seiscientos mil vecinos (habitantes)* wiedergegeben, aber der Schüler hat noch nicht den Gebrauch von *más de* vor Zahlwörtern gelernt. — S. 125, Tema 16. Der zweite Satz fehlt im Schlüssel. — S. 131, Ejerc. 17, 2. Der sechste Satz fehlt im Schlüssel. — S. 148, Tema 19, vorletzte Zeile: «Paul» wird im Schlüssel durch *Francisco* wiedergegeben. — S. 151, Z. 15. Sp. *ti* kommt nicht regelmässig von lat. tibi, sondern nur durch analogische Vermittlung von *mí* ⟨ mihi. — S. 155, Z. 4. Lies *las veces* statt *la veces*. — S. 155, Z. 24. Das in die beiden letzten Zeilen an Stelle der Striche zu setzende *se* (= Dativ Sing. des persönlichen Fürworts der 3. Person) vor *lo* wird erst später (S. 160) gelernt. — S. 182, Ejerc. 24, 1, Z. 15. Lies *en él* statt *en el*. — S. 183, Tema 24, Z. 9. Das Verb «ermutigen» wird mit *animar* übersetzt, während im Schlüssel *alentar* gebraucht wird. — S. 220, Z. 21. Lies *estar* statt *eslar*. — S. 242, Ejerc. 34, Z. 7. *Ya que tu desgracia no tiene remedio* wird im Schlüssel ungenau durch «Da an *(ya que)* deinem Unglück nichts zu ändern ist» statt «Da *(ya que)* an deinem» usw. übersetzt. — S. 261, Ejerc. 39, 2, Z. 3. Im Schlüssel fehlt das *tú* des Satzes *Elige tú* usw. — S. 273, Ejerc. 41, 2, Z. 1. Dieselbe Bemerkung gilt für den Satz *No andes tú* usw. — S. 284, Tema 43, Z. 4. Es wird im Schlüssel «eine arme Maurerstochter» mit *la hija de un pobre jornalero* (statt *albañil*) übersetzt. In derselben Erzählung gibt der Schlüssel drei Zeilen später *en seguida* ohne Entsprechung im Lehrbuch. — S. 313, Ejerc. 1, Z. 14. Lies *Agustina* statt *Augustina*. — S. 323, Ejerc. 2, Z. 1. Lies «Ihre» statt «ihre». — S. 339, Ejerc. 5, Z. 12. Das Wort «Volk» wird mit *plebe* übersetzt, während im Schlüssel *populacho* steht. — S. 366, Z. 5 v. u. Lies *los* statt *lo-*. — S. 366, Z. 3 v. u. Lies *esta-* statt *estsa*. — S. 379, Z. 7. Lies «Ihre» statt «ihre». — S. 386, Z. 8. Lies «blieben» statt «bleiben». — S. 398, Z. 6 v. u. Nach dem Lehrbuch soll im Satze «Fragen Sie den Bauer nach dem Weg» «nach dem Weg» mit dem Akkusativ wiedergegeben werden, während im Schlüssel *Pregunte Vd. al aldeano por el camino* steht. — S. 444, Ejerc. 22, Z. 3. «Der andere» wird im Schlüssel in der alten Orthographie mit *próximo* wiedergegeben. — S. 445, Z. 6. Der letzte Satz fehlt im Schlüssel. — S. 457, Ejerc. 24. Im letzten Satze wird «der Knabe» mit *el enfermo* übersetzt (der Knabe war tatsächlich krank).

A. Wallensköld.

M.n Antoni M.a Alcover y Sureda *et* **En Francesch de B. Moll y Casasnovas,** *Diccionari català-valencià-balear, això ès de la llengua que parlen Catalunya espanyola y francesa, l'antich Reyalme de València, les illes Balears, el Principat d'Andorra y la ciutat d'Alguer de Sardenya. Redactat de ... ab el concurs de nombrosos colaboradors, y il·lustrat ab dibuixos de En Francesch de B. y En Jusep Moll y Casasnovas.* Barcelona, depósit: Llibrería Verdaguer; Palma de Mallorca, depósit y administració: St. Bernat, 5, pral. — Tom I: fascicle 1, fascicle 2. — S. a. [1927?]. — LXXI + 48 pages in-4°.

[M.n Antoni M.a Alcover], *Prospecte del Diccionari Català-Valencià-Balear ... obra patrocinada de S. M. l'Alt N'Anfós XIII, Rey d'Espanya ... Iniciador i Director: Mn. Antoni M.a Alcover i Sureda; Redactors: Lo mateix Mn. Alcover, En Francesch de B. Moll, Fr. Miquel Colom, T. Q. R., Fr. Rafel Ginart, T. Q. R., Mn. Francesch Frontera i altres doctes aydadors ...* Ciutat de Mallorca, Estampa de Mn. Alcover, s. a. [1926?]. — 8 + 8 pages in-4°.

«La bona voluntat, el bon sentit, l'entusiasme, a-n el servici d'una idea noble, alta, desinteressada, com la del Diccionari qu'anam a empendre, son una forsa imponderable, son unes grans palanques, son uns factors de gran potencia: les sobra virtut per obrir camins per dins males petjes les mes inaccessibles, per aplanar les muntanyes mes alteroses y agullonades, per tirar ponts demunt els barranchs mes amples y mes fondos, per decantar tots els obstacles ... L'empresa es grossa, es llarga; demana molt de pit, molt de seny, molt de such de cervell. Estam segurs le tener el pit. Si tenim el such de cervell y el seny que nos cal, no ho hem de dir nosaltres: ho dirá la nostra obra.»

Ces mots se lisent dans une brochure lancée en 1902[1] à 500 exemplaires et signée par l'abbé Antoni María Alcover, vicaire général de Majorque. Ce fut un appel, une *Lletra de convit*, à l'adresse de «tous les amis de la langue catalane», les invitant à collaborer à un grand dictionnaire national dont il se proposait de diriger la publication. Le bel enthousiasme d'il y a vingt-cinq ans! L'éloquence de ce langage méridional! Et, d'autre part, le scepticisme que cela provoquait chez les lecteurs habitués

[1] C'est la date que porte mon exemplaire. Dans *Bolletí del Dicc. de la Llengua catal*, 1923, XIII, 124, l'auteur lui-même fait remonter la brochure à 1901.

à hocher la tête devant ces manifestations typiques du tempérament du midi!

Or, le nom de ce même abbé Alcover se trouve inscrit à l'en-tête ci-dessus. Seulement, de simple enthousiaste qu'il était, ou peu s'en faut, à cette époque, il est devenu un spécialiste de premier ordre. «Ein äusserst interessantes Bild der Entwicklung einer originellen bedeutenden Persönlichkeit», dit Meyer-Lübke à propos de lui, dans un article publié en 1925.[1] Personnalité énergique, et, de plus, malléable, capable d'évoluer. «Fern von den wissenschaftlichen Strömungen Mitteleuropas, ohne die bequeme Vorbildung, wie sie unsere mittleren und höheren Lehranstalten bieten, ohne die Hilfsmittel grosser Bibliotheken, in einem Alter, da der 'mezzo del cammin di nostra vita' schon überschritten war...; getragen von jener Begeisterung, die die katalanische Renaissance fast allen geistig regen Katalanen einflösst, erfüllt vom glühenden Eifer des Sendboten... Im Ganzen hat er ... erst durch Selbststudium sich die sprachwissenschaftliche Methode zu eigen gemacht, vor allem musste er den steilen Weg durch das Verhau der deutschen Sprache durchbrechen...». M. Alcover l'a fait depuis 1902. Il a eu, comme il aime à le dire lui-même, peu de sommeil (*poca son*) pendant ces vingt-cinq ans. Ayant pris des proportions très grandes, son œuvre avance toujours, bien dirigée, subventionnée depuis quelques années par l'État espagnol. En ce moment elle est représentée sous nos yeux par le fait accompli des deux premiers fascicules du dictionnaire.[2] Ce n'est que jusqu'au mot *abocada* que nous portent ces fascicules; encore le premier ne contient-il que l'Introduction rendant compte du plan général du Dictionnaire, des procédés techniques adoptés (transcription, étymologie, gravures, etc.), des parlers examinés (avec deux cartes), etc. Une bibliographie occupant 35 pages contient, semble-t-il, même en fait d'articles de revues étrangères, tout ce qui avait paru jusqu'en 1926.[3]

Et comment est fait le Dictionnaire? Le *Prospecte* est accompagné de huit *pàgines de mostra* anticipant sur le texte du Dictionnaire depuis l'article *alen* jusqu'à la première partie de l'ar-

---

[1] Dans l'*Arch. f. d. St. d. neueren Sprachen*; article réimprimé en allemand et traduit en catalan dans le *Bolletí* cité tout à l'heure, 1925, XIV, 115—124.

[2] En lisant les épreuves, je reçois le fasc. 3. Il nous porte jusqu'à *acastellar*.

[3] Une collection de récits qui m'a beaucoup plu et que je citais souvent jadis dans *Neuph. Mitteil.*, les *Marines y Boscatjes* de J. Ruyra, ne se trouve pas indiquée dans la Bibliographie de M. Alcover.

ticle *aleta*, qui est très étendu. Ce prospectus commenté nous facilite la tâche d'apprécier le travail de M. Alcover. Il en ressort, du moins, que les matériaux recueillis ici sont incomparablement plus abondants que ceux qu'on trouve dans n'importe quel dictionnaire catalan ordinaire. A signaler en outre, toujours conformément au Prospectus, que tout en dirigeant le dépouillement lexical d'une infinité de textes anciens et modernes, M. Alcover a visité personnellement 426 localités du territoire, accompagné de quelques collaborateurs; qu'il a fait dessiner par deux de ces collaborateurs tous les objets matériels ayant une dénomination dans quelque parler catalan; et que ces dessins très bien présentés sont reproduits aujourd'hui dans le dictionnaire.

M. Alcover travaille avec beaucoup de soin.[1] Un petit nombre de remarques de détail pourraient être présentés concernant les étymologies; j'y renonce, me bornant seulement à conseiller à M. Alcover de ne pas trop se fier aux indications d'Eguílaz y Yanguas: cet auteur l'a induit en erreur concernant l'article *aaça*; il suffit de remonter à Pedro de Alcalá (éd. de Lagarde) pour voir que ce lexicographe de l'an 1505 n'attribue pas du tout notre mot au valencien, ce qui est péremptoire; il suffit également de feuilleter soi-même le *Vocabulista arávigo* [de R. Martín?] pour corriger la citation donnée ici d'après Eguílaz: «asta, báculo pastoral», car le Vocabulista donne notre mot sous *asta* et sous *baculus*, mais sans «*pastoralis*». Une autre remarque peut avoir, je crois, quelque portée pour la correction des livraisons prochaines: c'est qu'il est inexact d'indiquer l'étymologie de *alestèsia* de la manière dont le fait M. Alcover, puisque le grec possède bien un *αἰσθησία*. C'est d'ailleurs une faute de méthode commise par bien des lexicographes-étymologues. — Du reste, personne a-t-il jamais rien publié en matière d'étymologies un peu nombreuses qui ait pu, de toutes pièces, satisfaire à la critique? Or ce n'était peut-être pas le lieu de toucher à tant de points brûlants; et je vais jusqu'à déclarer qu'à la place de M. Alcover, je me serais imposé le silence en matière d'étymologies peu sûres ou même discutables (cf. Schädel, dans *Bolletí del Diccionari*, 1923, XIII,

[1] Il a même tenu à s'assurer la collaboration d'un savant Arabe de Tétouan afin de pouvoir corriger la transcription de tout mot arabe dont dérive tel ou tel mot catalan, et à indiquer avec beaucoup de précision la valeur des sons prononcés par cet Arabe. Toutefois il n'approfondit naturellement pas la question de savoir si cette prononciation d'un Marocain de nos jours doit être considérée comme identique de tous points à celle des Sarrazins qui jadis transmirent des mots arabes aux ancêtres des Catalans. Bien entendu, sur ce dernier point, il y aurait pas mal à redire.

79, et surtout Meyer-Lübke, *ibidem*, 88). La somme d'information que renferme son Dictionnaire n'en eût été aucunement affectée aux yeux des romanistes. A leur point de vue, au moins, la valeur principale de ce travail réside, je crois, dans l'abondance et le bon agencement des récoltes en fait de géographie linguistique et de contextes anciens et modernes. Et, sous ce rapport, le dictionnaire de MM. Alcover et Moll paraît être très riche et bien composé.

Le but des présentes lignes n'est, somme toute, comme on le voit, que de signaler à l'attention des intéressés le bel exploit d'enthousiasme et de persévérance romane que représente l'entreprise de M. Alcover, et en outre, de lui offrir, avec nos félicitations chaleureuses pour ce quart de siècle si fructueux, l'hommage de nos vœux les plus sincères pour le bon progrès du reste de l'ouvrage. Parmi les grands dictionnaires en cours de publication, romans ou non romans, le *Diccionari català-valencià-balear* occupe une place spéciale. N'oserai-je pas le dire: encore plus que tous les autres que je connais, l'effort de M. Alcover me semble héroïque. Courage! et en avant!

Avant de finir, encore un mot. Oserai-je le prononcer sans commettre une indiscrétion? Que M. Alcover veuille bien pardonner à un critique plus jeune que lui de saisir l'occasion pour émettre le vœu que voici concernant, non pas son Dictionnaire, mais son Bulletin. Tout le monde sait qu'il faut compter, d'une part, avec M. Alcover publiant le Dictionnaire et le Bulletin que j'ai nommés, et de l'autre, avec les patriotes de Barcelone qui se sont constitués en camp opposé autour de l'*Institut d'Estudis Catalans* ayant pour organe l'*Atlas Llingüístic de Catalunya* de M. Griera et leur *Butlletí de Dialectología Catalana.* Or on éprouve certainement un soulagement et une grande satisfaction à voir, dans le dictionnaire qui nous occupe, citer ces derniers comme toute autre autorité, sans animosité. Le desideratum spécial qu'un collègue finlandais se prend la liberté d'émettre maintenant est de voir se produire une accalmie sur les pages du *Bolletí del Diccionari* également. A la distance où je les observe, j'ose trouver infiniment petit tout ce qui sépare les deux camps. Par contre, je vois planer sur chacune de leurs pages respectives quelque chose de bien grand qui semble destiné à les unir dans une liaison ferme: culte du travail positif, abnégation, exploits pour la gloire de la patrie. *O. J. Tallgren.*

Eingesandte Literatur.

Altdeutsche Textbibliothek, begründet von *H. Paul* †, herausgegeben von *G. Baesecke*, Nr. 24: Eine ostdeutsche Apostelgeschichte des 14. Jahrhunderts (aus dem Königsberger Staatsarchiv, Handschrift A 191), hrsg. von *W. Ziesemer*. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1927. 106 S. 8:o. Preis: geh. M. 3.20.

Estudios eruditos in memoriam de Adolfo Bonilla y San Martín (1875—1926), con un Prólogo de *Jacinto Benavente* publícalos la Facultad de Filosofia y Letras de la Universidad Central en Homenaje a su Ilustre ex Decano. Tomo I. Madrid, 1927. 655 p. 8:o.

Hjalmar Falk, Tysk Syntaks for Studerende og Lærere. Oslo, H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), 1927. 119 S. 8:o.

Freytags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Französisch, 107: Rousseau, der Mensch und sein Werk, hrsg. von *A. Hämel*. Leipzig, G. Freytag A. G., 1927. 88 S. 8:o. Preis: geh. M. —.90.

P. Hartig u. *A. Krüper*, England and the English. Ein Lesebuch zur Einführung in Volkstum und Kultur Englands. Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg, 1927. XIV+257 S. 8:o. Preis: geb. M. 4.60.

Histoire littéraire de la France, tome XXXVI: Suite du quatorzième siècle. Fasc. 2, p. 313—668, 4:o. Paris, Imprimerie Nationale, 1927.

Idealistische Philologie, III (1927), 3. München, Max Hueber.

C. P. F. Lecoutere, Inleiding tot de Taalkunde en tot de Geschiedenis van het Nederlandsch. Derde, verbeterde en vermeerderde Druk, bewerkt door *L. Grootaers*. Groningen, J. B. Wolters, 1926. XX+330 S. 8:o. Preis: geb., Holl. Guld. 4.90.

J. Morawski, Les douze mois figurez (Archivum Romanicum, X, 1926, p. 351—63). — La première version de ce poème, qui contient une division de la vie humaine en douze phases comparées aux douze mois de l'année, se termine par quelques vers dont l'éditeur a méconnu le sens. Il faut tout d'abord remplacer la virgule finale du v. 143 par un point, supprimer le point final du vers suivant, et imprimer avec une majuscule le mot que l'éditeur a fait suivre d'un point d'interrogation: c'est le nom de l'auteur ou, tout au moins, du remanieur:

S'il a bien fait il le retreuve.
Par l'Escripture le vous preuve
Le Cuveilier qui souvent sert
De trouver ce que nul ne pert.

A. Långfors.

Publications of the American and Canadian Committees on Modern Languages, Volume I: *Ben D. Wood*, New York Experiments with New-Type Modern Language Texts. XXII+339 p. — Volume II: *G. T. Buswell*, A Laboratory Study of the Reading of Modern Foreign Languages. XII+100 p. 8:o. New-York, The Macmillan Company, 1927.

Paul Scheuermeier, Im Dienste des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz (Separatdruck aus der Festschrift für Herrn Professor Gauchat). Aarau, H. R. Sauerländer, 1926. 12 S. gr. 8:o. — L'*Atlas linguistique et ethnographique de l'Italie et de la Suisse méridionale*, par *K. Jaberg* et *J. Jud* (les enquêtes linguistiques ont été faites par P. Scheuermeier, G. Rohlfs et M. L. Wagner) comprendra 8 volumes d'environ 200 cartes chacun. Le premier paraîtra en autonne 1928. Un volume d'introduction, qui paraîtra à peu près au même moment que le premier volume de cartes, contiendra toutes les indications nécessaires à l'utilisation de l'ouvrage. Prix de souscription (à la maison d'édition Ringier à Zofingue, Suisse) 165 francs or par volume.

A. D. Schoch & *R. Kron*, The Little Yankee. A Handbook of Idiomatic American English treating of the daily Life, Customs and Institutions of the United States. Third Edition. Freiburg i Br., J. Bielefeld, 1927. 203 S. 16:o. Preis: geb., M. 3.—.

William Pierce Shepard, Two derivitive Songs by Aimeric de Pegulhan. Offprinted from Speculum, Volume II, No. 3, p. 296—309. Cambridge, Mass., 1927. [Ce sont les nos 10, 25, et 10, 47 du Grundriss de Bartsch, publiés, traduits et commentés.]

R. Spindler, Englische Metrik in ihren Grundzügen an Hand ausgewählter Textproben dargestellt. München, Max Hueber, 1927. 229 S. 8:o. Preis: geh. M. 5.60, Leinen M. 7.—.

W. O. Streng et *K. Östberg*, Chrestomathie française. Porvoo, Werner Söderström Osakeyhtiö, 1927. 165 p. 8:o. Prix: cartonné, M. Finl. 30.—.

Studien zur Sprachgeschichte Dortmunds. Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Dortmund, hrsg. von Erich Schulz, 1: Die «Synonyma» Jakob Schöppers, neu herausgegeben, sowie mit einer Einleitung und einem deutschen und lateinischen Register versehen von *Karl Schulte-Kemminghausen*. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1927. LIV+179 S. 8:o. Preis: geh. M. 7.—.

Teubners Spanische und Hispano-Amerikanische Studienbücherei, hrsg. v. *F. Krüger*: *H. Hatzfeld*, «Don Quijote» als Wortkunstwerk. Die einzelnen Stilmittel und ihr Sinn. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1927. VII+292 S. 8 o. Preis: geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

G. Tilander, L'origine et le sens de l'expression «je lui ferai mon jeu puïr» (Extrait de Zeitschrift für romanische Philologie, 1927, p. 666–78).

— — Notes d'étymologie française (Extrait de la Romania, LII, 35 pages).

Auguste Vincent, Les noms de cours d'eau formés par découpage d'un nom de cours d'eau ou de lieu. Extrait de la Revue de l'Université de Bruxelles, n° 3, février-mars-avril 1927. 20 p. 8:o.

— — Un opuscule retrouvé: Oratio Dominica 100 linguis expressa, par J.-B. Gramaye. Bruxelles, 1622. Extrait de la Revue belge de philologie et d'histoire, 1927, t. VI, fasc. 1, p. 239–48.

Zeitschrift für Ortsnamenforschung, III (1927), 2. Enthält u. a.: *W. Kaspers*, Untersuchungen zu den rheinischen -ingen-Orten. — *J. Schnetz*, Das Wimpassing-Problem. — *A. Götze*, Liederbach. [La première partie de ce nom de plusieurs cours d'eau a pour base, non pas a.-h.-all. (h)liodar, bruit, mais le nom de la femelle du saumon, qui figure dans le dictionnaire de Lexer sous la forme *Lidere*.] — *H. Krahe*, Salapia. [L'actuel Lago di Salpi, dans la Pouille, est l'ancienne Salapina palus, au bord de laquelle se trouvait autrefois la ville importante de Salapia, dont le nom est, semble-t-il, d'origine illyrienne. Le nom éthnique *Selepitani* se trouve chez Tite-Live. La première partie est constituée par le mot indo-européen qui signifie «sel». Il existe des formes syncopées, *Salpia*, *Salpini*, entre autres chez Vitruve.] — München u. Berlin, R. Oldenbourg.

Schriftenaustausch.

Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis), B, X–XI (1927).

«Ce fastu?», III (1927), 9–10.

J. Gordon, Der Ichbegriff bei Hegel, bei Cohen und in der Südwestdeutschen Schule, hinsichtlich der Kategorienlehre untersucht. Diss. Hamburg, 1926. 80 S. 8:o.

Iberica, VII (1927), 3–4.

Käthe Janz, Über den Vergleich von Helligkeitsgefällen. Diss. Hamburg, 1927 (Sonderabdruck aus Psychologische Forschung, Band 9, S. 354–388). 8:o.

Gretchen Krönig, Das Problem der Selbstsetzung in seiner Entwicklung von Kant bis Fichte, mit besonderer Berücksichtigung von J. S. Beck. Diss. Hamburg, 1927. 63 S. 8:o.

Les Langues Modernes, XXV (1927), 2, 4 & 7.

Kurt Leese, Von Jakob Böhme zu Schelling. Eine Untersuchung zur Metaphysik des Gottesproblems. Diss. Hamburg, 1927. 65 S. 8:o.

Litteris, IV (1927), 2.

Alfred Lorenzen, Die Gedichte aus dem Maniōshū in Text und Übersetzung, mit Erläuterungen. Diss. Hamburg, 1927. 96 S. 8:o.

Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 23. Nr. 7: *Ernst A. Kock*, Notationes Norrœnæ. Anteckningar till Edda och Skaldediktning. Nionde delen. Lund, 1927.

Anna Mangels, Sondererscheinungen des Spanischen in Amerika. Diss. Hamburg, 1926. 87 S. 8:o.

Moderna Språk, XXI (1927), 7–8.

Modern Languages, VIII (1927), 6.

Museum, XXXIV (1927), 11–12, XXXV, 1–2.

Die Neueren Sprachen, XXXIV (1926), 6, & XXXV (1927), 1, 5 & 6. Beiheft Nr. 12 a: Englische Literaturstunden auf der Oberstufe. Aus der Unterrichtspraxis von *E. Moosmann*. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1927. Preis: geh. M. 2.50.

Publications of the Modern Language Association of America, XLII, 3.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, VI (1927), 1–2.

H. J. Ritter, Docta ignorantia. Die Theorie des Nichtwissens bei Nicolaus Cusanus. Diss. Hamburg, 1927. 45 S. 8:o.

Ernst Schultze, Wirkung und Verbreitung des deutschen Rolandsliedes. Diss. Hamburg, 1927. 95 S. 8:o.

Slavia, VI (1927), 1.

University of Illinois Studies in Language and Literature, Vol. XI, No. 3: *Arthur Hamilton*, A Study of Spanish Manners 1750–1800 from the Plays of Ramón de la Cruz. Urbana, Ill., 1926. 72 p. 8:o. Price: $ 1.00.

Die Universität Hamburg in Wort und Bild. Herausgegeben im Auftrag des Akademischen Senates, bearbeitet von *W. Weygandt*. Hamburg, ohne Jahr. 158 S. 8:o.

Virittäjä, XXXI (1927), 7.

Mitteilungen.

Einheimische Veröffentlichung: Recueil de chansons pieuses du XIII^e siècle, publiées par *Edw. Järnström* et *Arthur Långfors*, II (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, XX, 4). Helsingfors, 1927. 213 p. 8:o.

Ausländische Besprechung einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXVII, bespr. von M. Roques in *Romania*, LIII, 263–4.

Cours de l'Alliance Française (101, boulevard Raspail, Paris, VI^e^). L'École pratique de langue française offre aux étudiants étrangers six séries de cours: 1° Un cours complet d'études françaises; ce cours comprend deux sessions: session d'hiver, du 3 novembre au 28 février, et session de printemps, du 1^er^ mars au 30 juin. 2° Des groupes de travail, composés de cinq étudiants, et formés, chaque mois, du 3 novembre au 30 juin. 3° Des exercices pratiques pour les étudiants de la Sorbonne; ce cours, donné du 3 novembre au 30 juin, est destiné aux étudiants inscrits à l'Université, et, plus particulièrement, à ceux qui suivent le Cours de civilisation française ou l'École de préparation des professeurs de français à l'étranger. 4° Une préparation aux facultés et aux écoles supérieures de France; cet enseignement est destiné aux futurs étudiants des Universités et des grandes écoles; il se donne, chaque année, pendant les mois de septembre et d'octobre. 5° Une préparation au certificat d'études françaises délivré par l'Université de Paris et exclusivement réservé aux étudiants de nationalité étrangère; cet enseignement est donné du 3 novembre au 15 juin. 6° Des cours du soir, ouverts du 1^er^ octobre au 30 juin.